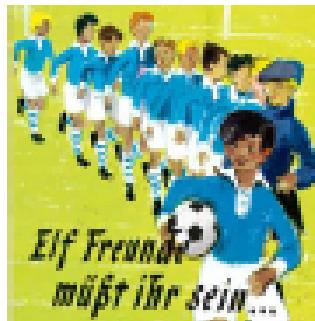
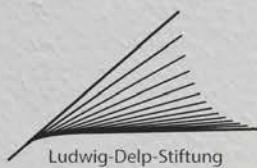




Das Magazin
der Medienjubiläen

Institut für Kommunikationswissenschaft der
Otto-Friedrich-Universität Bamberg





WWW.LUDWIG-DELP-STIFTUNG.DE



Editorial



Liebe Leserin, lieber Leser,

Elf Freunde müsst ihr sein ist der Titel eines Romans über – klar doch – Fußball. Vor genau 70 Jahren ist er erschienen und sein Autor, Sammy Drechsel, wurde vor 100 Jahren geboren. Ein „Fall“ – klar doch – für uns, für *Anno*. Elf Hefte sollen's sein: Was ihnen hier vorliegt, ist unsere elfte Nummer.

Nostalgisch mutet er an, der Inhalt von Drechels Roman über jugendliche Kameradschaft, heute, da Kameradschaft (als Schlagwort befleckt schon aus finsternen Kriegszeiten) nach Mottenkiste muffelt und im Profisport längst zum Teamspirit mutiert ist, ein Begriff eher aus der Marketingkiste.

Nostalgisch ist auch mir zumute. Das elfte Heft unseres Magazins der Medienjubiläen, es ist: das letzte. Einmal noch nehmen wir Sie mit auf unsere Zeitreise in 25-Jahres-Schritten in die Vergangenheit.

An alte Stühle erinnern wir diesmal, vor 75 Jahren erstmals gebaut und seither von und in tausenden Schulen besessen. Und an neueste Technik von einst: an 25 Jahre Geocoaching und an 175 Jahre Telegraphie. Genau 100 Jahre ist das Hörspiel im deutschen Radio alt, das heute als Podcast fröhliche Urständ feiert. Vor 375 Jahren ist in Leipzig weltweit erstmals eine Zeitung tatsächlich täglich erschienen. Heute gedruckt ein Auslaufmodell? Vor 1425 Jahren (okay, so ganz genau wissen wir hier das Datum nicht) riefen wohl erstmals Kirchenglocken zum Gebet. Und rund 5.000 Jahre ist die Keilschrift alt.

In Mini-Essays und etwas längeren Berichten erinnern wir an sie und an weit mehr als hundert weitere Jubiläen. Darunter sind freilich auch wieder viele Jubilare: bis heute Berühmte wie Honoré

de Balzac, Thomas Mann und Rainer Maria Rilke ... und fast vergessene wie Karl Heinrich Ulrichs, vor 200 Jahren geborener Vorwegbereiter der Gleichstellung Homosexueller, oder Hugo von Trimberg (der freilich in Bamberg in hohen Ehren gehalten wird, als Namensgeber der universitären Promovierendenförderung). Jubilarinnen kommen selbstverständlich ebenfalls zu ehrendem Gedächtnis, aus ganz unterschiedlichen Gefilden: die hochbeliebte Rosi Mittermeier und die hoch umstrittene Margaret Thatcher, eine „Melissengeist“ produzierende Klosterfrau, die Wachsfiguren-Madame Marie Tussaud und und und.

Elf Sätze wollte ich eigentlich zu Beginn des elften Heftes schreiben. Nun, es ist mal wieder mehr geworden, wie so oft in *Anno*. 52 Seiten sollte die erste Nummer, 2013 ist sie erschienen, umfassen, doch es waren dann 124 und in den letzten beiden Nummern sind wir bei je 204 Seiten angekommen.

So soll jetzt wenigstens der letzte Satz des elften und letzten Editorials genau elf Worte lang sein – und, wie so oft, ein Zitat enthalten, diesmal aus einem 1936 als Filmmusik geschriebenen Schlager von Peter Kreuder (der übrigens vor genau 120 Jahren geboren wurde).

Ich „sag beim Abschied leise Servus“ – und wünsche letztmalig: viel Lesevergnügen!

Herzlichst
Ihr


Markus Behmer

Impressum

Herausgeber:

Prof. Dr. Markus Behmer
Institut für Kommunikationswissenschaft
Otto-Friedrich-Universität Bamberg

An der Weberg 5
96047 Bamberg

Tel. 0951-863-2217, markus.behmer@uni-bamberg.de

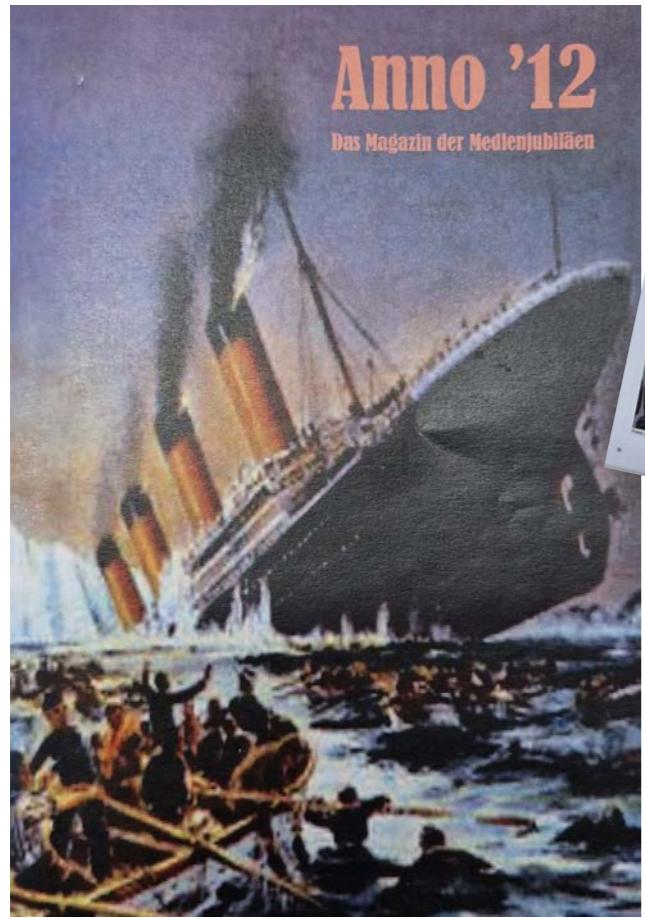
Markus Behmer (v.i.S.d.P.)

Markus Behmer mit Unterstützung von Luisa Braunreuther,
Xenia Hagelgans und Katharina Möckel

Luisa Braunreuther

Xenia Hagelgans

K



Cover und vier Beispieleseiten aus der Nullnummer von Anno aus dem Jahr 2012. Collage: Markus Behmer



Inhalt

Bescheiden war der Anfang: Im Wintersemester 2011/2012 veranstaltete ich ein Seminar, um eine Zeitschrift zu konzipieren. Der Titel stand bald fest: *Anno*. 48 Seiten Umfang sollte sie haben, rund 20 Themen behandeln, allesamt „Medienjubiläen“. Am Ende des Seminars stand zumindest eine Nullnummer, nur in wenigen Exemplaren kopiert, mit Heftklammern gebunden, im DIN A5-Format. Der zehnte Todestag von Astrid Lindgren wurde doppelseitig gewürdigt, der „*Spiegel*-Affäre“ vor damals 50 Jahren auf drei Seiten gedacht. Und dass es hundert Jahre her war, als die *Titanic* untergegangen ist, sorgte für das Titelmotiv. Ein Jahr, ein weiteres Seminar sollte es noch dauern, bis dann die erste Nummer rauskam: *Anno* 13, schon mit dem Setzkasten-Coverlayout, das wir seither – schon der Wiedererkennbarkeit halber – beibehalten haben. Was gleich aus dem Ruder lief, war die Länge: 124 Seiten mit 94 Beiträgen wurden es gleich mal. Auf einen Eisberg aufgelaufen, *Titanic*-mäßig gesunken ist das Projekt nicht, vielmehr sind es nun elf Nummern geworden mit zusammen exakt 1.820 Seiten und weit mehr als 1.300 Beiträgen von rund 250 Autorinnen und Autoren. Ihnen allen auch bei dieser Gelegenheit noch einmal ein ganz herzliches Dankeschön! Jetzt soll Schluss sein. Ich gehe allmählich der Pensionierung entgegen, andere Projekte harren der Erledigung, der Zeitaufwand ist immens (das ist wie beim Eisberg: Nur ein kleiner Teil ist auf oder über der Oberfläche sichtbar) ... Genau 125 Beiträge liegen nun noch vor Ihnen, in diesem unserem letzten Heft, *Anno* 25, das übrigens erstmals nicht im Jubiläumsjahr selbst erscheint, sondern als „Jahresrückblickheft“ erst im Januar 2026.

Markus Behmer

Editorial / Impressum	3	1975	Tuffi in Wuppertal	69	
Gedenken mit Gedichten	6	Franko und Vietnam	42	1925	
Prolog: Das Jahr Null	14	Transición in Spanien	43	Politisches Geschehen	70
2000		Saturday Night Live	44	Trude Unruh	72
Jahrtausendwende	16	Schwarzer vs. Vilar	45	Margaret Thatcher	73
Entführung auf Jolo	18	Josephine Baker	46	Claus Hinrich Casdorff	74
Dotcom-Blase	20	Lillemor's Buchladen	48	Reichs-Rundfunk Gesellschaft	75
Post-Privatisierung	21	Ivo Andrić	49	Gerd Bacher	76
Big Brother	22	Mascha Kaléko	50	Sammy Drechsel	78
Sims	24	Polizeigewalt gegen A. Diallo	52	Hans Rosenthal	79
Ernst Dieter Lueg	26	Heinz Klevnow	53	Franca Magnani	80
Konrad Kujau	26	Filmseiten	53	Carola Stern	81
Charles M. Schulz	28	Pier Paolo Pasolini	55	Malcolm X	82
Don Martin	29	Musikseiten	56	Fußball im Radio	84
Addi Furler	30	1950		Erstes Hörspiel	85
Emil Zátopek	31	Kufenstuhl	58	Mörder Fritz Haarmann	86
Filmseiten	33	ARD	59	Filmseiten	88
Napster	35	Rio Reiser	60	Sergei Jessenin	91
Playlist des Jahres	37	Rowohlt-Rotations-Romane	62	Hanns Dieter Hüsch	94
Windows 2000	38	Filmseiten	64	1900	
Geocaching	39	Max Beckmann	65	Lex Heinze	95
MDR JUMP	40	Rosi Mittermaier	66	Guide Michelin	96
		George Orwell	68	Antoine de Saint-Exupéry	97

Arnold Weiss-Rüthel	98	Braille-Schrift	145	1400	
Herbert Bayer	100	Karl Heinrich Ulrichs	146	Geoffrey Chaucer	174
Filmseiten	102	Hauffs Märchen	147	1300	
S. Freuds „Traumdeutung“	104	Ferdinand Lassalle	149	Hugo von Trimberg	177
Margret Bovari	105	1775		1275	
Oscar Wilde	106	Unabhängigkeitskrieg	150	Marco Polo	179
Fußball	108	Klosterfrau Wilhelmine Martin	152	um 1200	
1875		1750		Deutsche Dichtung	181
Georg Herwegh	111	Friedrich Ludwig Sckell	153	1000	
Thomas Mann	113	Bruder Barnabas	154	Wikinger in Amerika	184
B. Smetanas „Die Moldau“	118	David Friedländer	155	600	
Otto Groth	120	1725		Glocken als Taktgeber	185
Edgar Wallace	122	Peter I.	157	525	
Rainer Maria Rilke	123	Lübecker Wunderkind	158	Boethius	187
Hans Christian Andersen	124	Verbrecher Jonathan Wild	159	um 400	
Kanalschwimmer / Edgar Rice		1675		Buchleinband	189
Burroughs / Rudolf von Sebottendorf / Stefan Großmann	126	M. S. Merians Blumenbuch	161	25	
Räuber Kneißl	128	1650		Silius Italicus	190
1850		Erste Tageszeitung	162	500 v. Chr.	
Telegraphie	130	René Descartes	164	Aufstand der Ionier	192
Margaret Fuller	133	1625		2000 v. Chr.	
Madame Tussaud	134	Lubki	166	Palast von Knossos	194
Robert Louis Stevenson	136	1525		3000 v. Chr.	
Guy de Maupassant	138	Bauernkriege	168	Keilschrift	196
Honoré de Balzac	140	Thomas Müntzer	169		
1825		Cuaughtémoc	170	Nachruf Holger Böning	197
Ludwig I.	142	1475			
Eisenbahn	144	Thomas Murner	172	Autorinnen und Autoren	200
		Simon von Trier	173	Was fehlt	202



Gedenken mit Gedichten

Auch auf 200 Seiten lassen sich – keine Frage – nicht annähernd alle Jubiläen der Jahre würdigen, die auf 25, 50, 75 oder 00 enden. An drei Poeten und eine Dichterin sei auf dieser und den folgenden Doppelseiten wenigstens anhand kurzer Verse von ihnen erinnert.

Text(auswahl): Markus Behmer

Zweierlei Handzeichen

ich bekreuzige mich
vor jeder Kirche
ich bezwetckige mich
vor jedem obstgarten
wie ich ersteres tue
weiß jeder katholik
wie ich letzteres tue
ich allein
Ernst Jandl

Ernst Jandl hat 2025 gleichsam ein Doppeljubiläum: Am 1. August 1925 wurde er in Wien geboren, am 9. Juni 2000 ist er ebendort gestorben. Der Großmeister der kleinen Form ist mit seiner experimentellen, oft wunderbar witzigen, zugleich tiefssinnigen Lyrik längst im Kanon der Anthologien und Schulbücher angekommen.



Foto: Markus Behmer

Frühling 1946

Holde Anemone,
bist du wieder da
und erscheinst mit heller Krone
mir Geschundenem zum Lohne
wie Nausikaa?

Windbewegtes Bücken,
Woge, Schaum und Licht!
Ach, welch sphärisches Entzücken
nahm dem staubgebeugten Rücken
endlich sein Gewicht!

Aus dem Reich der Kröte
steige ich empor,
unterm Lid noch Plutons Röte
und des Totenführers Flöte
grässlich noch im Ohr.

Sah in Gorgos Auge
eisenharten Glanz,
ausgesprühte Lügenlauge
hört' ich flüstern, dass sie tauge
mich zu töten ganz.

Anemone! Küssen
lass mich dein Gesicht:
Ungespiegelt von den Flüssen
Styx und Lethe, ohne Wissen
um das Nein und Nicht.

Ohne zu verführen,
lebst und bist du da,
still mein Herz zu rühren,
ohne es zu schüren –
Kind Nausikaa!

Elisabeth Langgässer

Elisabeth Langgässer, 1899 in Alzey geboren, publizierte in der ersten Hälfte der 1930er Jahre Hörspiele, einen Roman und Gedichtanthologien. 1936 erhielt sie als – nach der NS-Diktion – „Halbjüdin“ Publikationsverbot; ab 1942 musste sie Zwangsarbeit in einer Munitionsfabrik verrichten. An Multipler Sklerose erkrankt, starb sie am 25. Juli 1950. Mit ihrer eigenen Haltung im „Dritten Reich“ setzte sie sich teils kritisch auseinander, es als „Tändeln mit Blumen und Blümchen über dem scheußlichen, weit geöffneten, aber eben mit diesen Blümchen überdeckten Abgrund der Massengräber“ darstellend.



Der Onkel Bumba aus Kalumba tanzt nur Rumba

Der Onkel Bumba aus Kalumba tanzt nur Rumba.
Die kleinen Babys in Kalumba tanzen Rumba.
Ja selbst die Sonne und der Mond und auch die Sterne
in Kalumba tanzen
Rumba, Rumba, Rumba, Rumba, Rumba
Fritz Rotter (Comedian Harmonists)

Fritz Rotter, am 3. März 1900 in Wien geboren (und 1984 in Ascona gestorben) gehörte zu den produktivsten und beliebtesten Schlagertextern und Filmmusikkomponisten im Berlin der späten 1920er und frühen 30er Jahre. Als Jude musste er Deutschland 1933 verlassen, ging zunächst nach Wien, emigrierte dann nach England und weiter in die USA. Zu seinen Hits gehörten „Ich küssse ihre Hand, Madame“, eingesungen von dem großen Opern-tenor Richard Tauber, sowie die Comedian Harmonists-Klassiker „Veronika, der Lenz

ist da“ und eben der „Onkel Bumba“ aus dem fiktiv-exotischen Kalumba.

Einst heiter-hip, könnte der Text heute als unpassend stereotypisierend empfunden werden – wie manche antiquierten Zeilen der „leichten Muse“. Oder gar als übergriffig? So, wenn es in Rotters „Ich küssse ihre Hand ...“ heißt: „Ja, dann werden Sie schau'n, Madame / Küss' ich statt Ihrer Hand, Madame, / nur Ihren roten Mund.“ Und schließlich: „Hau' ich statt Ihren Hund, Madame, / Sie selber auf den Mund.“



Gedicht

Zerstörte Landschaft mit
Konservendosen, die Hauseingänge
leer, was ist darin? Hier kam ich
mit dem Zug nachmittags an,
zwei Töpfe an der Reisetasche
festgebunden. Jetzt bin ich aus
den Träumen raus, die über eine
Kreuzung wehn. Und Staub,
zerstückelte Pavane, aus totem
Neon, Zeitungen und schienen,
dieser Tag, was krieg ich jetzt
einen Tag älter, tiefer und tot?
Wer hat gesagt, daß sowas Leben
ist? Ich gehe in ein
anderes Blau.

Rolf Dieter Brinkmann

Rolf Dieter Brinkmann wurde nur 35 Jahre alt. 1940 in Vechta geboren, ging er am 23. April 1975 in „ein anderes Blau“: Vor einem Londoner Pub – Shakespeare hieß er, ausgerechnet – wollte er eine Straße überqueren, achtete nicht auf den Linksverkehr und wurde von einem Auto erfasst. Er hinterließ Erzählungen, Briefe, Collagen, Hörspiele, einen Roman, Entwürfe ... und hunderte Gedichte.

Foto: Markus Behmer

Die Nullnummer

Warum es das Jahr 0 nicht gab, was dies für unsere Zeitrechnung bedeutet, welche Folgen es für das Magazin der Medienjubiläen hat und worauf überhaupt kalendarisches Zählen beruht. Ein Essay von Markus Behmer.

Aufmerksame Leserinnen und Leser von *Anno* werden es vielleicht gemerkt haben: Immer dann, wenn ein Ereignis sehr weit zurücklag, hinter der Zeitenwende, wurde es ungenau, nur scheinbar „rund“ in unserer Jubiläumszeitreihe.

So feierten wir in *Anno* 15 den 2500. Geburtstag von Gorgias von Leoninoi, geboren im Jahr 485 v. Chr. – eigentlich war dieser aber erst 2.499 Jahre her. In *Anno* 16 erinnerten wir an Caesars Trauerrede auf seine verstorbene erste Frau Cornelia, gestorben im Jahr 84 v. Chr., was 2016 erst 2.099 Jahre her war. In *Anno* 23 war schließlich der Einsturz des Kolosses von Rhodos ein Thema – bei einem Erdbeben im Jahr 227 vor Christus, mithin kalendarisch genau genommen erst vor 2.249 Jahren. Aber 227+2023, das macht doch rechnerisch 2.250 und 485+2015 exakt 2.500? Ja, schon, doch ...! Wo liegt der Fehler?

1000 v. Chr. ist nicht 3.025 Jahre her

Lassen Sie uns mit einer ganz banalen Frage beginnen: Wie lange lebt ein Kind, bis wir seinen ersten Geburtstag feiern? Nun, klar, 365 Tage halt; in Schaltjahren schon mal 366. Und wie viel Zeit ist vom Ausgangspunkt unserer kalendarischen Übereinkunft her vergangen, bis wir beim Jahr 1 ankommen, wie viele Tage also liegen zwischen dem Ende des Jahres eins vor Christi Geburt und dem Anfang des Jahres eins danach? Keiner! Jesus hätte mithin am Tag, als Maria ihn geboren hat, zugleich auch seinen 1. Geburtstag gehabt, wäre sofort ein Jahr alt gewesen.

Hätte, wäre ... Wir wissen freilich, dass dieser Tag ohnehin von den Kalendermachern, vielmehr den Kirchenoberen willkürlich festgelegt worden war, kurioser Weise auf die Nacht vom 24. auf den 25. Dezember und nicht auf den 1.1. (der mithin Tag 7 oder 8 nach Christi Geburt sein müsste). Und das katholische Kirchenjahr gar, das beginnt an einem jährlich wechselnden Datum: Immer am ersten Sonntag im Advent.

Zudem haben Forscher (fast durchweg Männer, jedenfalls keine sprichwörtlichen Milchmädchen) durch den Abgleich

neutestamentlicher Erwähnung und historisch verbürgter Ereignisse ermittelt, dass der historische Jesus höchstwahrscheinlich drei oder vier Jahre vor der Zeitenwende zur Welt kam – frühestens wurde er im Jahr 6 v. Chr. geboren, spätestens im Jahr 4 n. Chr. Genaues Datum unbekannt.

Doch zurück zur kalendarischen Koinzidenz des (vermeintlichen) Tages von Jesu Geburt und seines ersten Geburtstags: Hat sich da schlicht wer verrechnet? Ein Jahr vergessen? Keineswegs. Es ist vielmehr so, dass es weder im antiken Griechenland noch im alten Rom die Null gab. Mathematisch bedeutet dies, dass auf dem Zahlenstrahl auf die -1 gleich die 1

folgt – und kalendarisch, dass ein Jahr fehlt. Dies galt auch noch, als im Jahr 525 der heutigen Zeitrechnung – vor exakt 1.500 Jahren also, hier stimmt es – der römische Mönch Dionysius Exiguus vorschlug, Christi Geburt zum neuen Ausgangspunkt des Kalenders zu machen. Der Grund dafür war rein pragmatisch: So sollte es leichter werden, Jahr für Jahr den Ostertag festzulegen, aber das ist eine andere Geschichte. Vorher, im römischen Reich, war die legendenhafte Gründung Roms als Bezugs- und Ausgangspunkt genommen worden, festgelegt auf das (gemäß heutigem Kalender) Jahr 753 v. Chr.; gerechnet wurde nach einem Mondkalender, bis im Jahr 47 vor Christus unter Julius Caesar mit dem julianischen Kalender die Orientierung an der Sonne per Order verfügt wurde und mithin die Jahresdauer auf 365 Tage (statt zuvor 355 Tage und notwendigen Schaltmonaten alle 13 Jahre). Sehr viel später dann, im römischen Kaiserreich, wurde ab dem Amtsantritt des Kaisers Diokletian im Jahr 284 (n. Chr.) gezählt. Vor 153 v. Chr. war übrigens im alten Rom der 1. März der Jahresanfang, dann erst der 1. Januar – der Tag, an dem die Konsuln ihr Amt antraten.

Bis sich der Vorschlag des Dionysius, dieses Mönchs aus Rom (einst trotz seiner großen Leistung auch Denys der Kleine genannt), weithin durchsetzte, sollten allerdings einige Jahrhunderte vergehen. Lange wurde im frühen Mittelalter vielfach ausgehend vom Herrschaftsbeginn des jeweiligen Regenten oder des Papstes gezählt. Zur weitreichenden, wenigstens mittel- oder westeuropäischen Vereinheitlichung des Kalenders, orientiert eben an Christi Geburt, kam es erst, als Karl der Große am 1. Weihnachtsfeiertag des Jahres 800 zum Kaiser des Frankenreichs gekrönt wurde. In amtlichen Dokumenten wurde diese Zeitrechnung jedoch erst gegen Ende der ottonischen Zeit, um die erste Jahrtausendwende, zur Regel, im orthodoxen Russland gar erst in der Zeit der Regentschaft Peter des Großen im 18. Jahrhundert.

Seit 1582 fehlen zudem zehn Tage

Noch nicht komplex genug? Na gut, gehen wir ins Jahr 1582. Wieder ging es um das Osterfest, diesmal um das Problem, dass dessen kalendarisches Datum über die Jahrhunderte immer weiter vom (astronomischen) Frühlingsanfang abwich – zehn Tage schon, seit das Christentum im 4. Jahrhundert Staatsreligion im Römischen Reich geworden war. Der Grund: Das julianische Jahr war etwas zu lang gemessen am tatsächlichen Sonnenlaufzyklus der Erde, die Schaltjahresregelung zu ungenau. So erließ Papst Gregor XIII. am 24. Februar 1582 die Bulle *Inter gravissimas*: Die durchschnittliche Jahreslänge

wurde fürderhin um 0,0075 Tage gekürzt (auf nun 365,2425 Tage) – und die zehn „überfälligen“ Tage wurden schlicht gestrichen. Man sprang also am päpstlich festgelegten Stichtag, dem 5. Oktober 1582, direkt auf den 15. Oktober.

Was allerdings ein neues Problem aufwarf: Der Wille des Papstes war Befehl ja nur in den katholischen Gegenden und Staaten, nicht in den im wildbewegten 16. Jahrhunderten protestantisch gewordenen Regionen, nicht im weiten Raum der Orthodoxie (von anderen Weltgegenden nicht zu reden). Mit manch kuriosen Folgen: So wird für zwei der unstrittig größten Schriftsteller der Weltliteratur, William Shakespeare und Miguel de Cervantes, oft der gleiche Todestag angegeben: der 23. August 1616. Doch Shakespeare lebte zehn Tag länger. In Spanien galt der gregorianische, in England (noch bis 1752) der julianische Kalender.

Wieder dauerte es Jahrhunderte, bis dieser neue, der gregorianische Kalender weithin weltweit als Datumsübereinkunft herangezogen wurde, an der man sich unabhängig der Gültigkeit jeweils regional oder kulturell unterschiedlicher Kalender global orientieren kann. International standardisiert ist diese Übereinkunft hinsichtlich der Datumsdarstellung heute übrigens in der ISO 8601, die allerdings nur eine Empfehlung ist und vielerlei unterschiedliche Formate zulässt.

Doch zurück in die frühe Neuzeit. Was auch nach Gregor blieb: ein ganz schönes Durcheinander. Das Jahr Null, es fehlt weiterhin – und nun fehlen auch noch zehn Tage.

Eindeutiger scheint da, ein kleiner Exkurs sei angebracht, der bis heute gültige jüdische Kalender, der auch im frühen Christentum maßgeblich war. Er orientiert sich (wie einst auch der Kalender im vorjulianischen Rom) an den Mondphasen – mit Neujahr im Herbstmonat Tischri, immer auf den Tag fallend, wenn nach Neumond die Mondsichel erstmals wieder sichtbar ist. Sein Anfangspunkt ist die Erschaffung der Welt gemäß dem biblischen Schöpfungsmythos. Genau 5.785 Jahre soll sie her sein. Und da dies ja ohnehin nur vermeintlich exakt ist, scheint es unerheblich, ob es mit Null oder eins einsetzt.

Die Null – eine indische „Erfindung“

Wo kam sie aber nun eigentlich her, die arithmetische Null, die kalendarisch so „souverän“ bis heute ignoriert wird? Seit wann kennen wir, die Menschheit, sie? Knapp zitiert sei hier ein leider früh verstorbener Freund und Kollege aus München, Wolfgang Eichhorn. In einem Themenheft der Zeitschrift *Medien & Zeit* zur Jahrtausendwende befasste er sich mit dem medialen Umgang mit Zahlen. Zum Ursprung der Null in unserer heutigen Form und Verwendung schrieb er:

„Die indische Kultur kannte in der Mitte des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung ein dezimales Stellenwertsystem und die Null – übrigens bereits in Gestalt eines Kreises. Dieses System, das in Bezug auf seine mathematische Leistungsfähigkeit dem römischen weit überlegen war, wanderte über die arabische Welt erst im 10. Jahrhundert nach Europa.

Die Einführung wurde durch Papst Sylvester den II. [gestorben im Jahr 1003] gefördert. Die Zahl Null blieb allerdings noch für mehrere Jahrhunderte unüblich, teilweise war ihr Gebrauch sogar verboten.“

Die indische, dann arabische Null – ein mathematischer Funktionsträger und damit weit mehr als eine Bezeichnung (nur) für eine Leerstelle oder einfach eine Beschreibung oder ein Platzhalter für das Nichtexistente, ein Nichts – kam also sehr spät in die europäische Mathematik, wurde erst zur Ziffer (was wiederum von Sifr abgeleitet ist, dem arabischen Wort eben für Null), als sie im Orient längst Bestandteil der Arithmetik war. Und im Kalender, als Schnittstelle der Jahreszählung vor und seit Christi Geburt, ist sie weiter inexistent.

Das Jahr Null – das gab und gibt es also nicht. Damit begann unser neues Jahrtausend eigentlich nicht am 1.1.2000, als es weltweit zelebriert wurde, sondern erst genau ein Jahr später – und alle unseren vorchristlichen runden Jubiläen wären eigentlich noch gar nicht „an der Reihe“ gewesen, als wir in *Anno* über sie geschrieben haben.

Und doch bleiben wir dabei, einfach über die Fehlstelle, das nicht existente Jahr Null hinwegzählen, wissend, dass beispielsweise der „Ionische Aufstand“ der kleinasiatischen Griechen gegen die Perser wohl im Jahr 500 v. Chr. begann, dass dies aber aktuell nicht 2.525 Jahre her ist, sondern erst 2.524 Jahre und mithin aus unserem Jubiläumszyklus rausfallen müsste. Wissend aber auch, dass Jubiläen ja ohnehin immer nur kalendarische Konventionen sind.

Frei nach Schiller ließe sich seufzend sagen: Wer kennt die Daten, zählt die Jahre ...? Ach, könnte man doch so gelassen sein, wie ein einsamer Zecher, der in einem Gedicht von Edwin Bormann porträtiert wird, das in der ersten Nummer des Jahres 1900 der Münchner Kunst- und Satirezeitschrift *Jugend* erschienen ist:

„s Jahrhundert geht —er sitzt b'ein Glas –
„s empfiehlt uf ewig sich!

Ihm macht die Sache geenen Spaß,

Se ärgert en och nich.

Er bleest, wie stets[,] den weißen Gisch

Von seinem braunen Bier:

,De Zeit, die macht aus mir sich nischt,

Und ich mir nischt aus ihr.'

Jahresringe eines abgestorbenen Baumes. Auch er wuchs im ersten Jahr. Doch gibt es einen nullten Ring?

Foto: Markus Behmer



Foto: <https://clinton.presidentiallibraries.us/items/show/47839>, Wikimedia Commons

Licht und Schatten einer neuen Ära

Riesige Feiern, gigantische Feuerwerke und große Hoffnungen. Der Beginn des Jahres 2000 wurde weltweit gefeiert. Doch hinter der Euphorie verbargen sich Ängste vor digitalen Katastrophen, politische Wendepunkte und Ereignisse, die die Welt für immer veränderten.

Ob Berlin, London, Paris, New York, Rio, Tokio oder Sydney. Überall auf der Welt feierte man sie in der Nacht des 1. Januar 2000: die Jahrtausendwende. Mindestens eine Million feierlustige Menschen tanzten vor dem Brandenburger Tor, der Siegessäule und den umliegenden Plätzen. Queen Elizabeth II. feierte mit Premierminister Tony Blair und weiteren 10.500 Gästen im Millennium Dome. Mit einem Feuerwerk mit über 20.000 Feuerwerkskörpern rund um den funkelnden Eifelturm konnte Paris, die „Stadt der Lichter“, ihrem Namen mehr als gerecht werden.

Freudenfeste von Sydney bis New York

In New York versammelten sich Millionen Menschen zu einer 24-Stunden-Feier am Times Square, um den legendären „Ball Drop“ live zu erleben: Ein riesiger, mit Leuchten bedeckter Ball wird dabei während der letzten Sekunden des alten Jahres herabgelassen.

Wer es nicht selbst nach New York schaffte, konnte das Event live aus aller Welt im Fernsehen miterleben. Auch das spektakuläre Schauspiel rund um das Sydney Opera House, wo die ersten großen Feuerwerke der Nacht gezündet wurden, konnte durch Satellitenübertragungen und das Internet weltweit verfolgt werden.

Kommt der große Crash um Mitternacht?

Doch die Freude über das neue Jahrtausend wurde auch von Ängsten überschattet. So verbrachte beispielsweise New Yorks Bürgermeister Rudy Giuliani die Silvesternacht nicht am Times Square, sondern in seinem neuen kugelsicheren „Bunker“ im World Trade Center. Angst hatte er nicht etwa vor einem Terroranschlag, sondern vor dem Millennium-Bug, dem möglichen Computercrash zu Mitternacht. Damit war er nicht allein: Weltweit waren Menschen besorgt, dass der Umstieg auf die Jahreszahl 2000 viele Computersysteme aus dem Takt bringen werde. Als Folgen eines solchen Crashes befürchtete man abstürzende Flugzeuge, kalte Wohnungen und leere Geldautomaten.

Der Ursprung der Annahme, es würde einen Millennium Bug – auch Y2K-Problem genannt – geben, war die Art und Weise, wie Computer und andere digitale Systeme das Datum speicherten. In vielen älteren Software- und Hardware-Systemen wurde das Jahr lediglich mit zwei Ziffern dargestellt, zum Beispiel als „99“ für 1999 und „00“ für das Jahr 2000. Dies führte zu Befürchtungen, dass Computer beim Jahreswechsel auf das Jahr 2000 das Datum falsch interpretieren würden, da „00“ möglicherweise als 1900 und nicht als 2000 verstanden werden könnte. Diese fehlerhafte Interpretation würde zu

schwerwiegenden Störungen in Systemen führen, die auf genaue Datumsangaben angewiesen sind.

Gemeinsam gegen den Untergang

Um den drohenden Problemen entgegenzuwirken, wurden weltweit umfangreiche Vorbereitungen getroffen. Regierungen, Unternehmen und Organisationen investierten massiv in die Überprüfung und Aktualisierung von Soft- und Hardware. Experten prüften Millionen von Programmcodes, um die korrekte Verarbeitung der Datumsangaben sicherzustellen. Ältere Systeme wurden entweder durch neue ersetzt oder umfassend umprogrammiert. In vielen Fällen mussten sogar ganze Infrastrukturen überarbeitet werden, um das Problem zu vermeiden. Auch Notfallpläne wurden entwickelt, um im Falle eines Ausfalls schnell reagieren zu können. Dabei sorgten internationale Kooperationen dafür, dass auch Länder mit weniger fortgeschrittenen Technologie rechtzeitig nachrüsten konnten. Trotz – aber vielleicht auch dank – der weit verbreiteten Angst und der intensiven Vorbereitungen blieb das tatsächliche Ausmaß der Probleme überraschend gering. Während es in einigen wenigen Fällen zu kleineren Störungen kam, wie etwa bei Bankautomaten oder bei der Anzeige falscher Daten in einigen Systemen, blieb die befürchtete Katastrophe aus. Der Jahrtausendwechsel verlief weitgehend reibungslos, und die meisten Fehler wurden schnell behoben. Der Erfolg der Vorbereitungen kann als Beispiel für eine effektive globale Zusammenarbeit und präventive Risikomanagementstrategien angesehen werden, auch wenn sich die Sorge um den Millennium-Bug im Nachhinein als unbegründet herausstellte.

Russlands dunkle Zukunft

Auch wenn diese Katastrophe ausblieb, hielt das Jahr 2000 einige Ereignisse bereit, die die Welt nachhaltig veränderten und weitreichende Folgen hatten. Eines dieser Ereignisse geschah am 26. März: die Präsidentschaftswahl in Russland. Gegen zehn weitere Kandidaten setzte sich mit 52,94 Prozent der Stimmen bereits im ersten Wahlgang Wladimir Putin durch. Er hatte das Präsidentschaftsamt nach dem Rücktritt von Boris Jelzin bereits am 31. Dezember 1999 übergangsweise übernommen. Putins Wahl und seine ersten Jahre als Präsident markierten den Beginn einer neuen politischen Epoche in Russland, die von einer stabileren, aber zunehmend autoritären Herrschaft geprägt war.

Zunächst setzte Putin auf die Stabilisierung des Landes nach den eher chaotischen Jahren unter Jelzin. Er stärkte die Wirtschaft und brachte die Oligarchen, die die russische Wirtschaft in den 1990er Jahren dominierten, zunehmend unter Kontrolle. Der bis heute amtierende Präsident schränkte bald die Medienfreiheit ein, unterdrückte mehr und mehr die Opposition und zentralisierte immer mehr die Macht des Kremls. Außenpolitisch strebte und strebt Putin an, Russland, wieder als Großmacht auf der internationalen Bühne zu etablieren, was

sich sowohl in einer verstärkten militärischen Präsenz als auch in geopolitischen Spannungen mit dem Westen widerspiegelt. Dieses Vorhaben fand mit dem Ukrainekrieg, der 2022 mit der russischen Invasion in der Ukraine eskalierte und bis heute andauert, seinen traurigen Höhepunkt.

Aufbruch mit Merkel

Auch in Deutschland gab es zur Jahrhundertwende politische Veränderungen. Am 10. April wurde Angela Merkel auf dem CDU-Bundesparteitag in Essen zur neuen Vorsitzenden gewählt und leitete damit eine neue Ära ein. Merkel war die erste Frau an der Spitze der konservativen Partei und stammte zudem aus der ehemaligen DDR. In einer Zeit, in der die CDU nach der „Spendenaffäre“ und der Niederlage bei den Bundestagswahlen 1998 in einer Krise steckte, versprach Merkel, die als pragmatisch und sachorientiert galt, eine Erneuerung der Partei und eine Modernisierung ihrer politischen Ausrichtung. Merkels Führung war geprägt von einem klaren Bekenntnis zur Mitte und einem Fokus auf politische Stabilität. Sie schaffte es, die CDU von den alten Belastungen der Kohl-Ära zu befreien und die Partei in den folgenden Jahren wieder einer breiten Wählerschaft zuzuführen. Die Wahl zur CDU-Vorsitzenden legte den Grundstein für ihre spätere Kanzlerschaft, die sie 2005 antrat, und markierte den Beginn einer politischen Karriere, die Deutschland und Europa über zwei Jahrzehnte prägen sollte.

Vom Traum zu Trümmern

Inmitten dieses politischen Wandels wurde die Welt mit einer tragischen Katastrophe konfrontiert: der Absturz der Concorde am 25. Juli. Die Überschallmaschine, die als Symbol für technologischen Fortschritt und Luxus im Luftverkehr galt, stürzte kurz nach dem Start vom Flughafen Paris-Charles-de-Gaulle ab. Bei diesem tragischen Unglück kamen 100 Passagiere und neun Besatzungsmitglieder ums Leben. Ein Triebwerk war defekt und ein Metallteil auf die Tragfläche geprallt, was zu einem verheerenden Brand führte. Der Absturz der Concorde begrub die Träume vom zivilen Überschallfliegen und war ein schwerer Schlag für das Vertrauen in die Luftfahrtindustrie. Nach dem Unfall wurden umfassende Sicherheitsuntersuchungen durchgeführt, die Mängel in der Konstruktion und den Wartungsprozessen aufdeckten. Infolgedessen wurden 2003 die Concorde-Flüge ganz eingestellt. Der Absturz der Concorde steht nicht nur als Symbol für das tragische Ende eines Luftfahrtwunders, sondern auch für die Herausforderungen, denen sich die hochentwickelte Technologie in Bezug auf Sicherheit und Zuverlässigkeit stellen musste.

Florian Hofmann

Student der Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.

Überleben miterleben

Im Dschungel auf Jolo halten Terroristen 21 Menschen wie Tiere gefangen und die Weltöffentlichkeit schaut zu. Was vor 25 Jahren bittere Realität war, ist auch heute noch ein Lehrstück verfehlter journalistischer Ethik.

Terrorismus ist kein Verbrechen im Verborgenen. Terrorismus setzt auf Sichtbarkeit, möglichst weltweit. Wirksamkeit von Bildern gehört zum Kalkül. Das ist nicht erst seit den Anschlägen vom 11. September 2001 so. Knapp eineinhalb Jahre vor 9/11 gehörte dieses Kalkül zur Strategie der Terrorgruppe Abu Sayyaf, die 21 Menschen in ihre Gewalt brachte, darunter die deutsche Familie Wallert. Zahlreiche Journalistinnen und Journalisten aus verschiedenen Ländern versorgten die Weltöffentlichkeit mit Bildern einer grausamen Entführung und die Terroristen mit der willkommenen globalen Aufmerksamkeit. Doch von Anfang an:

In der Nacht zum Ostersonntag, am 23. April 2000, entführen 18 Geiselnnehmer 21 Menschen von der Malaysischen Urlaubsinsel Sipadan. Zehn Menschen, zu ihnen gehören Renate und Werner Wallert sowie ihr 26 Jahre alter Sohn Marc, sind Touristen; elf Menschen Angestellte in Betrieben der Insel.

Auf Booten verschleppen die Terroristen ihre Geiseln auf die philippinische Insel Jolo, wo die Abu Sayyaf für einen unabhängigen islamischen Staat im Süden der Philippinen kämpft. Für die Geiseln beginnt eine lebensgefährliche Odyssee durch den Dschungel. Immer wieder müssen sie ihr Versteck räumen und in langen Fußmärschen einen neuen Unterschlupf suchen, weil das philippinische Militär den Terroristen auf den Fersen ist. Immer wieder kommt es zu Schusswechseln und Gefechten. Die hygienischen Zustände sind katastrophal, die Versorgung mit sauberem Trinkwasser, Lebensmitteln und Arzneien prekär. Die meisten der Lager sind provisorisch und maximal primitiv.

Bei all dem schaut die Weltöffentlichkeit zu, denn der Anführer der Terroristen, Ghalib Andang, genannt Commander Robot, lädt Journalistinnen und Journalisten in die Camps ein und gewährt ihnen Zugang zu den Geiseln. Die Geiselnahme wird also über Monate hinweg zu einem der bestimmenden Themen in den Nachrichten, während im Hintergrund Diplomatie und Militär um die Befreiung der Geiseln ringen.

Schaulust und Zurschaustellung

Bizarre Bilder erreichen ein schockiertes Publikum und bedienen ein sicher auch voyeuristisches Interesse: Da starren erschöpfte, verunsicherte und verängstigte Menschen in der immer gleichen verschwitzten Kleidung mit leeren Blicken in die Kameras oder auf ihre Füße. Um sie herum, sichtlich nervös, schwer bewaffnete Männer. Die Dramatik nimmt zu, als sich der Gesundheitszustand von Renate Wallert verschlechtert. In den Wohnzimmern flackert nun die am Boden oder in einer Hängematte liegende, entkräftete Frau in Nahaufnahme über

die Bildschirme. Als die Entführer eine Ärztin zu ihr lassen, kann diese nach erfolgter Untersuchung eine recht detaillierte Diagnose in die Kameras sagen und an die Entführer appellieren, die Geisel in ein Krankenhaus bringen zu dürfen, Wallert sei in einem kritischen Zustand. Auch Marc Wallert appelliert in die Kamera, man möge auf Waffengewalt verzichten. Viele Kameraeinstellungen zeigen die Geiseln eingezäunt hinter aus Stöcken gebauten Barrieren – von Terroristen wie in einem Zoo präsentierte Geschundene. Die anwesenden Journalistinnen und Journalisten halten bereitwillig ihre Mikrofone und Objektive auf die Gefangenen.

Als eine der ersten Geiseln kommt Renate Wallert im Juli 2000 frei, ihr Mann im August und Marc schließlich am 9. September nach 140 Tagen in der Gewalt seiner Entführer. Auch alle anderen Geiseln überleben die Entführung und kommen frei, nachdem eine beträchtliche Summe Lösegeld geflossen ist – in manchen Medien ist von 25 Millionen Dollar die Rede.

Die letzte Geisel, ein Filipino, kann allerdings erst 2003 durch das Militär befreit werden. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich die westliche Öffentlichkeit längst abgewandt. Nun ist es leicht, das Handeln der Journalistinnen und Journalisten als ethisch verwerflich zu verurteilen. Sie haben hilflose Menschen einer Weltöffentlichkeit präsentiert und grausamen Terroristen zu der Aufmerksamkeit verholfen, die sie suchten.

Doch ganz so einfach ist das nicht. Es lohnt sich, genauer und systematisch hinzuschauen.

Ambivalenz der Medienpräsenz

Da sind natürlich zunächst die Geiseln. Sie sind die vulnerable Gruppe in dieser Konstellation und unbedingt zu schützen. Es kann nicht in ihrem Interesse sein, geschunden und in Todesangst einem Millionenpublikum vorgeführt zu werden. „Zoo-Effekt“ sollen sie es genannt haben. Zugleich aber, so steht es auf der Homepage von Marc Wallert rückblickend, waren die Journalisten „willkommene Landsleute, die den Geiseln Geld zusteckten und die über den Stand der Verhandlungen sowie von den Reaktionen in der Heimat berichten konnten“. Die Geiseln hätten so das Gefühl gehabt „selbst etwas für die Verbesserung ihrer Lage tun zu können“, was Wallert als Resilienzstrategie „Selbstwirksamkeit“ deutet. Das seien seltene Momente gewesen, „denn sonst überwog das Gefühl der völligen Machtlosigkeit. Die Geiseln sahen sich eher als Gegenstand komplexer Verhandlungen, deren Dynamik und Hintergründe sie nicht durchschauten“.

Mit Blick auf die Geiseln ist auch das mediale Gebaren der Terroristen zu bewerten. Die Medienpräsenz sorgte einerseits

dafür, dass die Entführung im Fokus blieb und die Geiseln im fernen Dschungel nicht in Vergessenheit gerieten. Außerdem konnte die Anwesenheit der Kameras den Geiseln ein Stück Sicherheit geben – die Bilder eines militärischen Angriffs auf die Terrorgruppe, bei dem Geiseln Opfer geworden wären, wollte keine der Seiten riskieren. Was den Geiseln vermeintlich half, schützte also auch die Terroristen. Zugleich erhöhte die Berichterstattung den Druck auf die verhandelnden Regierungen und steigerte den „Wert“ der Geiseln, was zweifellos den Entführern nützte. Vor allem aber brachten die Bilder den Entführern eine weltweite Aufmerksamkeit, die sie für ihre Ziele suchten. Die Weltöffentlichkeit sah die Entschlossenheit und Kampfeslust der Rebellen und letztlich die Erpressbarkeit des Staates. Hier wurde also auf brutalste Weise die Schutzbedürftigkeit unschuldiger Menschen vielfach instrumentalisiert und Journalistinnen und Journalisten machten mit und brachten sich dabei selbst in Gefahr.

Einer Splittergruppe der Abu Sayyaf fiel der *Spiegel*-Reporter Andreas Lorenz in die Hände – ein Termin zur Übergabe eines Tonbandes der Rebellen entpuppte sich als Falle, wie er später bei *SpiegelTV* berichtete. Mehrere Wochen hielten ihn Rebellen im Dschungel als Geisel gefangen, bis der *Spiegel* ihn freikauft.

Schließlich sei noch die Rolle des Publikums betrachtet, das die Entführung sicher mitführend, aber vielleicht auch mit Nervenkitzel verfolgte – vier Jahre bevor die erste Staffel der Reality-Show *Dschungelcamp* ins Fernsehen kam. Ein Vergleich

verbietet sich selbstredend, nicht aber die Frage nach den Konsummotiven. Die Wallerts sind übrigens von edlen Motiven ausgegangen und haben sich nach ihrer Freilassung „dem medialen Interesse“ gestellt. Wie der Homepage von Marc Wallert zu entnehmen ist „auch als Zeichen der Wertschätzung gegenüber den vielen Menschen, die am Bildschirm mitgefiebert hatten“. Werner Wallert verarbeitete seine Erlebnisse in einem Buch, bevor sich das Ehepaar aus der Öffentlichkeit zurückzog. Marc setzte sich mit seiner Krisenbewältigung auseinander, veröffentlichte darüber ein Buch und hält Vorträge. Er bezeichnet sich als „Entführungüberlebender“, nicht als Opfer. Viele Jahre vernahm man kaum etwas über die Abu Sayyaf oder die Überlebenden der Entführung. 2005 starb Commander Robot bei einem Gefängnisaufstand – die Meldung war, wenn überhaupt, eine Randnotiz. Im Oktober 2024 wurden die noch lebenden 17 Entführer zu lebenslanger Haft verurteilt, wie beispielsweise die *Tagesschau* berichtete. So kamen, fast ein Vierteljahrhundert später, die Bilder von damals noch einmal kurz ins kollektive Gedächtnis zurück. *Annika Franzetti*

Diplomjournalistin Annika Franzetti ist Lehrkraft für besondere Aufgaben am Studiengang für Journalistik der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Einer ihrer Lehr- und Forschungsschwerpunkte ist Journalistische Ethik.

Was paradiesisch aussieht, kann zur Hölle werden: tropischer Dschungel. Foto (Symbolbild): Markus Behmer



Von Visionen und Verlusten: Die Dotcom-Blase

Das eigene Vermögen verfünfachen, klingt verlockend? Genau dieser Versuchung erlagen rund um die Jahrtausendwende unzählige Investoren. Am Ende sollte nicht mehr viel vom investierten Geld übrig sein. Wie konnte es so weit kommen?

Die Erfindung des Internets prägt unsere Welt bis heute. In den späten 1990er-Jahren verirren sich allerdings zahlreiche Investoren in den Weiten des World Wide Webs. Der Börsengang zahlreicher „Dotcoms“, Start-Ups mit eigener Internetadresse, endet in der Domain „.com“ also für kommerzielle Zwecke, versprechen das schnelle Geld. Gefangen im Netz glänzender Illusionen wird kräftig investiert, oft ohne auf die Geschäftsmodelle zu achten – geschweige denn sie zu verstehen. Unterstützt wird dies durch die Digitalisierung, nicht nur der Unternehmen, sondern des gesamten Finanzmarktes. Daraus kommt es zur Vereinfachung des Zugangs für Privatanleger. Dass viele der neuen Technologieunternehmen beim Börsengang zwar Wachstumspläne, aber keinerlei Gewinne vorweisen können, findet wenig Beachtung.

Der große Traum vom schnellen Geld

Grundlegende Investitionsrecherchen, wie Jahresabschlüsse sowie deren fundamentale Unternehmensbewertungen, werden durch die überhöhten Gewinnerwartungen in den Hintergrund gedrängt. „Euphorie ersetzt Rationalität“, so beschreibt Warren Buffet, einer der einflussreichsten Investoren der Welt, damals die Situation. Er sieht die Tatsache, dass die Aktienkurse so schnell steigen, als den Hauptgrund für den Einstieg vieler Anleger. Zunächst sollen sie auch nicht enttäuscht werden: Der Technologie-Aktienindex NASDAQ steigt von 1996

bis 2000 um über 400 Prozent. Unternehmen wie Pets.com, Kozmo oder eToys werden als die neuen Weltmarktführer von morgen angepriesen. 25 Jahre später kennt sie kaum einer mehr. Im Jahre 2000 werden die kritischen Stimmen immer lauter. So titelt die *Börsenzeitung* am 2. Juni ironisch: „Break-even für Anfänger“. Der Druck auf die Unternehmen, reale Gewinne zu erwirtschaften, steigt, bis das Luftschloss der überbewerteten Aktien ohne reale Substanz in sich zusammenbricht. Und wie es das tut: Innerhalb nur eines Jahres verliert der NASDAQ über 75 Prozent seines Wertes. Der im März 1997 von der deutschen Börse eingeführte „Neue-Markt-Index“ Nemax, im Herbst 2020 binnen weniger Wochen fast 97 Prozent. Mehr als 200 Milliarden Börsenwert hatten sich in Luft aufgelöst.

Dieselben Mechanismen, die vorher unerfahrene Anleger zum Einstieg ins Börsengeschäft gebracht haben, führen jetzt zu panischen Verkäufen. Mitgerissen in der Herde von Investoren entsteht eine sich selbst verstärkende Abwärtsspirale. Vorher noch in den Bann der digitalen Zukunft der Wirtschaft gezogen, werden die Spekulanten von der Realität eingeholt. Viele der Unternehmen, die einst als bahnbrechend galten, entpuppen sich als untragbar oder schlichtweg überschätzt. Das hohe Vertrauen in diese „New Economy“ schwundet und damit auch die unterstützende Berichterstattung der Medien. Stattdessen kommen die dunklen Seiten des Booms ans Licht. So wird beispielsweise der Gründer des

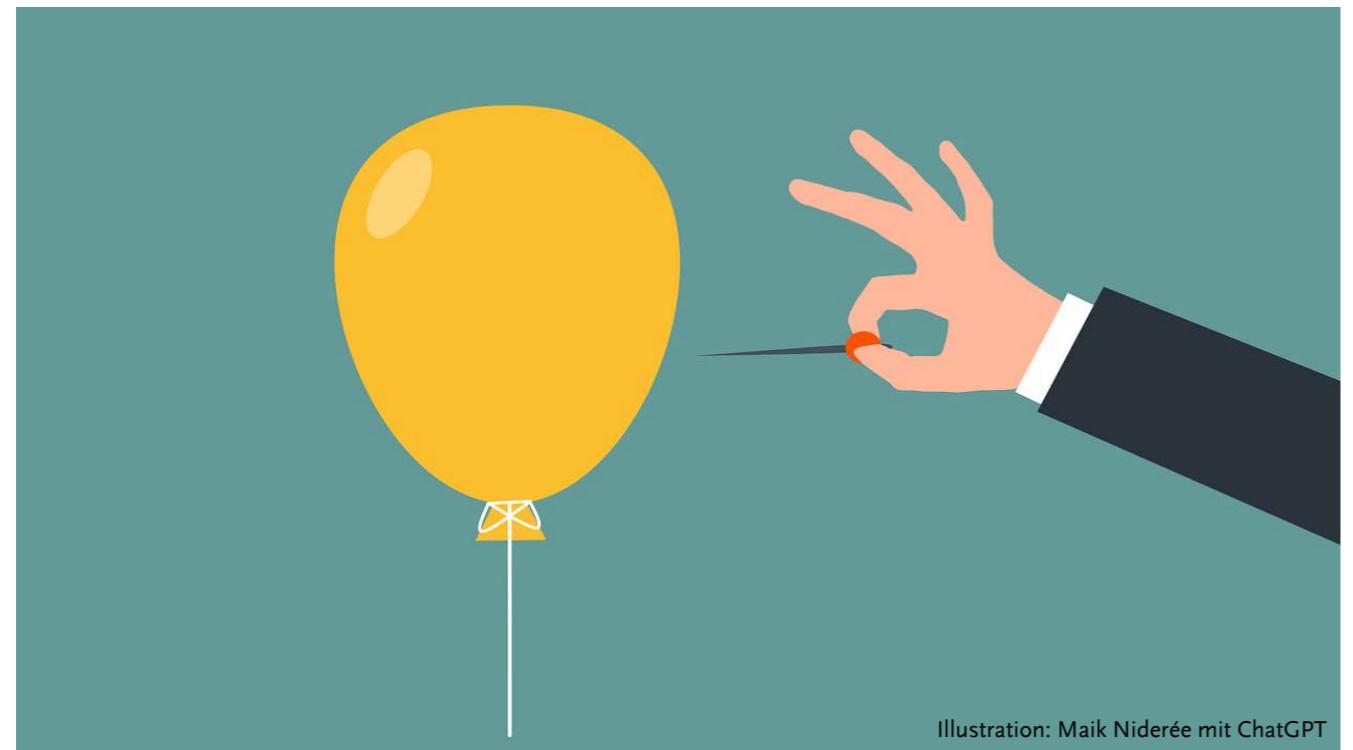


Illustration: Maik Niderée mit ChatGPT

Verkehrstechnik-Unternehmens Comroad zu sieben Jahren Haft verurteilt. Er hatte 96 Prozent der Umsätze frei erfunden. Der Finanzjournalist André Kostolany hatte die New Economy schon 1998 in der *NDR Talk Show* als „Betrug mit gezinkten Karten und Falschspielern“ bezeichnet.

Ganz im Boden sind die Überreste der Dotcom-Blase nicht versunken. Der Crash hat die Technologie-Branche nachhaltig geprägt, aber wie der Phönix aus der Asche stiegen heutige Giganten wie Amazon, eBay oder Google empor.

Das Platzen der Blase ist den Investoren allerdings eine Lehre gewesen. Heute wird deutlich stärker auf die Nachhaltigkeit

und Rentabilität von Geschäftsmodellen geachtet. Auch regulatorische Maßnahmen wurden ergriffen, so wurde etwa durch den Oxley Act in den USA die Transparenz börsennotierter Unternehmen erhöht. Die Blase mag geplatzt sein, doch in der heutigen Zeit von Kryptowährungen und künstlicher Intelligenz ist diese Warnung aktueller denn je. Technologie braucht Zeit, um sich zu entfalten – und der Hype allein kann keine Gewinne erzielen.

Maik Niderée

Student der Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.

Profit, Pakete und Personalabbau

Vom Staatsdienstleister zum Global Player: Die Privatisierung der Deutschen Post.

Im vergangenen Jahr fiel der Name Thomas Gottschalk oft, vielleicht auch zu oft. Sexismus, seine „ungefilterten“ Aussagen, „dienstliches Anfassen“, damit steht er im Vordergrund. Während also Kritik 2024 den Namen Gottschalk überschwemmt, ist er gut 25 Jahre vorher ein gern gesehener Werbegast. So wirbt er 2000 mit seinem Bruder Christoph im Vorlauf zum Börsengang für die neue Deutsche Post Aktiengesellschaft.

1947 wird die *Deutsche Post* gegründet, ein nicht rechtsfähiges Sondervermögen der Bundesrepublik. Zur Abgrenzung der gleichnamigen Deutschen Post der DDR kommt es zur Umbenennung in Deutsche Bundespost – der Name spiegelt die Aufgabenbereiche nur unzulänglich: Der Aufbau und Betrieb des Kabelfernsehnetzes, die Rundfunksendeanlagen, der Postreise-, -renten und -sparkassendienst sind neben dem Brief- und Paketdienst nur einige Aspekte des vielfältigen Unternehmens, welche größtenteils vom Bundesministerium für Post und Telekommunikation verwaltet wird.

1989 gliedert sich das Unternehmen im Zuge der ersten Postreform in die öffentlichen Unternehmen Deutsche Bundespost Postbank, Deutsche Bundespost Postdienst und Deutsche Bundespost Telekom auf. Nach weiteren Umstrukturierungen – die erstgenannten Unternehmen gehören 2000 bereits wieder zusammen – und Akquisitionen ist das Ziel der Überführung des Konzerns aus Staatshand in die privaten Investoren greifbar.

Balanceakt zwischen Profit und Verantwortung

Der Vorstand möchte den Profit steigern, im Zuge der Technologisierung sinkt der Bedarf nach Briefversand und Vorstandsvorsitzende Klaus Zumwinkel nutzt sein ganzes Können aus seiner Berater-Tätigkeit bei McKinsey und sorgt dafür, dass das bisherige Monopol erfolgreich an die Börse kommt. Doch finanzieller Erfolg hat seine Folgen im Sozialen. Die maschinelle Bearbeitung in Logistikzentren liegt bei 98 Prozent, im Zuge der Kosteneinsparung verlieren fast ein Drittel der (wieviel?)

Mitarbeiter ihren Arbeitsplatz. Zwar „spart“ das Unternehmen 110 Millionen Mark an Gehältern, doch der Personalabbau führt zu Unsicherheit bei der Belegschaft und Streiks. Verständlich.

Der erste Handelstag der Aktie Gelb ist der 20. November 2000. Zumwinkel ist zufrieden, die 50 Prozent des Grundkapitals, die der Bund an die Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW) veräußert, werden zu knapp einem Drittel beim Börsengang platziert und bringen 6,6 Milliarden Mark in die Staatskasse. Besonders zufrieden ist der Vorstand mit dem rege genutzten Mitarbeiter-Programm, zu dem ausgerufen worden war. Knapp eine Viertel Million Angestellte der Post sowie von Tochterunternehmen können Aktien vergünstigt oder in Paketen erwerben – eine kluge und nachhaltige Art der Werbung, der Mitarbeitermotivierung und schlicht des Verkaufs.

Ab dem Börsengang entwickelt sich die Deutsche Post AG zeitgemäß weiter. Die Privatisierung schreitet voran, der Finanzbereich Postbank AG wird schrittweise an die Deutsche Bank AG verkauft, der Anteil der frei gehandelten Aktien steigt. 2024 sind rund 80 Prozent der Wertpapiere im Streubesitz, ein Fünftel davon bei Privatanlegern. Die KfW besitzt noch knapp 17 Prozent, die Deutsche Post AG selbst fast drei Prozent.

Nach mehreren, teil kleinen Namenswechseln der Bundespost in Deutsche Post zu Deutsche Post World Net, Deutsche Post DHL, Deutsche Post DHL Group steht 2023 das nächste Re-Branding an: Die neue DHL Group soll international das Kerngeschäft sichtbar machen, schließlich erwirtschaftet der Paketversand 90 Prozent des Jahresumsatzes. Kritiker wollen dies als „Scham für Deutschland“ und als „Niedergang des Wirtschaftsstandortes“ (Welt) sehen – vielleicht ist es doch nicht so dramatisch und die DHL Group wollte einfach ihr Börsenkürzel von DPW in DHL ändern. Auch okay. Luise Przemeck

Studentin der Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.

Real, Realer, Reality TV?

Fernsehsendungen wie *Big Brother* locken seit 25 Jahren ein Millionenpublikum vor die Bildschirme. Sie bedienen den voyeuristischen Blick und mischen ungeschönten Alltag mit inszenierter Realität und emotionalem Drama.

Verschmäht als Trash, verschlungen als Guilty Pleasure: Am 28. Februar 2000 verändert die erste Staffel von *Big Brother* die Medienlandschaft und bringt mit Reality TV ein neues Genre hervor. Was vor 25 Jahren als Experiment beginnt, entwickelt sich zu einem weltweiten Trend, der die Fernsehwelt revolutioniert.

Das Konzept von *Big Brother* ist radikal: Eine Gruppe von Menschen zieht für 100 Tage in ein abgeschottetes Haus, das rund um die Uhr von Kameras überwacht wird. Ohne Kontakt zur Außenwelt müssen die Bewohner im Wettbewerb um den Hauptgewinn zusammenleben. Knapp sieben Millionen Zuschauer verfolgen das erste Staffelfinale auf RTL II. Der Gewinner John Milz wird über Nacht deutschlandweit bekannt, zieht sich jedoch bald aus der Öffentlichkeit zurück. Andere Teilnehmer der Gründungsstaffel wie Zlatko Trpkovski und Jürgen Milski machen Karriere auf dem Ballermann oder als Moderator.

Ursprünglich stammt *Big Brother* aus den Niederlanden, wo es 1999 erstmals auf einem Privatsender ausgestrahlt wird. Die niederländische Version ist das erste Format dieser Art – inspiriert von George Orwells 1984. In der düsteren Zukunftsvision überwacht ein allmächtiger „Big Brother“ die Gesellschaft – die Grundidee hinter der ständigen Beobachtung in der Reality Show. Eine deutsche Adaption lässt nicht lange auf sich

warten. Weitere Ableger in den USA, Großbritannien, Australien, Schweden oder Brasilien folgen.

Big Brother ist der Auftakt für eine Vielzahl von Reality-Formaten. So startet nur wenige Monate später *Jackass* auf MTV. Während *Big Brother* das Alltagsleben in den Fokus rückt, setzt *Jackass* auf extremen Nervenkitzel: Die Sendung zeigt schrille Streiche und Stunts, unterlegt von krawalliger Punkmusik. Neue Shows entstehen nun in immer engerer Taktung: 2004 startet *Das Dschungelcamp*, 2006 folgt *Germany's Next Topmodel*. Die Coronapandemie sorgt für einen Boom solcher Doku Soaps. Datingprogramme wie *Are You The One?* (2020), *Ex on the Beach* (2020) oder *Prominent getrennt* (2022) stillen das Bedürfnis nach sozialer Nähe in einer Zeit der physischen Distanzierung. Und auch Streamingdienste wie Netflix und Prime Video steigen mit *The Circle* (2020) oder *Too Hot to Handle* (2020) in den Reality Zirkus ein.

Theorie trifft Trash

Reality TV lebt von der Illusion des Echten und Ungefilterten. Emotionale Achterbahnfahrten, persönliche Triumphhe, zwischenmenschliche Spannungen: All das begeistert die Zuschauenden. Die Faszination ruft aber auch die Wissenschaft auf den Plan – zum Beispiel die Cultural Studies. John Fiske etwa diskutiert das Phänomen des medialen Voyeurismus: Der

Reiz der Serien liege nicht nur im Beobachten selbst, sondern auch in der Möglichkeit, das Verhalten der Teilnehmenden aus sicherer Entfernung zu bewerten.

Für Fiske schafft Reality TV so eine kontrollierte Umgebung, in der die Zu-

schauenden das Verhalten der Sternchen aus der Ferne hinterfragen können. Sie sind stille Beobachter, nehmen aber auch aktiv teil, indem sie diskutieren und beurteilen, ohne die Konsequenzen ihrer Einschätzungen tragen zu müssen. Trotz Abstand begeben sie sich oft tief und emotional in die Situationen hinein, obwohl sie kein echter Teil der Konflikte auf dem Bildschirm sind.

Auf diese Weise entsteht in Formaten wie *Big Brother* eine ganz eigene Dynamik zwischen Identifikation und Abgrenzung: Einerseits können sich die Rezipienten in den Geschichten der Promis wiederfinden. Andererseits ermöglichen die Sendungen klare Distanz: Die Zuschauer können sich von den teils extremen Handlungen der Teilnehmer abgrenzen. Dieses Wechselspiel aus Nähe und Abstand macht den Voyeurismus im Reality TV für Fiske zu einer Form der ideologischen Aushandlung, in der gesellschaftliche Normen und Werte diskutiert werden können.

Echte Eindrücke, erdachte Erlebnisse?

Die Shows versprechen Echtheit – und inszenieren sie dabei oft bis ins Detail. Schon die Auswahl der Protagonisten folgt einer klaren Strategie: Die Sender setzen bewusst auf Kandidaten mit Konfliktpotenzial. Ihre Zusammenstellung ist außerdem nicht nur eine dramaturgische Entscheidung, sondern immer auch ein Spiegel gesellschaftlicher Stereotype. Wer es in Sendungen wie *Big Brother* schafft, entspricht meist gängigen Schönheitsidealen und Geschlechterrollen. Ein weiteres Phänomen ist Tokenismus: Dabei werden bestimmte Kandidaten gezielt in die Shows eingeladen, um vermeintliche Diversität abzubilden. Zu oft bleibt die Vielfalt oberflächlich, während tief verwurzelte Vorurteile verstärkt werden.

Kritiker bemängeln immer wieder, dass die Formate dramaturgisch zugespitzt werden. Konflikte sind Kalkül – denn Streit und Tränen sind echte Quotenbringer. Während Zuschauende eine ungeschönte Realität erwarten, berichten ehemalige Kandidaten von gezielter Manipulation. Sie werden unter Stress gesetzt oder bewusst provoziert. Oft wird den Kandidaten in der Ausstrahlung auch ein bestimmtes Image verpasst. Schnitt und Postproduction unterstützen das Narrativ. Durch



Authentifizierungsstrategien – verwackelte Kameras oder Interviews mit O-Ton – erzeugen die Formate für das Publikum allzu oft den Eindruck, eine ungeschönte Realität abzubilden. Die psychologischen Folgen dieser medialen Entblößung sind teils massiv. So wird Manuela Schick während ihrer Teilnahme an der Gründungsstaffel von *Big Brother* zur Zielscheibe öffentlicher Anfeindungen, das Gelände der Show muss sie unter Personenschutz verlassen. Während die Sender hohe Einschaltquoten feiern, stehen sie gleichzeitig auch in der Kritik: Darf Reality TV die Kandidaten an ihre Grenzen bringen – nur weil sich ein Millionenpublikum davon unterhalten fühlt?

Follower statt Fernsehen

Für viele Mitwirkende beginnt der wahre Albtraum nach dem Rampenlicht – zwischen Shitstorms auf Social Media und medialer Zerfleischung in der Boulevardpresse. Medienwissenschaftlerinnen der Universität Düsseldorf sprechen in einer Studie aus dem Jahr 2001 von einem „Post-Container-Trauma“, machen aber auch deutlich, dass die meisten Ex-Teilnehmer mit dem Bewusstsein, Teil einer Medienkonstruktion zu sein, bald wieder ins Reine kommen.

Reality TV erfindet sich auch 25 Jahre nach der ersten Staffel von *Big Brother* ständig neu. Mit Social Media verschwimmen die Grenzen zwischen TV Stars und Influencern. Ehemalige Kandidaten nutzen Instagram und Co., um ihre mediale Präsenz nach der Show auszubauen. Doch auch andersherum funktioniert es: Viele Content Creators steigen ins Dokument ein, um ihre Reichweite zu steigern. Mit den geschönten Darstellungen aus ihrem Leben üben die Stars vor allem auf jüngere Zuschauer erheblichen Einfluss aus. Modelsendungen prägen Schönheitsideale, Datingformate beeinflussen Vorstellungen von Liebe und Beziehungen. So balancieren die Formate auch heute auf dem schmalen Grat zwischen ungeschönter Authentizität und kalkulierter Inszenierung.

Vera Katzenberger



Bilder:
<https://presse.seven.one/bigbrother/downloads>
 Links: „Big Brother“-Logo, rechts: „Big Brother“ 2025

„Gahh bloo bagoo!“

Wenn Chaos plötzlich kommuniziert. Seit 25 Jahren zeigen uns *Die Sims*, dass Kommunikation auch ohne Worte funktioniert – aber nie ohne Drama, sei es die kaputte Toilette oder die fehlende Leiter im Pool.

Ein Spiel ohne Ziel – und doch mit Wirkung

Als *Die Sims* im Jahr 2000 erschien, wirkte es wie ein digitales Kuriosum. Keine Quests, keine Endgegner, keine Highscores – nur ein Haus. Und Menschen mit Bedürfnissen. Doch was nach Bausimulation klang, wurde rasch zum emotionalen Experimentierfeld. Zwischen Kühlschrank und Karriereziel verhandelten digitale Wesen Gefühle, Alltag und Eskalation – begleitet von schrägen Lauten, überkochenden Töpfen und dem Wissen: Wer die Dusche vergisst, badet irgendwann im Chaos.

Simlish statt Smalltalk – Töne sagen mehr als Worte

Sims sprechen kein Englisch, kein Deutsch – sie sprechen *Simlish*. Eine melodiöse Kauderwelschsprache ohne feste Bedeutung, aber voller Ausdrucks Kraft. Wenn Wut aufkommt, ist sie unmittelbar sichtbar: Die Stimme wird schrill, die Gesten übertrieben, irgendwo knarzt ein Wasserrohr – und als einzige logische Lösung wird wie selbstverständlich ein Mob gezückt. Diese Kommunikationsform funktioniert nicht trotz, sondern wegen ihrer Unverständlichkeit. Tonlage, Mimik und Kontext übernehmen die Hauptarbeit. Es entsteht ein paraverbales System, das eher an Theater erinnert als an Dialoge – offen für Interpretation, nahbar in der Überzeichnung.

Projektion, Chaos und kleine Dramen

Sims haben keine komplexen Persönlichkeiten – und genau das macht sie so wandelbar. Eigenschaften, Routinen, Stimmungen: All das bietet Struktur. Doch das eigentliche Leben dazwischen entsteht durch Spielende – oder durch Zufall. *Die Sims* überlassen die Erzählung dem Publikum. Wer versucht, Ordnung zu halten, kennt das Scheitern als treuen Mitbewohner. Aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht öffnet sich hier ein ungewöhnlicher Rezeptionsraum: Spielende sind nicht nur Publikum, sondern zugleich Regie, Bühne und Dramaturgie. Das Spiel erzählt nichts – es lässt es geschehen.

Die Macht der Körpersprache

Sims diskutieren nicht, sie handeln. Sie rennen panisch durchs Haus, wenn sie das Klo nicht finden. Sie schauen misstrauisch, wenn ein neuer Mitbewohner einzieht. Sie zucken nach einem Stromschlag mit den Schultern – als wollten sie sagen: „War nicht mein hellster Moment, aber immerhin bin ich noch da.“ Körpersprache und Tonlage übernehmen die gesamte Kommunikation. Daraus entsteht ein Theater der Emotionen – verständlich, weil überzeichnet. Gerade die Reduktion auf elementare Ausdrucksformen ermöglicht Nähe: Gefühle sind nicht erklärt, sondern erlebt.

Wenn der Tod am Esstisch sitzt – Drama mit System

Wer den Rauchmelder vergisst, kann den nächsten Küchenbrand fast schon einplanen. Doch gerade diese Momente – wenn beim Kochen jemand stirbt, das Baby vom Sozialdienst geholt wird oder der Tod zum festen Haushaltsmitglied wird – bleiben im Gedächtnis.

Solche Eskalationen wirken grotesk – und genau deshalb so nah. Scheitern gehört hier zum Spiel. Wer versagt, erlebt oft nicht das Ende, sondern eine unerwartete Wendung. Fehler werden inszeniert – und erhalten dadurch erzählerisches Gewicht.

25 Jahre, unzählige Brände – und noch immer kein Plan

Die Sims bietet keine Antworten, sondern Situationen: Bewerbungsgespräche, Beziehungskrisen, Burnout auf Balkendiagrammen. Kommunikation erscheint nicht als Dialog, sondern als Stimmung. Als Reaktion. Als Spiel mit Symbolen.

Nicht alle finden sich darin wieder – aber viele erkennen etwas Vertrautes. Vielleicht liegt darin ein Teil der Faszination: *Die Sims* zeigen eine überdrehte Version des Alltags, in der Gefühle überschreien dürfen – und das Klo auch mal mitten im Wohnzimmer stehen kann.

Ein Spiel wie das Leben

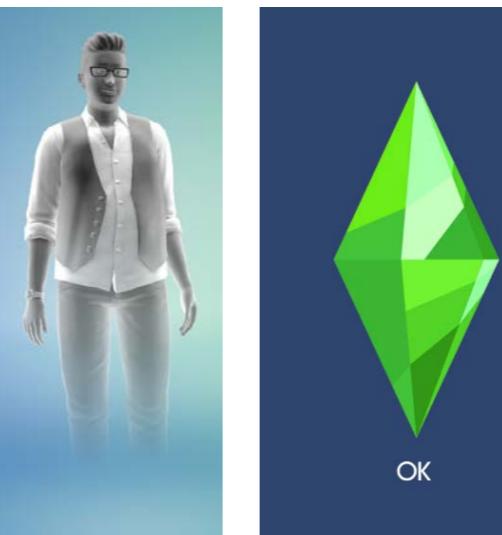
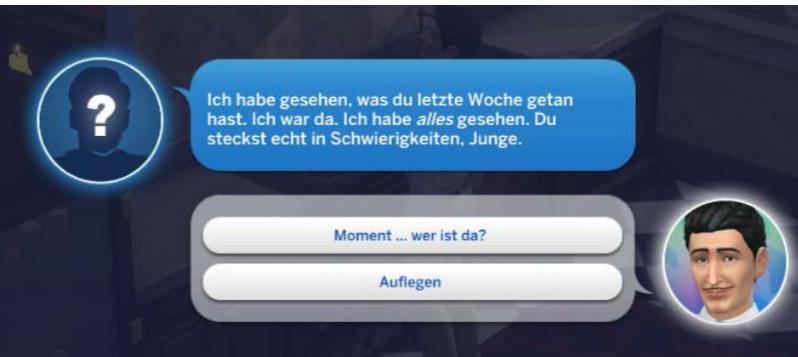
Die Sims bedanken sich nicht. Sie reflektieren nicht. Und sie lieben niemanden zurück.

Aber sie begleiten seit 25 Jahren Menschen, die bauen, spielen, improvisieren – und scheitern dürfen. Vielleicht liegt genau darin ihr Zauber: Es gibt keine perfekten Entscheidungen. Aber immer eine zweite Chance.

Xenia Hagelgans

Studentin der Kommunikationswissenschaft und Slavistik an der Universität Bamberg und begeisterte Simslerin mit 824 Stunden und 19 Minuten Spielzeit der 4. Edition (Stand 13. August 2024).

Screenshots typischer Simsszenarien aus *Die Sims 4* die jeder kennt, oder? Zusammenstellung: Xenia Hagelgans



„Vielen Dank, Herr Wöhner“

Der Politikjournalist Ernst Dieter Lueg verstarb am 22. Mai 2000.

Es ist eine ikonische Szene des Verhältnisses von Politik und Medien der Bundesrepublik. In der sogenannten Bonner Republik begegnen sich in den 1970er Jahren Journalisten und Politiker (damals gibt es jeweils noch wenige Journalistinnen und Politikerinnen) auf Augenhöhe. Entlang der Mediengeschäftsphasen von Jesper Strömbäck (2008) befinden wir uns im Übergang von der zweiten in die dritte Phase, in welcher ein Gleichgewicht zwischen Politik und Medien (Birkner, 2018) herrscht. Am Abend der Bundestagswahl 1976, der ersten Wiederwahl des Bundeskanzlers Helmut Schmidt, interviewt der ARD-Journalist Ernst Dieter Lueg den SPD-Fraktionsvorsitzenden Herbert Wehner zu den ersten Hochrechnungen (bei YouTube: <https://www.youtube.com/watch?v=E4-TfagBv8A>). Wehner, bekannt für seine knorrige und knurrige Art, erklärt, er sei in einer „schwierigen Lage verehrter Herr Lüg“ denn „ich weiß nichts und sie wissen nichts“. Diese Kritik am damaligen Echtzeitjournalismus und vielleicht sogar einen Hauch von Lügenpresse-Vorwurf kontert Lueg gekonnt mit einem „Vielen Dank für diese Zwischenkommentierung Herr Wöhner.“

Lueg ist durch seine Fernsehpräsenz eine prägende Figur der Bonner Medienszene und verkörpert auch die Entwicklung des Journalismus jener Jahre. Er wurde 1930 in Essen geboren und

volontierte, ganz klassisch, im Lokaljournalismus bei der *Westfälischen Rundschau*. Von dort aus wechselte er zum Westdeutschen Rundfunk (WDR) und berichtete seit den 1960er Jahren aus Bonn. Dort wurde er zunächst stellvertretender Studioleiter und leitete schließlich das Bonner Studio von 1985, wo er auf Friedrich Nowotny folgte, bis 1995. Beide zählten, so der Kohl-Biograf Hans Peter Schwarz, zu den „Großmeistern im Mediengeschäft – führende Fernsehjournalisten, Topkorrespondenten und Kolumnisten“ bei denen Helmut Kohl „keine guten Karten hatte“ (Schwarz, 2012, S. 191). Später, als „Kanzler der Einheit“, hat Kohl den Journalisten Lueg dann am Wahlabend 1990 spektakulär links liegen gelassen. Lueg war übrigens ebenso bekannt wie Wehner für seinen Ton, für seinen „nasalen, abgehackten“ Sprechstil, der dazu führte „dass er als einziger Journalist neben Politikern und Promis als Puppe in der Show ‚Hurra Deutschland‘ karikiert wurde“, wie der *Spiegel* in seinem Nachruf schrieb. Lueg starb vor 25 Jahren, am 22. Mai 2000.

Thomas Birkner

Dr. Thomas Birkner ist Professor am Fachbereich Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg. Er leitet dort die Abteilung Journalistik.

Fälscher, Filou, fataler Verharmloser

Die Geschichte von Konrad Kujau musste in weiten Teilen neu geschrieben werden. Er wurde als schelmisches Schlitzohr bekannt, verharmloste jedoch das „Dritte Reich“ gezielt. Vor 25 Jahren starb der Verfasser der „Hitler-Tagebücher“.

Ein Mann sitzt in seinem dunklen Arbeitszimmer. Er trägt einen schweren Mantel, seine Haare kleben verschwitzt an der Stirn und auf seiner Oberlippe prangt ein Tintenfleck. Zitternd notiert er mit der Schreibfeder in eine Kladde: „6. Februar 1943. Meine Gesundheit lässt durch die Anspannungen der letzten Tage sehr zu wünschen übrig. Habe mir offenbar durch das Fahren im offenen Auto eine sehr starke Erkältung geholt.“

Helmut Dietls Film *Schtonk!* aus dem Jahr 1992 hat unser Bild des Skandals um die gefälschten Hitler-Tagebücher und die handelnden Personen nachhaltig geprägt: Auf der einen Seite sehen wir die Möchtegern-Edelfeder Hermann Willié (Gerd Heidemann) und seine naiven Kollegen der Illustrierten *HH-Press*, die einen sensationellen Scoop wittern. Auf der anderen Seite steht der schelmische, bauernschlaue Kunstmässer und Antiquitätenhändler Professor Doktor Fritz Knobel (Konrad Kujau), der fast schon unfreiwillig zum Massenproduzenten immer absurderer Hitler-Devotionalien wird. Mit seinem Alter Ego auf der großen Kinoleinwand dürfte der echte Konrad Kujau zufrieden

gewesen sein: Charmierte er doch selbst gerne als der Künstler unter den Fälschern, als ein moderner Münchhausen, der den *Stern* und die gesamte Medienwelt genarrt hatte. So gab Kujau dem Politikmagazin *Panorama* bereits in der Untersuchungshaft ein TV-Interview, in dem er sich selbst augenzwinkernd als geschichtsinteressierter Mensch beschreibt, der die Fähigkeit habe, Handschriften nachzumachen. Gleichzeitig wird schon kurz nach dem Skandal deutlich, dass er eher ein unzuverlässiger Zeuge in der eigenen Sache und auch der eigenen Biografie ist.

Für seine Beteiligung am bis dato größten Medienskandal der Bundesrepublik verurteilte das Hamburger Landgericht Konrad Kujau wegen schweren Betrugs zu vierinhalb Jahren Gefängnis. Aufgrund der zweijährigen Untersuchungshaft gewährte das Gericht den beiden Hauptangeklagten Haftverschonung. Danach bleibt Kujau ein gern gesehener Guest in Zeitungen, Zeitschriften und im Fernsehen. Auf YouTube ist beispielsweise ein Mitschnitt der Talkshow *Mal ehrlich* (SFB) aus dem Jahr

2000 zu sehen. Über den Verlauf einer guten halben Stunde wird eines klar: Hier sitzt ein jovialer, gemütlicher Mann, der mit sich und der Welt im Reinen ist. Allerdings bekommt das Moderationsteam Anne Will und Andreas Schmidt Kujau bis zum Ende der Sendung einfach nicht zu fassen. Bei kritischen Fragen weicht er aus, widerspricht oder macht einen Witz. Nur zwei Behauptungen wiederholte Konrad Kujau über die Jahre immer wieder: Erstens, allen Beteiligten hätte klar sein müssen, dass die Hitler-Tagebücher Fälschungen waren, und zweitens, er habe es nur wegen des Geldes getan. Dies war einer seiner letzten Medienauftritte. Am 12. September 2000 erlag Kujau im Alter von nur 62 Jahren seinem Krebsleiden.

Lange Jahre war der Skandal um die gefälschten Tagebücher Adolf Hitlers vor allem ein Sittengemälde der Abläufe in einem deutschen Medienhaus. So war es halt damals in den 80er Jahren mit prallen Spesenkonten und „richtigen“ Reportern – Hauden, die sich vor Ort in ihre Themen verbeißen. Inzwischen wird die politische Motivation Kujaus und des *Stern* kritisch hinterfragt. Hatte das Magazin in der Ausgabe 18/1983 nicht selbst getitelt: „Folge des sensationellen Fundes: Die Geschichte des Dritten Reiches wird in großen Teilen neu geschrieben werden müssen“?

Schon vor der Veröffentlichung hätte der *Stern*-Redaktion bei einem Faktencheck auffallen müssen, dass die Ansichten des vermeintlichen Hitlers den bekannten wissenschaftlichen Tatsachen widersprachen. Der Holocaust wird mit keiner Silbe erwähnt. Stattdessen äußert er sich ausführlich zu seiner Gesundheit. Und zu seiner Beziehung mit Eva Braun. Kurz nach dem Auffliegen des Schwindels kommentierte die Schweizer *Weltwoche* diese Widersprüche mit einer Karikatur: „Ich liebte Kinder und Tiere, war gerührt von Eva Braun, wollte Frieden mit England. Ich verachtete Göring und Göbbels und misstraute Himmler. Eigentlich war ich ein Opfer des Faschismus.“

Kujau als Führer-Weißwäscher

Im genannten Interview mit *Panorama* erwähnte Konrad Kujau selbst, wie sehr er sich beim Schreiben der Tagebücher mit Adolf Hitler identifiziert hat – bis hin zu körperlichen und seelischen Reaktionen. Ein braunes Fragezeichen, dass durch aktuelle Recherchen des NDR noch größer wird. Für die Sendung *Reschke Fernsehen* hat der Sender 2023 Kopien der Kladden digitalisiert und von einem wissenschaftlichen Beirat auswerten und einordnen lassen. Diese kritische Ausgabe ist seitdem auf der Website des NDR als Volltext online. In einem begleitenden Dossier wird außerdem deutlich, wie stark sich Konrad Kujau in den 1970er- und 1980er-Jahren privat und geschäftlich mit alten und neuen Nazis vernetzt hat. Den NDR-Recherchen zufolge war Kujau beispielsweise eng mit Lothar Zaulich, dem Pressesprecher des Rechtsextremisten Michael Kühnen, befreundet. Die Historikerin Heike Görtemaker argumentiert in ihrer Einordnung für den NDR daher, dass Konrad Kujau Adolf Hitler einen Persilschein ausstellen wollte: „Der fiktive Hitler hat mit nationalsozialisti-

GÖTZ GEORGE • UWE OCHSENKNECHT



Filmplakat zu *Schtonk!* mit Uwe Ochsenknecht als Hitler-Tagebuch-Fälscher Fritz Knobel alias Konrad Kujau.

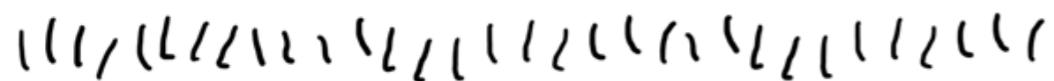
Quelle: Amazon Prime Video

schen Gewaltverbrechen nichts zu tun. Er ist sogar derjenige, der versucht, andere seiner Parteigenossen im Zaum zu halten. [...] Kujau erfindet hier eine positive Hitlerfigur.“ Auch der Politikwissenschaftler Hajo Funke hat die Auswertung der gefälschten Hitler-Tagebücher wissenschaftlich begleitet. Für ihn steht ebenfalls fest, dass es damals Konrad Kujaus Absicht war, die geschichtlichen Tatsachen umzudeuten. Im Interview mit der *Süddeutschen Zeitung* betont er, „der Versuch, Hitler reinzuwaschen, harmoniert natürlich mit rechtsradikalen Narrativen. [...] Der eigentliche Skandal besteht darin, dass der *Stern* dieses von einem Fälscher aus dem rechtsextremen Milieu geschönte Hitler-Bild verbreiten wollte.“

Der *Stern*-Mutterkonzern Bertelsmann hat inzwischen die Originale der Fälschungen an das Bundesarchiv übergeben. Auch dort sollen sie digitalisiert und zugänglich gemacht werden. Für Michael Hollmann, den Präsidenten des Bundesarchivs schließt sich laut Pressemitteilung damit ein Kreis. Schließlich war das Bundesarchiv 1983 daran beteiligt, den Betrug mit den Tagebüchern zu entlarven.

Holger Müller

Holger Müller ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Universität Bamberg; er leitet auch das Uni-Radio *FriedaFM*.



Woodstock, Widersprüche und wahre Emotionen – Charles M. Schulz hat mit seinen *Peanuts* nicht nur Comics gezeichnet, sondern Lebenslektionen verpackt. Doch wer war der Mann hinter Charlie Brown, Snoopy und seinem kleinen Vogel-Freund?

Charles Monroe Schulz, auch bekannt als „Sparky“, wurde am 26. November 1922 in Minneapolis, Minnesota, geboren. Sein Vater stammte aus Deutschland – genauer aus Stendal in der Altmark. Wie der Vater der Hauptfigur Charlie Brown, war auch dieser Friseur in seinem eigenen Salon. Schon früh fiel auf, dass Charles M. Schulz ein außergewöhnliches Talent fürs Zeichnen hatte, welches unvorhersehbar Jahrzehnte später weltweit Millionen Menschen begeistern sollte.

Die Geburt der Peanuts

1950 war es endlich soweit: Der erste *Peanuts*-Strip erschien in sieben Zeitungen. Auf den ersten Blick wirkten die Comics simpel – klare Linien, wenige Worte. Aber was Schulz darin erzählte, war tiefgründig. Hier ging es nicht um actiongeladene Superhelden, sondern um die kleinen und großen Dramen des Lebens: Versagen, Hoffnung und Freundschaft.

Im Zentrum der Geschichten steht Charlie Brown, der ewige Pechvogel mit seinem riesigen Herzen. Sein Hund Snoopy stiehlt ihm allerdings oft die Show. Mal ist er Schriftsteller, mal Weltkriegspilot, und manchmal einfach nur ein Hund, der zusammen mit seinem besten Freund Woodstock, dem kleinen gelben Vogel, das Leben genießt. Schulz' eigener Hund Spike diente dabei als Vorlage für den Comic-Charakter.

Und da ist noch die gesamte *Peanuts*-Clique: die dominante Lucy, der philosophische Linus mit seiner Schmusedecke und viele andere, die alle ihre ganz eigenen Macken haben. Hinter den *Peanuts* steckte ein Mann, der sich selbst oft als unsicher und perfektionistisch beschrieb. Charles Monroe Schulz arbeitete über 50 Jahre lang täglich an seinen Comics. Jeder einzelne Strip kam aus seiner Feder – etwas, worauf er besonders stolz war.

Doch der Erfolg war nicht immer leicht für ihn. Schulz litt unter Selbstzweifeln und Depressionen, und diese Gefühle spiegelten sich in seinen Comics wider. Charlie Browns ständige Niederlagen oder seine vergebliche Liebe zu dem kleinen rothaarigen Mädchen – das war keine Fiktion, sondern Schulz' eigene Lebenserfahrung. Vielleicht macht gerade das seine Figuren so authentisch. „Viele Leute würden gerne glauben, dass ich Charlie Brown bin. Aber das wäre einfältig. Wobei es unmöglich wäre, ihn zu erschaffen, ohne ein bisschen



von sich selbst hineinzustecken. Wenn man jeden Tag liest, was meine Figuren tun und sagen, dann weiß man auch ziemlich genau, wie ich selbst bin. Denn alles, worüber ich nachdenke und was ich tue, fließt in den Comic-Strip mit ein.“

Der Erfolg der Peanuts

Was als kleiner Zeitungsstrip begann, wurde schnell zu einem weltweiten Phänomen. *Peanuts* erschien in über 2.600 Zeitungen, wurde in 75 Sprachen übersetzt und erreichte mehr als 350 Millionen Leser. Insgesamt zeichnete Schulz im Laufe seines Lebens über 17.800 Comicstrip. Seine Charaktere schafften es ins Fernsehen, auf Kinoleinwände und unzählige Merchandising-Produkte. Unvergesslich sind die TV-Specials wie *Der große Kürbis* oder *Die Peanuts – Fröhliche Weihnachten*. Mit letzterem gewann Schulz 1965 sogar einen Emmy Award. Sie brachten den Humor und die Wärme der *Peanuts* in die Wohnzimmer und machten die Figuren zu kulturellen Ikonen. Charles M. Schulz erhielt zahlreiche weitere Ehrungen für seinen Erfolgs-Cartoon. Dazu zählen seine Aufnahme in die „Cartoonist Hall of Fame“, ein Stern auf dem Hollywood Walk of Fame sowie renommierte Auszeichnungen wie der Peabody und der Eisner Award.

Der letzte Comic

1999 musste Schulz aufgrund von gesundheitlichen Problemen seine Arbeit an den *Peanuts*, seinem Lebenswerk, beenden. Am 12. Februar 2000 starb er im Alter von 77 Jahren – einen Tag bevor der letzte *Peanuts*-Strip veröffentlicht wurde. Darin verabschiedete sich Schulz von seinen Figuren und seinen Lesern: „Charlie Brown, Snoopy, Linus, Lucy ... wie könnte ich sie jemals vergessen...“. Die *Peanuts* (wörtlich Erdnüsse, übertragen aber Kleinigkeiten) sind mehr als Comicfiguren. Sie sind Lebenslektionen in kleinen Happen: über Freundschaft, Scheitern und den Mut, immer wieder aufzustehen. Schulz zeigte uns, dass es okay ist, nicht perfekt zu sein – denn auch Charlie Brown war es nicht. Mit den *Peanuts* hat Charles M. Schulz nicht nur Geschichten erzählt, sondern Herzen berührt. Sie waren eben nicht nur Kleinigkeiten.

Text und Zeichnung: Diana Laier

Studentin der Bamberger Kommunikationswissenschaft.

Fla-Datsch und anderer Quatsch

Don Martin war der Zeichner-König des *MAD* Magazins – oder (so die *New York Times*) „Mad's maddest artist“. Ob irre Wissenschaftler, schlacksige Liebende, zigarrenrauchende Kakerlaken als Hoteliers oder andere schräge Alltagshelden: Was sie trieben, ging schief.

„Neulich in ...“ der ANNO-Redaktion. So oder so ähnlich könnte der auflagensteigernde ein- bis zweiseitige Strip des legendären Comic-Zeichners Don Martin beginnen und mit Schlamassel und Zerstörung bis hin zu Quetschungen und Knochenbrüchen enden.

Tücken des Alltags

Alltagswahnsinn auf die Schippe zu nehmen, ist nicht einfach. Vor allem, wenn es weder Sand noch Schnee gibt. Für Don Martins Karikaturen ist dieser Alltagswahnsinn eine Episode, die voller Elan und Ehrgeiz beginnt, um im größten Chaos und Desaster zu enden. Oft landen seine Figuren in offenen Gullys, werden von Dampfwalzen überrollt oder scheitern schlicht an eigener Unfähigkeit, Egoismus oder Selbstüberschätzung. Vielleicht sind sie deshalb etwas schlaksig in ihrer Erscheinung, haben lange Gesichter, Knollennasen, wippen beim Gehen und haben nach unten abgeknickte Füße.

Martin nimmt auf minimalistische und präzise Weise – mit Feder oder Bleistift, unkoloriert – Sitten, Situationen, Sachverhalte und dergleichen aufs Korn. Seine Witze scheren sich nicht um Moral, Werte oder Konventionen. Sein Humor ist albern, absurd, ausfällig und anarchisch, vor allem aber rabenschwarz. Mit „Fagroon“, „Schlurch“, „Shtoink“ oder „Fla-Datsch“ betont er jede Katastrophe mit passendem Soundtrack. Nicht umsonst gilt er bis heute auch als ungekrönter König der Lautmalerei.

Zu *MAD* mit 25 Jahren

Don Martin, 1931 in New Jersey geboren, verdiente sein Geld zunächst als Werbegrafiker, bevor ihn 1956 *MAD – das vernünftigste Magazin der Welt* entdeckte. Noch im selben Jahr erschien Don Martins schwarzer Humor erstmals in der 29. Ausgabe des Satiremagazins. Seitdem gab es jahrzehntelang kein *MAD*-Heft ohne Don-Martin. Mit dem Bekenntnis zur Blödheit und dem grenzdebilen, segelohrigen, zahnlückengrinsenden



Zeichnung: Xenia Hagelgans

Alfred E. Neumann trifft MAD den Nerv der Siebziger und vieler Pubertierender. Don Martin wird zum Superstar der frühen Comic-Szene und MAD zum Kult.

Gut 30 Jahre, bis zum Zerwürfnis mit dem Verleger 1987 im Streit um Tantiemen, profitierte *Das vernünftigste Magazin der Welt* von Don Martins skurrilen Zeichnungen. Als Martin zum Konkurrenzmagazin *Cracked* wechselt, verlässt auch die hohe Auflagenzahl das sinkende Schiff. Der Niedergang des Satiremagazins ist von nun an nur eine Frage der Zeit; aktuell erscheint es nur mehr unregelmäßig. Die deutsche Ausgabe,

1967 gegründet wurde bereits 1995 eingestellt. Vor 25 Jahren, am 6. Januar 2000, starb der legendäre „MAD's Maddest Artist“ im Alter von 68 Jahren in Miami an Krebs. Da der Meister des Slapsticks und des schwarzen Humors sich nun nicht mehr für ANNO engagieren kann, aber gerade deshalb hier seinen Platz findet, müssen wir selbst schauen, wie wir die Auflage steigern können.

Xenia Hagelgans

Studentin der Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.

Galopper der Sportschau

Rote Krawatte und hellblaues Hemd, darüber ein zweireihiges Jackett in tiefseeblau. Die Beine lässig über einander geschlagen. Ein Lächeln auf den Lippen und „Tränen in den Augen“. So moderiert Addi Furler die 5000. *Sportschau* – seine letzte.

„Macht's gut“ sagt er noch, bevor der Abspann ertönt und er erhobenes Hauptes das Kölner WDR-Studio verlässt. Naja, zumindest könnte er es, denn ab diesem Zeitpunkt liegen 34 Jahre *Sportschau*-Moderation hinter ihm. Adolf „Addi“ Furler war ein Mann der ersten Stunde. Gemeinsam mit Ernst Huberty – dem zweiten *Sportschau*-Urgestein – moderierte er am 4. Juni 1961 die erste Ausgabe der *Sportschau*. Ausgestrahlt in schwarz-weiß bei ARD 2, dem nur zwei Jahre (bis zum Sendestart des ZDF 1963) sendenden zweiten Programm des deutschen Fernsehens.

Denkt man heute an die *Sportschau*, fällt einem vielleicht sofort ein, wie Esther Sedlaczek mit Weltmeister Bastian Schweinsteiger das Fußballgeschehen einordnet, oder Alexander Bommes, der die Fußballer und ihre Trainer interviewt. Kurzum: Der Fußball steht im zentralen Mittelfeld der Sendung. Schaut man sich heute allerdings diese erste *Sportschau*-Ausgabe an, fällt jedem Sportfan eines direkt auf: Der Fußball fehlt! Was heuteundenkbar erscheint, ist in den frühen Anfängen der populären Sportsendung noch Gang und Gebe. Die Bundesliga existierte noch nicht, also beinhaltete die Samstagabend-Premiere Show fußballfreie Themen und berichtet über Boxen, Schwimmen oder den Pferdesport. Letzteres, eine von Furlers Herzensangelegenheiten.

„Ich liebe Pferde über alles!“

Geboren wurde der Berliner am 21. März 1933 – ausgerechnet dem „Tag von Potsdam“, als feierlich in der Garnisonskirche der erste Reichstag in der Amtszeit Hitlers eröffnet wurde. Kein Zufall vielleicht, dass der Säugling Adolf getauft wurde? Seine beiden anderen Vornamen – der katholische Josef und der klassische Dante – relativieren dies allerdings stark. Bereits als kleiner Junge begeistert er sich für Pferde. Sein Kindheitstraum und Berufswunsch: Jockey sein. Obwohl Furler dem

Sportjournalismus und Moderatoren-Dasein verfällt, macht er seine Pferde-Leidenschaft zum Beruf. Zumindest befüllt er seine Sendezeit reichlich mit dieser Passion. Das Ressort „Galopper des Jahres“ wird zum Publikumsrenner. Wurde ein „Galopper des Jahres“ gekürt, so funktioniert der „Mr. Sportschau“ zur Preisverleihung das Studio in einen Pferdestall um. Auch für fachliche Expertise ist gesorgt. So mag er vermutlich der einzige deutsche Moderator sein, der während einer Live-Show den Stammbaum eines Pferdes auf 21. Generationen zurückverfolgen kann.

Privat dominieren ebenfalls Vollblut, Hengst und Schimmel. Als Amateur fährt er Trabrennen und verzeichnet 39 Siege. Wie der Vater, so die Tochter – denn auch sie sitzt fest im Sulky und fährt im Profisport zahlreiche Siege ein. Eine gute Gelegenheit, Tochter Vicky bei der Preisverleihung für den „Galopper des Jahres“ zu interviewen ... und den Ausschnitt in die 5000. *Sportschau* Ausgabe zu packen, denkt sich die Regie. Überraschung für Furler, der mit verschmitztem Lächeln in seiner letzten Sendung selbstbewusst kontert: „Wir sind im Laufe der vielen Jahre so gelassen geworden, dass wir uns selbst durch den Kakao ziehen können, ohne Erich Kästner bemühen zu müssen!“

Sein Humor hat Wiedererkennungswert, kommt bei den Zuschauern gut an und prägt diese Show über drei Jahrzehnte hinweg. Nach seiner letzten Moderation für die *Sportschau*, verlässt er aber nicht so schnell die TV-Bildfläche. In Formaten wie *Addis Stunde* oder *ALTERnativ* bleibt er treuen Furler-Fans erhalten.

Am 31. August 2000 stirbt Addi Furler und mit ihm auch ein Stück Fernsehgeschichte.

Victoria Hegeler

Studentin der Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.

„Vogel fliegt, Fisch schwimmt, Mensch läuft.“

Vielleicht war Emil Zátopek nicht der talentierteste Läufer des 20. Jahrhunderts, aber vermutlich hat niemand Laufen so gearbeitet wie er. So wurde er zur Legende seines Sports, bevor er dann auch noch zur Legende des Prager Frühlings wurde – ein Held im doppelten Sinne.

In den letzten Jahren geisterte die Frage durch die (Sport-)Feuilletons, wer der „GOAT“ sei (der „Greatest of all times“), etwa im Fußball (Pele? Maradonna? Messi? Oder doch Cruyff?), im Tennis (Federer, Nadal oder Djokovic?), im Basketball (Michael Jordan oder der tragisch verstorbene Kobe Bryant?). Eindeutig scheint die Antwort auf diese Frage nur im Boxen zu sein, denn wer könnte bezweifeln, dass Muhammad Alis Selbstfeier als „The Greatest“ angemessen sei?

Emil Zátopek ist dieses Sendungsbewusstsein zeitlebens fremd gewesen, ja er kann als Gegenentwurf zu Ali im Besonderen und all die anderen Sportstars unserer Zeit im Generellen

gelten, zu all den Formen der eitlen Selbstbespiegelung. Besciedener und nüchterner ist kaum ein Jahrhundertsportler mit seinem Ruhm umgegangen, und vielleicht ist er es gerade deshalb: ein Jahrhundertsportler. Und doch verbindet ihn ausgerechnet mit Ali deutlich mehr als etwa mit Messi oder Federer. Aber der Reihe nach.

An der Wiege, wie man so sagt, wurde ihm der spätere Weltruhm nicht gesungen. Am 19. September 1922 als siebtes Kind eines armen Tischlers in der mährischen Provinzstadt Koprivnice geboren, wurde er schon mit fünfzehn zur Arbeit in eine Schuhfabrik geschickt.



Emil Zátopek nach der Siegerehrung bei den Olympischen Spielen 1952 in Helsinki mit seiner Frau Dana Zátopková, die bei den gleichen Spielen die Goldmedaille im Speerwurf gewann. Quelle: Finnish Heritage Agency / Wikimedia Commons

Als deren Werksleitung einen Lauf organisierte, wurde der sportlich bis dahin verhaltensunauffällige Zátopek zur Teilnahme gezwungen, obwohl er sich weigern wollte. So erinnert er sich später: „Jeder ist verpflichtet, teilzunehmen, nur wer ist krank, braucht nicht zu laufen. Ich, sofort hab' ich mich gemeldet als krank. Was ist mit dir? Ich habe Knieschmerzen. Ja, das gilt nicht! Simulant, sofort zum Start!“ Ohne Training wurde er Zweiter, bekam Spaß am Laufen – und damit nahm gewissermaßen der Mythos seinen Lauf.

Der Arbeiter als Läufer oder Laufen als Arbeit

Zum Ästheten konnte Zátopek qua Herkunft dabei wohl nicht werden, kein eleganter Stilist wie beispielsweise sein ‚Vorgänger‘ Paavo Nurmi, der finnische Wunderläufer damals oder der Kenianer Eliud Kipchoge heute, der vielleicht größte Läufer unserer Gegenwart. Im Gegenteil, wenn Zátopek lief, dann sah das nach Arbeit aus, ja nach Kampf: den Kopf mit leidender Miene in den Nacken gelegt, die Zunge weit herausgestreckt und mit Armen und Beinen rudernd, als ginge es um sein Leben. Den Spitznamen ‚tschechische Lokomotive‘ hatte er sich wahrlich verdient.

Zu diesem eigenwilligen, kämpferischen Stil passten die Trainingsmethode sozusagen kongenial: Legendär sind seine Waldläufe in schweren Militärstiefeln, aber das hat von heute aus eher folkloristischen Wert. Physisch mindestens ebenso herausfordernd, aber weniger archaisch als vielmehr in unserer moderne Trainingswelt vorausweisend war hingegen, dass Zátopek mehr oder minder das Intervaltraining erfand: 30, ja häufig sogar 40 Tempoläufe über die Stadionrunde absolvierte Zátopek täglich, mit nur kurzen Pausen, eine bis heute stunnenswerte (Willens-)Leistung. Aufhebens machte er selbst übrigens nicht von seiner Trainingsweise und ihrem innovatorischen Charakter, sondern er antwortete nur mit einer basalen Einsicht, die längst zum geflügelten Wort avanciert ist: „Vogel fliegt, Fisch schwimmt, Mensch läuft.“

Olympische Geschichten

Ein bisschen weniger nüchtern war es in seinem Fall freilich schon: Mit dem wegweisenden Training erreichte Zátopek viele Siege und Bestmarken, darunter 18 Weltrekorde, vier Olympiasiege und unzählige nationale Titel. Und natürlich machen gerade Olympiasiege so unsterblich, wie man auf dieser Welt eben unsterblich sein kann. Aber die Geschichte von Zátopek und Olympia war ganz besonders: Bereits 1948 hatte die ‚Lokomotive‘ Gold über 10.000 Meter und Silber über 5.000 gewonnen.

Bei den folgenden olympischen Spielen vier Jahre später in Helsinki überbot Zátopek diese Erfolge noch einmal, in einer Weise, die bis heute in der Laufwelt unerreicht ist. Wiederum gewinnt er den Wettbewerb über 10.000 Meter, dazu vergoldet er seine Bilanz über die 5.000 Meter. Wenige Tage danach komplettiert er ein unwahrscheinliches und weder zuvor noch

danach wiederholtes Triple, indem er im Marathonlauf triumphiert. Und als wäre das noch nicht märchenhaft genug, hatten diese olympischen Spiele noch eine weitere, romantische Wendung zu bieten, die sich ebenfalls kaum überbieten lässt: Während ihr Mann sich durch die 5.000 Meter arbeitet, siegt seine Frau Dana im Speerwurf. Der Kuss der beiden anschließend gehört sicher zu den ikonischsten Bildern der Sportgeschichte. Zátopek wurde mit diesen Erfolgen zum Volkshelden, klar. Aber vielleicht würden wir ihn viel weniger erinnern, wenn sich sein Heldentum auf den Sport beschränkt und nicht gewissermaßen lebensgeschichtlich beglaubigt worden wäre. Und hier kommt nun die eingangs erwähnte Parallele zu Ali ins Spiel, genauer: So wie Cassius Clay nämlich zu mehr als einem Boxer wurde, indem er den Kriegsdienst verweigerte, seine olympische Goldmedaille in den Ohio River warf, sich in Muhammad Ali umbenannte und dafür seinen Weltmeistertitel verlor, so wurde Zátopek zur pazifistischen Symbolfigur, als der Prager Frühling anbrach.

Ein Held auch des Prager Frühlings

Am 21. August 1968 war der Armeeoffizier auf dem Heimweg von einer Feier, hörte vom Aufmarsch der russischen Panzer und dem Protest seiner Landsleute auf dem Wenzelsplatz, eilte entschlossen dorthin und verurteilte von der Wenzelsstatue aus die russische Einmischung und plädierte für deren Rückzug. Als die Lage weiter eskalierte, kletterte der ehemalige Läufer dann sogar unbeholfen, aber entschlossen auf einen russischen Panzer, auch dieses Bild ging um die Welt.

Wenig verwunderlich war, dass die politische Führung sich diesen Protest nicht gefallen lassen wollte. Zátopek fiel in Ungnade, wurde aus Partei und Militär entlassen und musste in einem Uranbergwerk schuften. Er trug diese Degradierung mit dem Stoizismus, mit dem er schon ein Lauftraining absolviert hatte.

Später widriff er seine Unterschrift unter das „Manifest der 2000 Worte“, näherte sich der Staatsmacht wieder an und wurde rehabilitiert. Aber das nahm ihm niemand übel, im entscheidenden Moment hatte er sich schließlich auf der richtigen Seite gezeigt.

Mit Genugtuung konnte er sich daher über die samtene Revolution 1990 und die Demokratisierung ‚seines‘ Landes freuen. Gesund war er da schon lange nicht mehr, ein Leben, wie ein Kampf geführt, hat seinen Preis. Am 21. November 2000 starb der Jahrhundertläufer an den Folgen des letzten einer Reihe von Schlaganfällen. Aber, wenn das pathetische Wort erlaubt ist, unsterblich waren da längst die Geschichten über ihn.

Christoph Jürgensen

Dr. Christoph Jürgensen ist Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft und Literaturvermittlung an der Universität Bamberg. Als „Lokomotive“ versucht er sich eher auf dem Rennrad denn auf der Laufstrecke.

Vom Teenie bis zur Midlife-Crisis

Das Filmjahr 2000 beschert uns actionreiche Blockbuster, eine erfinderische Hollywood-Ikone, einen grässlichen grünen Großkotz und liebestrunkene Mittvierziger. Es war auch das Jahr, in dem Walter Matthau, Dieter Krebs und Bernhard Wicki starben.

Vorstadt-Schönheit als Lolita

Eine lohnenswerte Midlife-Crisis: Fünf Oscars gehen im Jahr 2000 an das Drama *American Beauty* des britischen Regisseurs Sam Mendes. Und das, obwohl 1999 als das große Jahr der Filme gilt, wie Brian Rafferty in seinem Buch *Best. Film. Year. Ever: How 1999 Blew Up the Big Screen* proklamiert. Immerhin beschert es uns überragende Klassiker wie *Being John Malkovich*, *Boys don't cry*, *Der talentierte Mister Ripley*, *Fight Club*, *Matrix*, *The Sixth Sense* und *The Virgin Suicides*. Aber es ist die amerikanische Schönheit, welche die Oscar-Jury verzaubert – oder sollte man sagen, die amerikanische Realität? Sam Mendes reißt die Fassade des vermeintlich idyllischen Vorstadtlebens mit seinem Film ein und entblößt die trostlose und deprimierende Wahrheit der amerikanischen Wohnzimmer. Kevin Spacey, als Midlife-kriselnder Lester Burnham in einer unglücklichen Ehe, der sich in die viel zu junge Freundin seiner pubertierenden Tochter verliebt, bekommt den Oscar als „Bester Hauptdarsteller“. Sam Mendes den Oskar für die „Beste Regie“. Einen bitteren Beigeschmack hat der Gewinn von Spacey heute vor dem Hintergrund seiner Rolle, wurde doch in den letzten Jahren mehrmals Anzeige gegen ihn wegen sexueller Belästigung erhoben.



Grab Hedy Lamarrs auf dem Wiener Zentralfriedhof mit der Inschrift: „Films have a certain place in a certain time period. Technology is forever.“ Foto: M. Behmer

Die lieben Nöte der Pubertiere

Ein freundlicheres Bild der amerikanischen Suburbs zeichnet hingegen der allseits beliebte Jugendfilm *American Pie*. Die Komödie um vier Freunde, die versuchen im letzten Sommer vor ihrem Highschool-Abschluss ihre Jungfräulichkeit zu verlieren, ist in Deutschland der erfolgreichste Film des Jahres. Der kultige Streifen scheint genau ins Herz (oder in die Hose) einer Generation zu treffen. Es folgen drei Fortsetzungen: *American Pie 2* (2001), *American Pie: Jetzt wird geheiratet* (2003) und *American Pie: Klassentreffen* (2013) und sage und schreibe fünf Spin-Offs. Jim und seine Kumpels werden mit dem Publikum erwachsen. Und zugegebenermaßen: Schaut man sich die Filme heute an, fühlt es sich wirklich an, als würde man alte Schulfreunde wiedertreffen.

Viel Lärm, wenig Handlung

Schall und Rauch: Actiongeladen geht es weiter im zweiten Teil von *Mission Impossible*: Tom Cruise schlüpft erneut in die Rolle des IMF-Agenten Ethan Hunt. Die Welt wird wieder bedroht: Diesmal geht es um ein tödliches Virus, das ein abtrünniger Agent freisetzen will. Regie führt wie beim ersten Teil John Woo. Die intensiven Actionszenen, beeindruckenden Stunts – von denen Cruise viele selbst durchführt – und choreografierten Kampfszenen katapultieren den Film an die Spitze der Filmcharts und machen ihn zum erfolgreichsten Film weltweit, mit über 500 Millionen Dollar Einnahmen. Trotz der phänomenalen Einspielergebnisse bleibt, sobald der Actionrauch verflogen ist, kaum etwas von der Handlung übrig. So schreibt das *Film Lexikon*: „Ein perfekt inszenierter und choreografiert Actionfilm mit atemberaubenden Stunts, der freilich an einer mangelhaften Figurenzeichnung krankt. Während darunter vor allem die melodramatischen Aspekte der Geschichte leiden, werden die Bilder reizvoll von opernhafter Schwülstigkeit aufgefangen.“

Diva und Erfinderin

Geistreiche Schönheit: Die Schauspielerin Hedwig „Hedy“ Lamarr ist Zeit ihres Lebens mit den Rollen, die sie spielen muss, nicht glücklich. Als Hollywood-Ikone feiert man die gebürtige Österreicherin weltweit wegen ihrer außergewöhnlichen Schönheit – was vollkommen außer Acht gelassen wird: ihr messerscharfer Verstand.

Lamarr erfindet mitten im Zweiten Weltkrieg das Funkfrequenzsprungverfahren und hält das Patent zur Funksteuerung von Torpedos – die beeindruckende Erfindung wird zwar wahrgenommen, jedoch nicht anerkannt.

Die Schauspielerin zieht sich aus der Öffentlichkeit zurück, führt dennoch ein unruhiges Leben: Sechs Ehen mit drei Kindern, eines davon adoptiert. 14 Jahre nach ihrem Tod am 19. Januar 2000 kommt endlich die geistige Anerkennung: Hedy Lamarr wird als Erfinderin geehrt und in die „National Inventors Hall of Fame“ aufgenommen.

Krebs erliegt dem Krebs ...

Während uns das Jahr 2000 um einige beliebte und bis heute sehenswerte Film-Klassiker bereicherte, mussten wir uns gleichzeitig von einigen Größen der Filmgeschichte verabschieden. So etwa Diether „mit „h““ Krebs: Der deutsche Kabarettist, Komiker und Schauspieler stirbt am 4. Januar. Durch die Kultserie *Ein Herz und eine Seele* avanciert er zum Schwiegersohn der Nation, in seiner Reihe *Sketchup* parodiert er Loser, Maulhelden, Spießer und Chauvinisten in herrlich überzeichnetner Form – lange bevor Sketche überhaupt „in“ sind. Auf die Komik allein lässt sich Diether Krebs nicht festnageln: Von 1978 bis 1986 mimt er in der Krimiserie *SOKO 5113* den Kommissar Dieter Herle. Ende der 1990er-Jahre erkrankt er unheilbar an Lungenkrebs. Seine letzte Rolle spielt er als zwielichtiger Spediteur im Kultfilm *Bang Boom Bang* (1999) und beweist noch ein letztes Mal sein komödiantisches Talent. In der Nacht vom 4. auf den 5. Januar 2000 stirbt er im Alter von 52 Jahren in seinem Haus in Hamburg.

... und Wicki dem Herztd

„Man muss hinter die Schlagworte wie Freiheit und Helden-tum schauen, ob deren Inhalte noch intakt sind“. Der Schauspieler, Fotograf und Filmregisseur Bernhard Wicki hat hautnah die Schrecken des Zweiten Weltkriegs erlebt, immerhin war er selbst wegen seiner Mitgliedschaft in der Bündischen Jugend mehrere Monate im Konzentrationslager Sachsenhau-sen inhaftiert. Vor Kriegsende verlässt er Deutschland und wird in den 1950er-Jahren zunächst als Schauspieler bekannt. Der große Durchbruch gelingt ihm mit dem Antikriegsfil-m *Die Brücke* im Jahr 1959. Der Film basiert auf dem Roman von Manfred Gregor und handelt von einer Gruppe Jugendlicher, denen die Aufgabe zuteil wird, eine abgelegene Brücke gegen Ende des Zweiten Weltkrieges zu verteidigen – was in einer sinnlosen Tragödie endet. Der Film richtet sich gegen den „Un-sinn des Krieges überhaupt“, wie der Regisseur in einem Interview zusammenfasst. Bernhard Wicki verstirbt am 5. Februar 2000 an einem Herzversagen in München.

Vadim und die „Weiber“

„Sie würden Rodin nicht bitten, eine hässliche Skulptur zu schaffen, oder mich, einen Film mit einer hässlichen Frau zu drehen“. Der französische Filmregisseur, Drehbuchautor und Schauspieler Roger Vadim hat sich gerne mit hübschen Frauen geschmückt und das durchaus nachvollziehbar, ist doch die Liste seiner Liebschaften wahrlich beeindruckend: Brigitte Bardot, Catherine Deneuve und Jane Fonda. Arbeit und Privat-leben überschneiden sich bei Vadim, die Hauptrollen seiner Filme besetzt er am liebsten mit seinen (Bett-)Gefährtinnen, so etwa in *Und immer lockt das Weib*, *Laster und Tugend* und *Bar-barella*. Jedoch ist das kein Rezept zum Glück, die meisten sei-ner Liebschaften und fünf Ehen scheitern. Bardot und Deneuve verklagen ihn sogar für seine Darstellung der gemeinsamen

Beziehungen in seinen fünf Büchern. Das erste betitelt er mit *Bardot, Deneuve, Fonda*. Ein Leben im Schatten der drei Gran-des Dames der Filmgeschichte. Roger Vadim verstirbt am 11. Februar 2000.

Sir Shakespeare

John Gielgud gilt als der herausragendste Theaterdarsteller des 20. Jahrhunderts. Seine Karriere beginnt als 17-Jähriger im be-rühmten Londoner Old Vic Theatre. Mit der Rolle des Ham-let schreibt er Theatergeschichte – niemand haucht den Figu-ren von Shakespeare Leben ein wie Gielgud. Vom Theater zum Film: Er gewinnt den Oskar als „Bester Nebendarsteller“ in *Arthur – Kein Kind von Traurigkeit* (1981). Nachdem er 1953 we-gen eines „Klappenbesuchs“ strafrechtlich verurteilt wird, be-kommt er nach seinem nächsten Auftritt stehende Ovationen und trägt damit zur Entkriminalisierung der Homosexualität in Großbritannien bei. Im folgenden Jahr wird er von Königin Elisabeth II. zum Ritter geschlagen. Bis ins hohe Alter steht Gielgud vor der Kamera: „Ich dachte schon 1944, dass ich alt und jenseits meiner Bestform sei“, scherzt er über seine lang-lebige Karriere. Er ist einer der wenigen Künstler, die einen Emmy, Grammy, Oscar und Tony Award gewinnen – ein wei-terer Beweis für sein spektakuläres schauspielerisches Talent. Am 21. Mai 2000 stirbt John Gielgud im Alter von 96 Jahren.

(Un-)Glückspilz

Ob ihn die gemeinsame Dienstzeit mit James Stewart wäh-rend des Zweiten Weltkriegs beeinflusst hat? Nachdem Walter Matthau aus Europa zurückkehrt, meldet er sich mithilfe der großzügigen Ausbildungsstipendien der Regierung für Solda-ten bei der Universität an und studiert Schauspiel. Bekannter-weise ist gerade als Schauspieler aller Anfang schwer und so schlägt sich Matthau zu Beginn seiner Karriere mit Theater- und Fernsehrollen durch. Nicht besonders hilfreich ist dabei seine lebenslange Spielsucht, speziell das Wetten hat es ihm angetan – so versetzt er einmal sein komplettes Jahresgehalt auf ein Baseball-Spiel. Glücklicherweise werden sowohl die Rollen als auch das Gehalt größer: Seinen Durchbruch feiert er 1966 mit *Der Glückspilz*, er erhält den Oscar als „Bester Neben-darsteller“. Der Film markiert gleichzeitig den Beginn einer er-folgreichen Zusammenarbeit und lebenslangen Freundschaft mit John Lemmon. Das beliebte Komiker-Duo tritt fortan in zahlreichen Filmen gemeinsam auf. Walter Matthau stirbt am 1. Juli 2000 an den Folgen eines Herzinfarkts. Jack Lemmon ein Jahr später, beide sind unweit voneinander auf dem West-wood Village Memorial Park Cemetery in Los Angeles beerdigt.

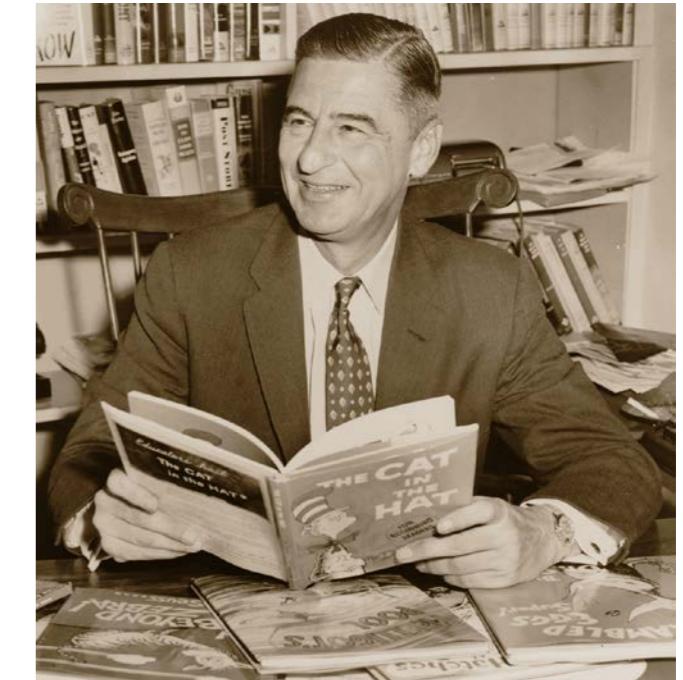
Grinsen mit dem Grinch

Zur Weihnachtszeit beschert uns das Jahr 2000 noch ein ganz besonderes „Schmankerl“: Und zwar Jim Carrey in einem grünen Full-Bodysuit als (un-)beliebte Figur des Kinderbuchs *Wie der Grinch Weihnachten gestohlen hat* von Dr. Seuss (d.i.

Theodor Seuss Geisel aus dem Jahr 1957. Carrey brilliert in der Komödie mit seinem fabelhaften komödiantischen Talent und seiner beeindruckenden Mimik – und das, obwohl sein Gesicht unter zentimeterdicken Make-Up und Prothesen ver-steckt ist. Laut Aussagen des Maskenbildners Kazuhiro Tsuji macht der Schauspieler seiner unliebsamen Figur am Set ganze Ehre: Teilweise verschwindet er tagelang, schikaniert die Set-Mitarbeitenden und verhält sich ganz so, also ob der grüne Großkotz auf ihn abgefärbt hätte. Tsuji hält es nicht mehr aus und kündigt, um ein Zeichen zu setzen und auf die Wichtig-keit von Behind-the-Scenes-Mitarbeitenden wie Maskenbildnern, Ton-Technikern und Kostümdesignern hinzuweisen. Carrey entschuldigt sich und Tsuji kehrt zurück, um den Film gemeinsam zu beenden. Die Tortur lohnt sich, der *Grinch* wird zum erfolgreichsten Film in den USA und die geduldigen Mas-kenbildner gehen auch nicht leer aus: Im Folgejahr bekommt *Der Grinch* den Oscar für das „Beste Make-Up“.

Viktoria Sommermann

Viktoria Sommermann ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Uni Fribourg (CH) – und hat, angefangen als Studentin, für *Anno* schon rund 30 Beiträge verfasst.



Theodor Seuss Geisel, der Erfinder und Zeichner des „Grinch“. Quelle: Library of Congress Prints and Photo-graphs Division. New York World-Telegram and the Sun Newspaper Photograph Collection

„...And Justice for All“

Kennen Sie noch Napster? Als Musiktauschbörs gestartet, hob der Onlinedienst rasch ab – und landete vor 25 Jahren hart auf dem Boden juristischer Realität. Eine wesentliche Rolle dabei spielte eine auch heute noch überaus populäre Rockband: Metallica.

Die Musik der eigenen Lieblingsband hatte etwas Sinnliches. Fans konnten es oft kaum erwarten, das neueste Album in den Händen zu halten. Schon im Laden weckte das meist aufwen-dig gestaltete Cover die Vorfreude auf das, was da Zuhause bald aus den Lautsprecherboxen klingen sollte – wenn man es denn erst einmal geschafft hatte, die stramme Verpackungsfolie von der Kassette, CD oder LP zu schälen. Doch vor 25 Jahren sollte sich dieser Zugang zur Musik und damit auch das Verhältnis zwischen den Künstler:innen, ihren Fans, dem Plattenhandel und den Musikverlagen grundlegend ändern.

Dieser Umbruch hat genau genommen bereits am 1. Juni 1999 begonnen, als Shawn Fanning und Sean Parker Napster on-line stellten. Der Grundgedanke der Musiktauschbörs ist sehr einfach: Die Musikstücke liegen nicht auf einem zentralen Server, sondern verteilt auf den Computern der Nutzer:innen. Der Napster-Server erstellt dabei lediglich ein Gesamtverzeich-nis der in der Community aktuell verfügbaren MP3-Dateien und vermittelt zwischen Suchanfragen und Angebot (peer-to-peer). Mit diesem Angebot füllt Napster eine Lücke, denn bis zu diesem Zeitpunkt war Musik im Netz kaum verfügbar. Nach dem Start verdoppelt sich die Nutzerzahl alle fünf bis sechs

Wochen, im Frühjahr 2000 verzeichnete die Tauschbörs bereits über 20 Millionen Mitglieder.

Tauschen, was das Zeug hält

Und die Nutzer:innen von Napster tauschen untereinander, was das Zeug hält: aktuelle Hits, längst vergriffene Raritäten und manchmal auch bisher noch unveröffentlichte Songs. Besonders beliebt ist das peer-to-peer-Tauschen bei Studie-renden, die dafür die zu dieser Zeit konkurrenzlos schnellen Computersysteme ihrer Universitäten nutzen – und überlas-ten. Im März 2000 sperren mehr als ein Drittel der amerika-nischen Colleges und Universitäten die Tauschplattform auf ihren Campi. Der IT-Service der Indiana University berichtete, dass vor diesem Verbot 61 Prozent der verfügbaren Bandbreite durch Napster blockiert waren. Andere Hochschulen wollten einfach nicht zur Zielscheibe von Rechtsstreitigkeiten werden.

Die Beastie Boys finden's gut

Denn die betroffenen Künstlerinnen und Künstler reagier-ten sehr unterschiedlich: Die Beastie Boys, Public Enemy und Courtney Love unterstützten Napster in den Medien. Für sie

war die Tauschbörse ein Gegengewicht zu den klassischen Gatekeepers des Musikgeschäfts, den Plattenfirmen, dem Formradio und MTV & Co. Auf der anderen Seite positionierten sich Metallica klar gegen die Musiktauschbörse, Schlagzeuger Lars Ulrich wurde sogar so etwas wie der Posterboy der Anti-Napster-Bewegung.

Metallica reagiert biestig

Denn Anfang 2000 entdeckten Metallica, dass eine Demoversion ihres noch unveröffentlichten Songs „I Disappear“ im Radio gespielt wurde. Die Band verfolgte die Spur zurück zu Napster, wo auch der übrige Katalog der Band kostenlos heruntergeladen werden konnte.

Zunächst ließen Metallica die Plattform überwachen, am 13. April 2000 zogen sie dann vor ein Bundesgericht in Kalifornien. Sie forderten mindestens 10 Millionen Dollar Schadenersatz von der Tauschbörse, umgerechnet 100.000 Dollar pro Song. Im Mai forderten sie von Napster zudem 300.000 Nutzer:innen sperren zu lassen, die Songs der Band getauscht hatten.

Metallica waren die ersten Künstler, die Napster aufgrund von Urheberrechtsverletzungen verklagt haben. Sie wurden dadurch zur Zielscheibe eines öffentlichen Shitstorms.

Die eigenen Fans waren von der Band enttäuscht und warfen Metallica Scheinheiligkeit vor: Zum Heavy Metal gehöre es schließlich, das Establishment und gesellschaftliche Normen abzulehnen. Dass sich die Musiker klar auf die Seite der Musikindustrie gestellt haben, passte nicht zu ihrem rebellischen Image. Einen Widerspruch, den das virale (fünf Jahre vor YouTube!) Internet Meme „Napster Bad“ genüsslich ausgeschlachtet hat.

Die Flash-Animation zeigt Lars Ulrich als hyperaktiven Golum vor einem Haufen Geldsäcken. Während Ulrich die wahren Fans lobt, die viel Geld für Konzerte und Merchandise ausgeben, kommentiert sein Bandkollege James Hetfield aus dem Hintergrund mit Zwei-Wort-Sätzen: Money good. Napster bad.

Wer gewinnt bei Katz' und Maus?

Der Fall Metallica gegen Napster wird aber nicht nur im Internet kommentiert und ausgetragen, sondern auch vor dem Justizausschuss der US-Senats und in den klassischen Medien. Am 12. Mai 2000 haben Chuck D von Public Enemy und Lars Ulrich mit Talkmaster Charlie Rose auf PBS diskutiert. Beide Seiten beharrten in der Sendung auf ihrer Sicht der Dinge. Ulrich argumentierte, es ginge im Angesicht rasanter technischer Entwicklungen darum, die Kontrolle über das eigene Werk zu behalten. Auch wenn er einsähe, dass Metallica Teil eines Katz-und-Maus-Spiels sei, das sie nicht endgültig gewinnen könnten. Geld sei nicht der treibende Faktor.

Chuck D wiederum betonte die wichtige Rolle von Napster als disruptiver Technik, denn die Musikindustrie habe seiner Ansicht nach zu lange die Zugänge zu Technologien und Märkten

kontrolliert und damit die Preise für die Endkunden festgelegt. Wie Chuck D hat die Musikindustrie in Napster bereits sehr früh eine große Bedrohung ihres Geschäftsmodells gesehen – wenn auch nicht so wohlwollend. Unter der Führung von A&M Records verklagten schon im Dezember 1999 18 Plattenfirmen die Musiktauschbörse wegen Urheberrechtsverletzungen. Damit bricht auch der Mythos von Metallica als den Totengräbern von Napster zusammen, denn juristisch gesehen ist das Verfahren von A&M der Präzedenzfall. Nur waren die Plattenfirmen und ihre Lobbyorganisation RIAA in der breiten Öffentlichkeit nicht so bekannt wie Metallica. Es greift also der Nachrichtenfaktor Prominenz.

Tauschbörse vor Gericht

Am 27. Juli 2000 erlässt Richterin Marilyn Hall Patel im Fall A&M Records vs. Napster am Bezirksgericht in San Francisco eine einstweilige Verfügung: Die Tauschbörse müsse bis zum Wochenende schließen oder sicherstellen, dass ihre 20 Millionen Nutzer keine urheberrechtlich geschützten Lieder tauschen. Metallica feierte dieses Urteil als großen Sieg, Napster ging sofort in Berufung. Trotzdem wurde in den kommenden Monaten klar, dass die Firma einen aussichtslosen Kampf führte. Sie installierte nach und nach immer bessere Filter, um die Auflagen des Gerichts zu erfüllen.

Dadurch wurde die Plattform allerdings gleichzeitig für ihre Nutzer:innen immer unattraktiver. Und obwohl Napster letzten Endes 99,4 Prozent der Zugriffe auf urheberrechtlich geschützte Musik blockieren konnte, waren die Auflagen der einstweiligen Verfügung damit nicht erfüllt. Am 11. Juli 2001 nahm Napster seine Tauschbörse vom Netz, einen Tag später erzielten sie eine Einigung mit Metallica.

Das Ende Napster

Der Medienkonzern Bertelsmann hatte noch versucht, gemeinsam mit Napster ein kostenpflichtiges Abo-Angebot hochzuziehen. Aber dieser Plan scheiterte, ebenso wie eine komplette Übernahme durch Bertelsmann.

Das Ur-Napster musste 2002 Konkurs anmelden. Trotzdem hat die Plattform in unserem Alltag Spuren hinterlassen: Die Musikindustrie musste noch jahrelang Verluste hinnehmen, bis sie digitale Verkäufe und Musikstreaming erfolgreich für sich adaptiert hat. Heutzutage kaufen wir meistens keine Tonträger, wir zahlen für die Nutzung von Musik. Napster hat somit den Weg für den Erfolg von Apple Music, YouTube und Spotify geebnet.

Übrigens, nach mehreren Übernahmen hat gerade das US-Start-Up Infinite Reality für 207 Millionen Dollar die letzte Version von Napster übernommen. Das Unternehmen möchte aus dem jetzigen Streaming Dienst einen virtuellen Treffpunkt für Fans und Musiker entwickeln, eine Mischung aus sozialem Netzwerk, Fanshop und Konzertarena im Netz.

Holger Müller

Die ANNO-Playlist des Jahres 2000

Die eingängigsten und erfolgreichsten Songs von A wie Aaliyah bis Z wie... Nein! Ich habe es nicht übers Herz gebracht, Zlatko in die Anno-Playlist aufzunehmen. Trotzdem erwarten Euch neue Genres wie Nu-Metal, mitreißende Popsongs und beißende Wortakrobatik.

1. **Bon Jovi – It's My Life** – Der VW Golf unter den Rockbands: Nicht immer originell aber zuverlässig und erfolgreich. „It's My Life“ ist ihr bekanntester Hit seit den 80iger Jahren.
2. **Britney Spears – Oops!... I Did It Again** – Markiert den Höhepunkt von Britney Spears' Karriere. Die Medien feiern sie als Pop-Prinzessin, nur um sie danach umso lustvoller zu demonstrieren.
3. **Eminem - The Real Slim Shady** – Ein ironischer Disstrack gegen Gott und die Popwelt mit einer sehr fröhlichen, funky Synthesizer-Hookline. Es ist Eminems erste Nummer 1 in UK und Irland.
4. **Echt – Weinst Du** – Wurde der Band von ihrer Plattenfirma als unbekanntes Demo von Rio Reiser untergeschoben. War es dann doch nicht, aber die Anleihen sind unüberhörbar.
5. **Aaliyah – Try Again** – Der Titelsong zum Actionfilm *Romeo Must Die*, in dem Aaliyah auch die weibliche Hauptrolle spielt. Ein musikalisch interessanter Mix aus R&B, EDM und Pop.
6. **Toploader – Dancing In The Moonlight** – War der erste Titel auf dem Sampler „Cookin' – Jamie Oliver's music to cook by“. Noch mehr Cool Britannia geht nicht!
7. **Papa Roach – Last Resort** – Sänger Jacoby Shaddix beschreibt das Lied als „Hilfeschrei“, es erreicht Platz 1 der US Modern Rock Charts. Ein sehr gutes Beispiel für das Nu-Metal-Genre.
8. **ATC – Around The World (La La La La)** – Dieses Cover des russischen Hits „Pesenna“ bleibt sechs Wochen auf Platz 1 der deutschen Charts. Produzent ist Alex Christensen (U96).
9. **Modjo – Lady (Hear Me Tonight)** – Dieser French House-Klassiker sampelt die Nile Rodgers Band Chic. Der eingängige Groove und die Gesangsmelodie gehen immer noch ins Ohr.
10. **Madonna – American Pie** – Madonna und Produzent William Orbit verpassen dem Klassiker von Don McLean eine Frischzellenkur für das neue Jahrtausend: Kürzer und als Pop-Song.
11. **Die Toten Hosen – Bayern** - Uli Hoeneß urteilte über diesen Anti-FC Bayern-Song: „Das ist der Dreck, an dem unsere Gesellschaft irgendwann ersticken wird.“
12. **Manu Chao – Bongo Bong** – Ein fröhliches Selbstzitat: Manu Chao überarbeitet „King of Bongo“ seiner früheren Band Manu Negra. Wurde später von Robbie Williams, Max Raabe und Lou Bega gecovert.
13. **Reamonn – Supergirl** – Bedeutete 2000 den Durchbruch für die deutsch-irische Band. Sänger Rea Garvey ist inzwischen auch als Juror für Shows wie *The Voice of Germany* beschäftigt.
14. **Moby – Why Does My Heart Feel So Bad?** – Hat seinen Ursprung 1992 in einem laut Moby wirklich schlechten, generischen Technosong. Als langsame, traurige Ballade einer seiner größten Hits.
15. **Gabrielle – Rise** – Bob Dylan mochte „Rise“ so sehr, dass er erlaubte, „Knocking on Heaven's Door“ zu sampeln. Aus diesem Song stammt auch die Akkordfolge. Deswegen wird Dylan als Co-Autor genannt.
16. **Limp Bizkit – Take A Look Around** – Wurde zuerst auf dem Soundtrack von *Mission: Impossible 2* veröffentlicht. Das Riff ist dann auch dem Titelsong der TV-Serie entlehnt.
17. **Melanie C – I Turn To You** – Mel C aka. Sporty Spice ist die einzige Künstlerin, die Solo, als Teil eines Duos, Quartetts und Quintetts britischen Charts angeführt hat.
18. **Stefan Raab – Wadde hadde dude da?** – Nur einer von drei Stefan Raab-Songs aus den Top 100 des Jahres 2000. Platz 5 als deutscher Beitrag beim ESC in Stockholm.
19. **blink-182 – All The Small Things** – Punk-Rock, der niemandem weh tut... Auch wenn die Band im Video unter anderem, die Backstreet Boys und Christina Aguilera parodiert.
20. **Vanessa Amorosi – Absolutely Everybody** – War so etwas wie die inoffizielle Hymne der Olympischen Spiele in Sydney. Vanessa Amorosi spielte den Song live bei der Abschlussfeier.

Zusammengestellt und kommentiert von Holger Müller

Große Versprechen und kleine Macken

„Where do you want to go today?“ Mit diesem Slogan hatte Microsoft noch in den 1990er Jahren geworben. Weiter, immer weiter sollten wir gehen. Und dabei sollte vor 25 Jahren Windows 2000 helfen. Ein großer Technologieschritt – mit manchen Stolperern.

Das Jahr 2000: Beginn eines neuen Jahrtausends. Die Aufregung ist klar spürbar. Jeder spricht von Innovationen, von neuen Möglichkeiten und dem digitalen Aufbruch in eine neue vernetzte Welt – voller Hoffnung, geprägt von Technikbegeisterung und dem Versprechen von Verbesserung, Schnelligkeit und Intelligenz.

Mitten in dieser Stimmung präsentiert Microsoft am 17. Februar 2000 das neue Betriebssystem: *Windows 2000*.

„Sicherheit, Stabilität und Produktivität“, so lautet das große Versprechen. Ein System, das sowohl Unternehmen als auch private Nutzer begeistern soll. Eine perfekte Software, die niemals abstürzt, während wir fleißig nebenbei wieder einmal mit den ganzen Formeln bei Excel verzweifeln. Aber Moment mal. Oh Nein! Nicht schon wieder der Bluescreen! Genau jetzt, wenn die Deadline immer näher rückt. Ganz zu schweigen von den Updates, die meine Arbeit erstmal auf unbegrenzte Zeit pausieren lässt.

Aber wie oft bei großen Versprechen läuft nicht immer alles wie es soll. Microsoft, 1975 von Bill Gates und Paul Allen gegründet, hat sich zu diesem Zeitpunkt längst als globaler Pionier etabliert. Durch die Einführung von *Windows* wird die PC-Welt erheblich geprägt. Wer *Windows 2000* startet, begegnet zuerst dem bekannten Logo, gefolgt von einem Ladebalken. Aber dieser Balken ist mehr als nur eine Grafik – er ist eine Ankündigung. Eine Ankündigung, genug Zeit mitzubringen, bis der PC überhaupt hochgefahren ist.

Doch warum ist das so? Im Gegensatz zu dem Vorgänger *Windows 98* führt *Windows 2000* die NT-Produktreihe, ursprünglich nur für den professionellen Einsatz in Betrieben entwickelt, nun auch für den privaten Anwender ein. Bessere Stabilität, weniger Abstürze und ein strukturiertes Sicherheitskonzept soll es leisten – aber der Computer zuhause ist oft überfordert. Neben Betriebssystemen arbeitet Microsoft auch an einem vielseitigen Produktangebot, das von Office über Xbox bis hin zu Clouddiensten wie Azure reicht. Als einer der führenden Akteure im digitalen Zeitalter schafft es das Unternehmen, Menschen weltweit durch Technologien zu verbinden.

Plug-and-Play oder Plug-and-Pray?

Mit der hochgelobten „Plug-and-Play“ Funktion verspricht Microsoft ein einfaches Anschließen von neuen Geräten, wie zum Beispiel Drucker oder Scanner – ohne Probleme. Aber wehe man möchte ein Gerät aus der Zukunft, also nach 2001, verbinden. In der Realität sieht das Ganze schon anders aus, wohl eher ein „Plug-and-Pray“, heißt es. Das Betriebssystem erkennt zwar viele Geräte automatisch, aber der benötigte

Treiber, wodurch das Gerät mit dem PC kommunizieren kann, ist oft nicht auffindbar. Das Gerät ist also nutzlos. Ganz schön frustrierend.

Das Betriebssystem überzeugt mit Stabilität, keine Frage. Jedoch wer auf Schnelligkeit hofft, muss seine Erwartungen zurückschrauben. Vor allem die Dateisuche erfordert viel Geduld: Sie funktioniert zwar, hat aber keine Eile. In dieser Zeit hätte man sich auch in aller Ruhe einen Kaffee machen und ihn genießen können, bevor das Ergebnis endlich erscheint.

Auch im Internet surfen war eine Herausforderung. Viele benutzen noch die mittlerweile veralteten Modems, die nur einzelne Geräte mit dem Internet verbinden können – in Kombination mit *Windows 2000* nicht gerade eine Meisterleistung. Doch der wahre Fortschritt liegt in der Stabilität: Bei einem Absturz wird nicht mehr der gesamte Computer lahmgelegt. Ein echter Wendepunkt.

Wer *Windows 2000* installiert, der muss sich auf regelmäßige Updates einstellen. Sie sollen Sicherheitslücken schließen und die Systemleistung verbessern. In der Theorie klingt das zwar gut, aber in der Praxis sieht das anders aus. Die Updates kommen in den unpassendsten Momenten. Man arbeitet gerade fleißig an seiner Abgabe für die nächste Deadline, keine Chance! Jetzt erstmal ein Update. Danach der Neustart, der meinen ganzen Fortschritt natürlich nicht gespeichert hat. Super!

Warum wir *Windows 2000* trotzdem liebten

Trotz zahlreicher Kritik bringt Microsoft mit *Windows 2000* ein Betriebssystem auf den Markt, das tatsächlich vieles besser macht. Abstürze werden seltener, Daten gehen nicht mehr so leicht verloren und die Sicherheit wurde stark erhöht durch die Einführung von Benutzerkonten – für Unternehmen zumindest, die das System professionell nutzen. Für Privatnutzer ist es hingegen oft ein schmaler Grat zwischen Fortschritt und Frustration.

Trotzdem ist *Windows 2000* ein Meilenstein. Es ist vielleicht nicht das schnellste, nicht das stabilste, und schon gar nicht das nutzerfreundlichste Betriebssystem, aber es legt den Grundstein für alles, was danach folgte. Ein Symbol einer Ära, in der die Technologie begann, unser Leben zu verändern.

Doch lange dauerte sie nicht, diese *Windows-2000-Ära*. Schon im Oktober 2001 kam *Windows XP* auf den Markt, bald folgten *Windows Vista*, dann *Windows 7*. Heute ist *Windows 11* noch aktuell. Aber sicher nicht mehr lange.

Alina Brehm

Studentin der Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.

„Get some stuff, leave some stuff“

Als Jäger und Sammler sind wir heute nur noch spielend unterwegs, beim Geocaching. Die Schatzsuche nutzt die seit der Jahrtausendwende verfügbare GPS-Technologie und führt zu Orten auf allen Kontinenten.

Das Erfolgsgeheimnis des Geocaching beruht wie bei jedem gelungenem Spiel auf einer Balance zwischen nicht zu einfach und nicht zu schwer. Hier ist es das geschickt genutzte Gleichgewicht von Genauigkeit und Ungenauigkeit einer neuen Technologie. Das von den USA betriebene globale Navigationssatellitensystem GPS sendete im Jahr 2000, wie heute noch, neben verschlüsselten Signalen für die militärische Nutzung auch unverschlüsselte, deren Qualität aber künstlich verschlechtert wurde. Für die zivile Seefahrt reichte die verschlechterte Genauigkeit aus. Im weiten Ozean die Position eines Schiffs auf 100 m genau angeben zu können, ist im Notfall mehr als genug. Für den Straßenverkehr reichte die Genauigkeit allerdings nicht. Das änderte sich schlagartig, als US-Präsident Clinton die Signalverschlechterung am 2. Mai 2000 per Erlass abstellte. Seitdem konnte jeder an so gut wie jedem Ort der Welt seine Position auf bis zu zehn Meter genau bestimmen. Damit beginnt eine rasante Entwicklung ziviler Technologien, die nicht zuletzt den Autos ihre Navigationssysteme bescherte.

Eine Dose Bohnen als erster Schatz

Keiner aber war so schnell wie Dave Ulmer. Nur einen Tag nach dem Präsidentenerlass versteckte der IT-Berater im US-Bundesstaat Oregon ein paar Gegenstände, darunter eine Dose Bohnen, in einem „Cache“ und veröffentlichte dessen geografische Koordinaten. Schon einen Tag später war das Versteck gefunden. Damit war Geocaching als Spiel geboren. Seinen Namen erhielt es erst später, bei Ulmer heißt es noch umständlich „The Great American GPS Stash Hunt“.

Überaus scharfsinnig hatte er erkannt, dass die neuen Möglichkeiten von GPS im globalen Maßstab betrachtet zwar unvorstellbar genau waren, zugleich aber eine erhebliche Ungenauigkeit darstellten, wenn man den Vorgartenmaßstab anlegt. Schließlich bietet ein Kreis von zehn Metern Durchmesser eine Fläche von fast 80 Quadratmetern, auf denen sich ein Gegenstand verstecken lässt. Der Reiz des Geocaching liegt gerade in der Balance von genau genug, um als Hinweis zu dienen, und hinreichend unscharf, um das Suchen herauszufordern. Neben dieser Spielmechanik dürfte der zweite Erfolgsfaktor im Weltbezug des Spiels

liegen. Gerade zwei Monate zuvor war die Dotcom-Blase geplatzt. Die virtuellen Geschäftsmodelle des Web mit ihren aufgeblähten Bilanzen standen nicht mehr hoch im Kurs. Hersteller von GPS-Empfängern hatten hingegen Handfestes zu bieten, nämlich Orientierung in der realen Welt.

Wer im Gelände, abseits ausgeschilderter Wege unterwegs war, schaffte sich einen Empfänger an. Nicht zuletzt passte die denkbar einfache Spielregel „Get some stuff, leave some stuff“ zum Zeitgeist. Spieler trugen sich in ein Logbuch ein und durften dem Cache einen Gegenstand entnehmen, wenn sie dafür einen anderen hineinlegten, sozusagen die Sharing Economy vorwegnehmend.

Digitales Topfschlagen

Heute, ein Vierteljahrhundert später, vergisst man leicht, dass Geocaching vor dem Smartphonezeitalter entstanden ist. Man spielte es mit mobilen GPS-Empfängern. Auf ein Kartenbild musste man anfangs verzichten. Man sah einen Pfeil, der in die Richtung des Ziels zeigte und die sich beim Gehen



Kein Mobiltelefon, sondern ein mobiler GPS-Empfänger.

Foto: CC BY 4.0 / Christoph Schlieder

verändernden geografischen Koordinaten. Etwa wie beim Topf schlagen: kalt, kalt, lau, wärmer, warm, heiß. Erst die ab 2008 verfügbaren Smartphones hatten integrierte GPS-Empfänger. Jetzt bekam auch die Webkartographie Platz auf dem Bildschirm. Geocaching erhielt dadurch einen ungeheuren Schub und es entstanden zahlreiche Spielvarianten. Bei Mistery Caches beispielsweise erhält man die Koordinaten erst durch Lösen eines Rätsels. Heute kann allein in Deutschland nach mehr als 400.000 Caches gesucht werden.

Die Technologie der Navigationssatelliten ist nicht stehengeblieben. Neben GPS gibt es weitere Systeme, nicht zuletzt mit

Galileo auch ein europäisches. Inzwischen lässt sich eine Position mit manchen Smartphonemodellen auf einen Meter genau bestimmen. Diesmal war kein Dave Ulmer mit einer neuen Spielidee zur Stelle. So genau wollen wir es wohl doch nicht wissen.

Christoph Schlieder

Dr. Christoph Schlieder ist Professor für Angewandte Informatik in den Kultur-, Geschichts- und Geowissenschaften an der Universität Bamberg. Zu seinen zahlreichen Publikationen zählt das 2018 gemeinsam mit Ola Ahlquist herausgegebene internationale erste Handbuch über *Geogames and Geoplay*.

JUMP – ein Sprung in neue Radiozeiten

MDR JUMP steht für ein modernes und bodenständiges Radioerlebnis. Mit einer Mischung aus Musik, aktuellen Infos und regionalem Fokus hat der Sender seinen Platz als Begleiter im Alltag vieler Menschen in Ostdeutschland gefunden. Doch dies war nicht immer so.

Die Wurzeln von MDR JUMP reichen durch das legendäre Jugendradio DT64 zurück in die DDR-Zeit. 1964 gegründet, spielte der Sender eine zentrale Rolle in der Wendezeit. Mit unzensierten Berichten über die Proteste der friedlichen Revolution von 1989 entwickelte sich der Sender zur Stimme einer ganzen Generation. Nach der Wiedervereinigung stellte sich jedoch schnell heraus, dass sich DT64 nicht in das gesamtedeutsche Rundfunksystem integrieren konnte. Politische und strukturelle Veränderungen sowie finanzielle Probleme führten dazu, dass das Programm trotz massiver Proteste am 31. Mai 1993 eingestellt wurde.

Das Scheitern des MDR Life

Ein Teil des DT64 Programms fand sich später bei MDR Sputnik, dem Jugendsender des MDR, wieder. Ganz nach westdeutschen Vorbildern folgte auf DT64 bald MDR Life, das, wie der Name verrät, einer öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalt angeschlossen war. MDR Life konnte zwar mit aktuellen Pop-, Dance- und Rockhits dienen, setzte anfänglich jedoch kaum auf informierende oder journalistische Wortbeiträge. Auch mit Programmreformen, die dies verändern sollten, konnte der Sender mit seinem neuen Informations- und Unterhaltungskonzept bei der Hörerschaft nicht ausreichend punkten. Die Tagesreichweite ging immer weiter zurück. Und so war der letzte gespielte Titel von MDR Life am 31. Dezember 1999 „The Final Countdown“ von Europe. Ein passendes Ende.

Neustart zur Jahrtausendwende: MDR JUMP – im Osten zu Hause

Nahtlos, am 1. Januar 2000 ging nun der neue Sender das erste Mal auf Sendung. MDR JUMP. Das neue Programm war weit mehr als ein einfacher Relaunch unter neuem Namen.

Vom Hörfunk zur digitalen Marke

Neben dem linearen Programm entwickelt sich MDR JUMP seit dem Relaunch der Marke 2022 zunehmend zu einer digitalen Entertainment-Marke mit Multi-Plattform-Angebot. „Eine gelungene Zusammenarbeit, von der vor allem die Community profitieren soll. Denn neben dem linearen Radioangebot in bewährter Form gibt es jetzt breit aufgestellte und aufs Publikum zugeschnittene digitale Entertainment-Inhalte auf vielen Plattformen“, so die MDR-Programmdirektorin Jana Brandt. Weiter hofft sie, dass die neu geschaffenen, digitalen Kanäle neue Berührungspunkte und einen noch intensiveren Austausch mit dem Publikum fördern. Doch nicht nur Inhalte sind für ein Senderprogramm wichtig. Besonders die Moderatoren und Moderatorinnen prägten MDR JUMP. Eine davon ist Sissy Metzschke. Die Radio- und Fernsehmoderatorin ist selbst in Halle geboren und seit 2005 beim Mitteldeutschen Rundfunk tätig. Bevor sie die Programmleitung von MDR JUMP

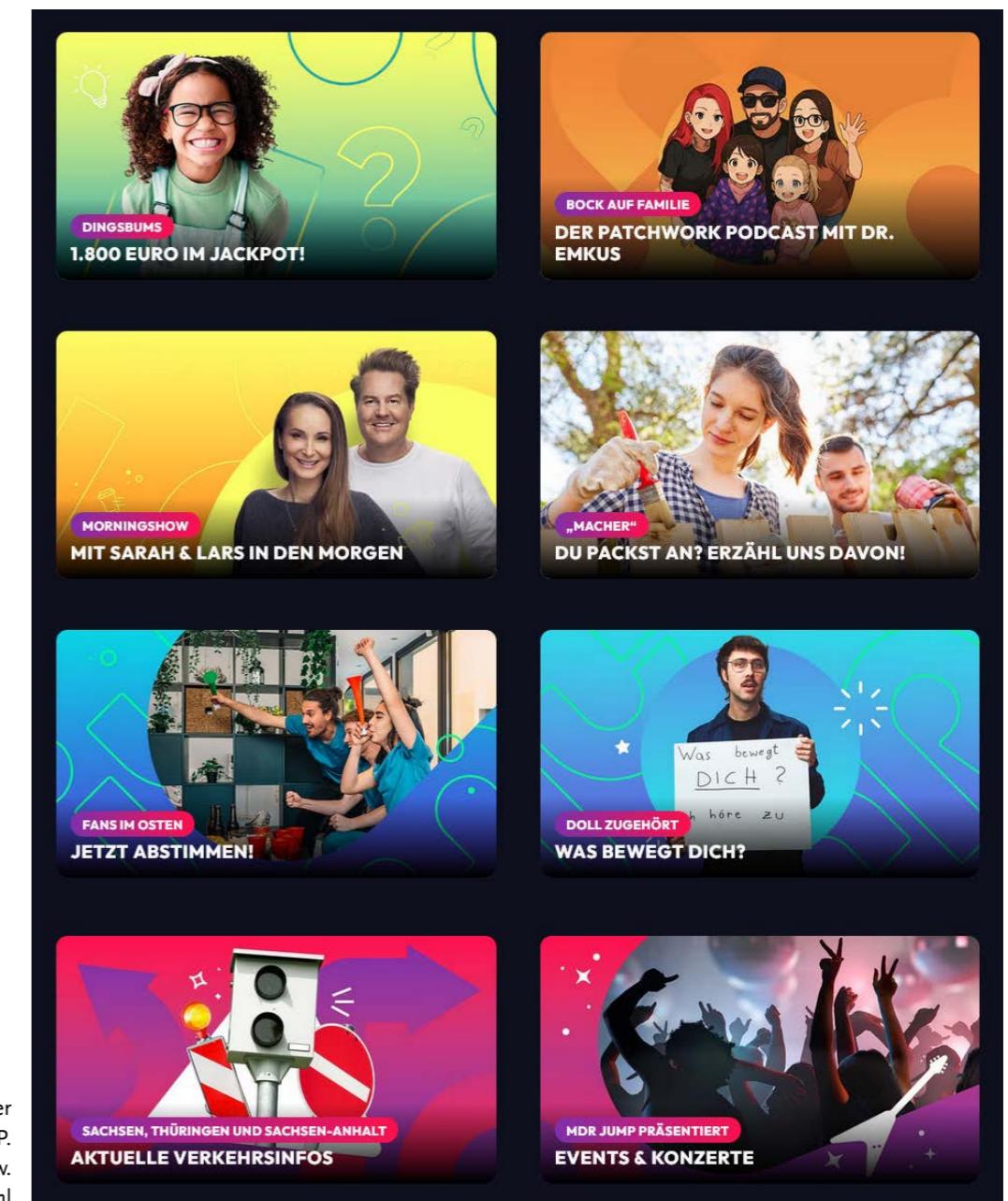
im August 2024 übernahm, moderierte sie unter anderem die Morgensendung bei MDR Sputnik. Metzschke ist für ihre authentische und einfühlsame Art bekannt, mit der sie ihrem Gegenüber die ein oder andere unerwartete Antwort entlocken kann.

Weit mehr als 25 Jahre Radiogeschichte

Über DT64 und MDR Life bis zum heutigen Sender MDR JUMP. Die Mitteldeutsche Radiolandschaft wurde auch durch seine Jugendsender geprägt. Während MDR Life in der deutschen Radiolandschaft nie wirklich Fuß fassen konnte, gelang es MDR JUMP, sich erfolgreich zu etablieren. Der Sender bleibt bis heute ein prägendes Element der ost- und mitteldeutschen Radioszene und beweist damit, dass strategischer Wandel im Rundfunk erfolgreich sein kann.

Antonia Rossa

Studentin der Bamberger Kommunikationswissenschaft.



Screenshot der
Homepage MDR JUMP.
Quelle: <https://www.mdrjump.de/index.html>



Valle de Cuelgamuros.
Foto: Godot 13 /
Wikimedia Commons

Eine monströse Gedenkstätte und Minen

... das sind „Vermächtnisse“ der Franko-Diktatur und des Vietnamkrieges.

45 Kilometer nordwestlich von Madrid, im Tal von Cuelgamuros in den Guadarrama-Bergen, liegt das größte Massengrab aus der Zeit des spanischen Bürgerkriegs und der Franco-Diktatur. Mehr als 30.000 Menschen liegen hier begraben. Über ihnen erhebt sich ein 152 Meter hohes und bis zu 46 Meter breites Betonkreuz. Auch eine Basilika, gleichfalls riesig, und ein Benediktinerkloster befinden sich auf dem Gelände. Wohl 20.000 Zwangsarbeiter hatten ab 1940 die Monumentalanlage erreicht, vorgeblich zum Lobe Gottes – und des Caudillos (= Führer), der sie erreichten hatte lassen. 1959 wurde die Anlage im „Tal der Gefallenen“ (wie das Gelände bis 2022 hieß) von Franco und der Kirche eingeweiht. Franco selbst wurde dort 1975 unter der 42 Meter hohen Kuppel der Basilika beigesetzt. Erst 2019 wurde sein Leichnam exhumiert und in ein Familiengrab in einem Madrider Vorort umgebettet. Eine gespenstisch-monstöse Wallfahrtstätte ist das Tal von Cuelgamuros auch heute noch – nicht nur von gläubigen Katholiken, sondern auch von alten, unbeliebaren Franquisten.

Nicht nur die Ära Franko ging mit dem Tod des Caudillos 1975 zu Ende, sondern – ebenfalls endlich – einer der längsten Kriege des 20. Jahrhunderts: der Vietnamkrieg. Am 29. und 30. April wurden die letzten Amerikaner aus Saigon fluchtartig evakuiert; am gleichen Tage besetzten die nordvietnamesischen Truppen komplett die Hauptstadt Südvietnams, dessen Führer am Nachmittag dieses 30. April 1975 kapitulierten.

Die Zahl der seit 1965 getöteten Vietnamesen ist bis heute unbekannt; Schätzungen schwanken zwischen zwei und vier Millionen, wohl hunderttausende Toten nicht berücksichtigt, da doch bis heute Menschen an Minen sterben, die immer noch in Vietnam, Kambodscha und Laos im Boden stecken.

Fast 60.000 US-Soldaten sind im Wahnsinn dieses Krieges gefallen. Bis zu 100.000 amerikanische Kriegsveteranen sollen später Suizid begangen haben.

Zahlen, die die humanitäre Katastrophe sicher nicht hinlänglich verdeutlichen können. Was blieb, sind zerstörte Landschaften, zerrüttete Kulturen, verstörte Seelen.

Markus Behmer

Schlüsseljahr für das moderne Spanien

1975 brachte das Ende der Diktatur und den Beginn der schrittweisen Demokratisierung. Der bis heute nicht vollständig abgeschlossene Prozess der *Transición* prägt weiterhin das politische und gesellschaftliche Leben Spaniens.

Seit dem Ende des Spanischen Bürgerkriegs 1939 regierte Francisco Franco als autoritärer Staatschef über Spanien. Die Franco-Diktatur war geprägt von Gewalt, politischer Repression, Einschränkung von Grundrechten und systematischer Unterdrückung politischer Gegner. Franco etablierte ein zentralistisches, ultranationalistisches Regime, das unter anderem auch gegen regionale Autonomiebestrebungen in Katalonien und dem Baskenland vorging. Die katholische Kirche spielte eine Schlüsselrolle, indem sie als moralische Stütze diente und eine konservative Ideologie verankerte.

Die spanische Gesellschaft in dieser Zeit war geprägt von starkem Traditionalismus und wirtschaftlicher Isolation. Erst in den 1950er und 1960er Jahren öffnete sich das Land wirtschaftlich durch das Wirtschaftswunder, angetrieben von technokratischen Kräften innerhalb des Regimes. Trotz des wirtschaftlichen Wachstums blieb das politische System starr und repressiv. Ein grundlegender Wandel schien unvermeidlich, doch wie dieser aussehen würde, war ungewiss.

Am 20. November 1975 starb Francisco Franco im Alter von 82 Jahren. Bereits 1969 hatte er Juan Carlos I., den Enkel des letzten Königs Alfons XIII., als seinen Nachfolger bestimmt, in der Hoffnung, dieser würde das Regime fortführen. Doch nach Francos Tod entwickelte sich die politische Lage anders: Statt das autoritäre System zu stützen, unterstützte Juan Carlos den Übergang zur Demokratie.

Wenige Tage nach Francos Tod wurde Juan Carlos I. als König von Spanien proklamiert und spielte eine zentrale Rolle im Demokratisierungsprozess des Landes. Entgegen den Erwartungen vieler konservativer Kräfte entschied er sich, den Übergang zu einem demokratischen Staat aktiv zu fördern. Dies markierte einen überraschenden und entscheidenden Schritt für die künftige politische Ausrichtung Spaniens.

Transición: Ein friedlicher politischer Übergang?

Der Übergang zur Demokratie, bekannt als *Transición*, verlief von 1975 bis 1978 weitgehend friedlich, ein bemerkenswerter Unterschied zu anderen Ländern, die ähnliche Transformationen durchlebten. Der Schlüssel zur *Transición* war das Prinzip der Versöhnung. Statt alte Wunden des Bürgerkriegs und der Diktatur erneut zu öffnen, konzentrierten sich die politischen Akteure auf eine gemeinsame Zukunft. Allerdings blieb eine Aufarbeitung der Verbrechen des Regimes sowie die juristische Verfolgung seiner Anhänger weitgehend aus. Dies führte zu einem Zustand historischer Amnesie und entsprechenden Konsequenzen auf individueller wie kollektiver Ebene, was nicht nur Kulturwissenschaftler:innen und Historiker:innen,

sondern auch zahlreiche Kunstschaefende bis heute zurecht scharf kritisieren.

1978 wurde eine neue Verfassung verabschiedet, die z.B. ein parlamentarisches System etablierte, Bürgerrechte garantierte und den Regionen wie Katalonien und dem Baskenland Autonomierechte zugestand. Die Verfassung legte das Fundament für die moderne Demokratie Spaniens. Der Demokratisierungsprozess verlief jedoch nicht ohne Rückschläge: 1981 scheiterte ein Militärputsch, der von extremistischen Kräften initiiert wurde, letztlich dank der entschlossenen Haltung von König Juan Carlos. Die *Transición* wird trotz aller Kritikwürdigkeit heute häufig als Musterbeispiel für einen friedlichen politischen Wandel angesehen – gerade aus der deutschen Perspektive der Vergangenheitsbewältigung muss dies jedoch kritisch gesehen werden.

Bedeutung für das heutige Spanien

Die *Transición* prägt die politische Kultur Spaniens bis in die Gegenwart. Die 1978 geschaffene Verfassung bildet noch immer das Fundament der spanischen Demokratie. Die Rückkehr zur Demokratie in Form einer parlamentarischen Monarchie oder die Anerkennung regionaler Autonomien sind neben zahlreichen anderen potenziell nennenswerten Aspekten ebenfalls wichtige Errungenschaften dieser Zeit.

Gleichzeitig bleibt die *Transición* Gegenstand von Kritik. Insbesondere die Entscheidung, die Verbrechen des Franco-Regimes nicht umfassend aufzuarbeiten, führte in den letzten Jahrzehnten zu Spannungen. Dies betrifft besonders die Forderungen nach Gerechtigkeit für die Opfer der Diktatur und deren Nachkommen. Die unzureichende Aufarbeitung der Vergangenheit belastet bis heute die politische Debatte.

Auch die Frage der regionalen Autonomie bleibt ein kontroverses Thema. Die Unabhängigkeitsbewegung in Katalonien stellt das während der *Transición* erreichte Gleichgewicht immer wieder in Frage und führt zu Auseinandersetzungen, die in den letzten Jahren neue Höhepunkte erreicht haben. Trotzdem bleibt die *Transición* ein Symbol für den Übergang zu einem demokratischen Spanien und eine entscheidende Grundlage für die heutige grundsätzliche politische Stabilität des Landes. Das Jahr 1975 kann somit als (Wieder-)Geburtsstunde eines demokratischen Spaniens verstanden werden.

Florian Lützelberger

Der Bamberger Romanist Dr. Florian Lützelberger wurde 2024 mit einer Studie über europäische Kriegslyrik promoviert und mit dem Fakultätspreis für hervorragende Lehre ausgezeichnet.

“Live from New York, ...

... it's Saturday Night!”. Die US-Amerikanische Comedy Show *Saturday Night Live* wurde erstmals am 11. Oktober 1975 ausgestrahlt. 50 Jahre später: noch immer samstags, noch immer aus New York und noch immer live.

Seit nun mehr als 50 Staffeln unterhalten das Ensemble von *Saturday Night Live (SNL)* und ihre prominenten Stargäste das amerikanische Fernsehpublikum – immer samstags um 23:30 Uhr (Ortszeit). Aber auch außerhalb der USA hat sich *SNL* ein treues Publikum aufgebaut, ob alt oder jung, viele kennen und lieben die Samstagabend-Show aus New York. Zum Erfolg gehört vor allem das feste Ensemble an Comedians, das die Zuschauer durch den Samstagabend führt. Einige der legendärsten Größen haben ihren Karrierestart der Late-Night-Show zu verdanken: Zu früheren Ensemblegruppen gehörten unter anderem Bill Murray, Eddie Murphy, Adam Sandler, Will Ferrell oder Tina Fey.

Die wöchentlich wechselnden prominenten Gastgeber rangeln dabei von Schauspielern und Musikern bis hin zu Politikern und Sportlern. Auch für die vielen bereits berühmten Gäste ist es ein Karrierehighlight, die Show moderieren zu dürfen, denn wer einmal *SNL* moderiert hat, ist fest in der amerikanischen Popkultur verankert.

Karriere-Killer Live TV

Die Show ist für viele Neueinsteiger im Showgeschäft ein großer Karriere-Booster, aber ein schlechter Auftritt kann genauso gut ein Karriere-Killer sein. Die amerikanische Sängerin und Songwriterin Lana del Rey musste dies am eigenen Leib erfahren. Nach ihrem legendär schlechten Auftritt bei *SNL* im Jahr 2012 trat sie kaum noch live im Fernsehen auf.

Und auch trotz ihres andauernden globalen Erfolgs hängt ihr dieser Auftritt bis heute nach. So wird sie unter anderem bei den hochkarätigen Grammy Awards zwar stets nominiert, ist aber mit einer Erfolgsquote von 0 Trophäen bei 11 Nominierungen in etwa 15 Jahren als Musikerin bisher fruchtlos geblieben.

„Ich habe Lana Del Rey seit ihrem berühmt-berüchtigten *SNL*-Auftritt nicht mehr als Künstlerin ernst genommen und werde es auch niemals tun.“ – virales Zitat eines mutmaßlichen Grammy Voters.



Illustration: Luisa Braunreuther

Und als hätte die öffentliche Kritik noch nicht gereicht, wurde Del Reys Auftritt später selbst in einen *SNL*-Sketch verwandelt, der auf YouTube übrigens genauso viele Aufrufe hat wie ihre wirkliche Performance.

Virale Momente

Die Comedyshow schafft es mit ihrem parodistischen Stil ständig, schnell und direkt auf aktuelle Themen und Ereignisse zu antworten, und genau dieses Maß an Reaktivität ist es, das zum langjährigen Erfolg von *Saturday Night Live* beiträgt. Das Ensemble bringt so immer wieder virale Momente hervor, die das Publikum jeden Samstag vor den Fernseher ziehen – wie zuletzt die

5,3 Millionen Zuschauer zum Auftakt der 50. Staffel.

In den 50 Sendejahren kamen viele Clips zusammen, an die man sich gerne zurückinnert, und von denen jeder *SNL*-Fan wohl seine ganz persönlichen Favoriten hat. Zu meinen zählen unter anderem Taylor Swifts „Monologue Song“, in dem sie ihren Exfreund mit heiter-bitterer Miene auslacht, oder Ariana Grandes Personenimpressionen von Shakira und Celine Dion, die ich mir auf YouTube bestimmt hundertmal angesehen habe. Nicht zu vergessen der legendäre Sketch „The Day Beyoncé turned black“ als Reaktion auf ihr von Kritikern gefeiertes Album *Lemonade*.

Awards, Awards, Awards

Aber nicht nur beim Publikum ist die Comedy-Show beliebt. Die Television Academy hat *SNL* mit 90 Emmys (bei 331 Nominierungen!) mehr Awards verliehen als jeder anderen TV-Show in der Geschichte. Creator und Executive Producer Lorne Michaels hat mit 102 Emmy-Nominierungen so viele wie keine andere Person, und dabei auch 21 Trophäen mit nach Hause nehmen können. Daher würde wohl niemand mehr bestreiten, dass sich *Saturday Night Live* seit 1975 in eine rundum amerikanische Erfolgsgeschichte und einen einflussreichen Late-Night-Klassiker verwandelt hat.

Luisa Braunreuther

Bachelorabsolventin der Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.

Welche Farbe hat der Mond?

6. Februar 1975, Weiberfastnacht. Im Nachmittagsprogramm des WDR wird ein Streitgespräch zwischen Alice Schwarzer und Esther Vilar ausgestrahlt. Die Sendung wird deutschlandweit über Wochen hinweg Wellen schlagen.

Die beiden Frauen liefern sich über knapp 45 Minuten ein Duell um ein damals hochaktuelles Thema: Feminismus. Durch alle, die sich interessieren, zieht sich ein Graben. Die meisten Frauen scharen sich um Alice Schwarzer, die meisten Männer schlagen sich auf die Seite von Esther Vilar. Es sind zwei Positionen, die sich beide Feminismus auf die Fahne schreiben, jedoch unterschiedlicher nicht sein könnten.

Aber zurück zum Anfang. Der Nachmittag war rückblickend wohl nicht die passendste Sendezeit, da die Einschaltquoten eher niedrig sind.

Die Schlagkraft der Sendung hätte rückblickend wohl anderes verdient. Nicht ganz passend war wohl auch die Gleichzeitigkeit mit der jährlichen Weiberfastnacht – wahrscheinlich ein kleiner Scherz der Redaktion, wenn auch kein guter. Gegenstand des Gesprächs sind die Geschlechterrollen in der damaligen deutschen Gesellschaft. 1975 ist das Internationale Jahr der Frau. Viele Frauen protestieren gegen den Paragraphen 218, der den Abbruch einer Schwangerschaft unter Strafe stellt. Die Frauenbewegung fordert, Schwangeren selbst eine freie Entscheidung zu ermöglichen.

Das Konzept der Sendung ist einfach: keine Moderation, kein Publikum. Ein spartanisches Studio, in dessen Mitte zwei Sessel und ein Beistelltisch stehen. Die Aufzeichnung beginnt, sobald die Antagonistinnen die Arena betreten haben. Es folgt eine höfliche Begrüßung. Gleich darauf scheint Alice Schwarzer ihr Revier zu markieren: „Kann ich mich dorthin setzen?“ Sie deutet auf den Sessel, auf dem bereits Esther Vils Aktentasche liegt. Esther Vilar daraufhin: „Ja, natürlich“. Die beiden Frauen setzen sich. Alice Schwarzer knallt Ihren Stapel von Notizen förmlich auf den Tisch, Esther Vilar lässt ihr Aktentasche

unauffällig neben ihrem Sessel verschwinden. Schwarzer trinkt Wein, Vilar Wasser – die Emanzipierte und die Altmodische. Nun kann es losgehen. Esther Vils Blick wandert zur Regie: „Wann sollen wir denn anfangen?“. Ohne zu zögern, antwortet Schwarzer „Ah, wir können gleich anfangen, Frau Vilar. Darf ich Sie gleich mal mit ner Frage überfallen?“. So nimmt das Gespräch seinen

Lauf. Schwarzer behält die Führung, die sie sich gleich zu Beginn erkämpft hatte, und stellt eine Frage nach der anderen. Erst gegen Ende des Gesprächs übernimmt auch Esther Vilar mal die Gesprächsführung. Alice Schwarzer wird im Verlauf des Gesprächs nicht weniger angriffslustig. Esther Vilar hingegen lässt jegliche Angriffe, Anschuldigungen und Beleidigungen fast regungslos an sich abprallen. Sie sitzt zeitweilig zurück-



Antagonistinnen nicht nur auf dem Bildschirm: 1971 erschien Esther Vils hochumstrittenes Sachbuch *Der dressierte Mann*, 1975 Alice Schwarzers *Der kleine Unterschied und seine großen Folgen*.

gelehnt in ihrem Sessel, ein winziges Schmunzeln im Mundwinkel. Auch sie wagt es zu provozieren, aber eben nicht so offensiv wie ihre Kontrahentin: „Ja, ich sage, dass man für diese Ideen, die Sie vertreten, weder Mut braucht noch Originalität, noch Initiative. Es ist ganz, ganz einfach, man muss den Männern nur das servieren was sie am liebsten lesen möchten (...).“

Alice Schwarzer erklärte 2020 im „Alles gesagt?“ Podcast der Zeit, aus welcher Position sie in das Interview ging: „Ich hatte mir vorgenommen, ich gehe nicht in das Gespräch als Journalistin und klugscheiße darum, ich gehe in das Gespräch als Frau. Ich sage, sagen Sie mal Frau Vilar, was schreiben Sie da eigentlich über die Sorte Mensch zu der ich gehöre? Und so war auch meine Stimmung. [...] Ich hatte erstens einen heißen Zorn auf sie und zweitens wollte ich sie provozieren.“

Alice Schwarzer, 1942 in Wuppertal geboren, hatte zunächst als Sekretärin gearbeitet. Nach drei Jahren in Paris beschließt sie Journalistin zu werden. 1966 wird sie Volontärin, dann Redakteurin bei den *Düsseldorfer Nachrichten*. 1970 beginnt sie sich in der Frauenbewegung zu engagieren. Nach der Ausstrahlung des Gesprächs wird sie zu deren Gesicht.

Esther Vilars Karriere beginnt mit einem Medizinstudium in Buenos Aires, wo sie 1935 geboren worden war. Ab 1960 studiert sie Soziologie und Psychologie in München und wird daraufhin Schriftstellerin. 1971 erscheint *Der dressierte Mann* und wird zum Bestseller. Es folgen Lesungen in ganz Europa. Die grundlegende These im Buch: Der Mann als Alleinversorger muss viele Opfer bringen, den Frauen dagegen würde es viel besser gehen. Um es klar zu sagen: Es ist ein Text, der sich konsequent gegen die Ziele der damaligen Frauenbewegung richtet. Esther Vilar ist spätestens nach der Ausstrahlung Hassfigur der Feministinnen, wird sogar körperlich angegriffen, wie Sie in einem Interview erzählt: „In der Münchener Staatsbibliothek wurde ich richtiggehend geschlagen, von mehreren Frauen.“

Nicht nur inhaltlich, auch rhetorisch liefern die beiden Frauen sich im deutschen Fernsehen einen Schlagabtausch. Vor allem Alice Schwarzer geht in die Vollen. Es fallen Sätze wie: „Sie sind nicht nur Sexistin, Sie sind auch Faschistin.“ Gleich in ihrer ersten Frage wirft Schwarzer Vilar Dummheit vor. Alice

Schwarzer stellt das grundlegende Problem der Diskussion schon im Gespräch selbst dar: „Ich mein‘, Sie können sich natürlich hinsetzen und sagen mir jetzt zehnmal der Mond ist blau und ich sage Ihnen, liebe, gute Frau Vilar, der Mond ist gelb, gucken Sie doch mal hin. Dann sagen Sie wieder zu mir: Der Mond ist blau. Was soll ich Ihnen dann sagen?“ Esther Vilar antwortete darauf: „Ja um Ihren Mond geht’s mir nicht. Mir geht’s nur um meinen Mond.“ Die beiden Positionen sind so verschieden, dass eine Diskussion nur schwer möglich ist. Die beiden Frauen finden keinen kleinsten gemeinsamen Nenner und so kommt die Diskussion auch zu keinem Ergebnis. Gründe, warum das Gespräch der beiden Frauen solche Wellen schlägt, gibt es einige. Ein vorangegangener provokanter Bestseller, ein gesellschaftspolitisches Thema, das sowieso polarisiert und alle etwas angeht. Und eben die Rhetorik. Das Gespräch mutet an wie ein Streit, und sich das anzusehen ist unterhaltsam. Alice Schwarzer hatte wahrscheinlich auch recht, als sie sagte: „Wären da zwei Männer gesessen, dann hätte das Ganze weitaus weniger Wellen geschlagen.“

Das Streitgespräch wird trotz etlicher Leser*innenbriefe nicht wieder ausgestrahlt. Die Sendung ist heute auf YouTube zu finden. Esther Vilar und Alice Schwarzer trafen laut eigener Aussage bis heute nie wieder aufeinander. *Lola Goldmayer*

Studentin der Bamberger Kommunikationswissenschaft.

16 Bananen, 12 Kinder, 4 Ehemänner

Mit nichts am Körper als einem Bananenrock wurde sie zu einem ikonischen Bild der Wilden Zwanziger. Doch sie konnte auch ernst: als Unterstützerin der Résistance und Mutter von zwölf adoptierten Waisenkindern. Vor 50 Jahren starb Josephine Baker.

Die Augen rollen, die Beine bewegen sich in atemberaubendem Tempo, das Bananenröckchen schwingt mit: Nur zwei Monate bleibt Josephine Baker 1926 in Berlin, doch ihre Auftritte im Nelson-Theater auf dem Kurfürstendamm wirken lange nach. Die uneheliche Tochter einer schwarzen Waschfrau und eines jüdischen Schlagzeugers, geboren 1906 in St. Louis, Missouri, ist zuvor bereits in Philadelphia, New York und Paris aufgetreten. In der französischen Hauptstadt ist sie die Hauptdarstellerin der legendären Revue Nègre, macht in Europa den Hot Jazz populär und den Charleston zum erfolgreichsten Tanz der 1920er Jahre. Schließlich hat der außergewöhnlich schnelle Tanz, bei dem die Knie nach außen gedreht werden, seinen Ursprung im schwarzen Amerika, der Heimat Josephine Bakers.

„Es handelt sich nämlich darum, mit den Hüften zu wackeln, rechts herum, links herum, von einem Fuß auf den anderen, den Popo spielen zu lassen und mit den Händen zu wedeln“, so Josephine Bakers Beschreibung ihrer Interpretation des Charleston. „Seit einiger Zeit wird der Popo zu sehr versteckt.

Er ist doch aber da, der Popo. Ich wüsste auch nicht, was man ihm vorzuwerfen hätte“, so die schwarze Diva weiter. Sie selbst hat keine Scheu, ihren Körper zu zeigen. „Ihr Popo, mit Respekt zu vermelden, ist ein schokoladener Grieß-Flammeri an Beweglichkeit“, heißt es 1926 in *Der Querschnitt*, einem eigentlich elitären Blatt.

Mit ihrem Körperbau – schmalen Hüften, flachen Brüsten – und ihrem maskulinen Haarschnitt entspricht Josephine Baker dem androgynen Frauenbild der 1920er Jahre. In der Zeit der Weimarer Republik wird die sogenannte Neue Frau zum feministischen Ideal. Diese verdient ihr eigenes Geld, ist nicht an einen Mann gebunden, kleidet sich modisch, ist sportlich und geht abends aus. Dass eine Nackttänzerin wie Josephine Baker ein feministisches Idol sein kann, erscheint zunächst wenig wahrscheinlich. Andererseits erfüllt die Baker die Anforderungen, die an eine Neue Frau gestellt werden und verkörpert Freiheit. Gleichzeitig wirkt ihr Bühnenoutfit – Bananenröckchen und Flamingofedern – exotisch und spricht die Afrika- und Südseeromantik des Publikums an. Das Stereotyp



In echt bestand Josephine Bakers Röckchen aus 16 Plüschbananen. Abbildung aus Robert Nippoldt und Boris Pofalla (2017): *Es wird Nacht im Berlin der Wilden Zwanziger*. Köln: Taschen-Verlag. Foto: Isabel Stanoschek

der exotischen Wilden weiß Josephine Baker gekonnt für sich zu nutzen.

Nachdem sie das Berliner Nachtleben im Sturm erobert hat, tritt Josephine Baker erneut in Paris auf, tourt durch Europa, singt und schauspielt nun auch. In ihrer Heimat, den USA, hingegen, begegnet ihr Rassismus. Gedemütigt und enttäuscht kehrt sie rasch zurück nach Europa. 1937 erhält sie die französische Staatsbürgerschaft – ihrer dritten Eheschließung zum Dank. Doch sie sieht sich nicht als Haus- und Ehefrau, fühlt sich eingeengt und lässt sich scheiden.

Die Tänzerin wird Unterleutnant

Eine neue sinnvolle Betätigung muss her: Im Zweiten Weltkrieg arbeitet sie für die Résistance und den französischen Geheimdienst; in der Luftwaffe des Freien Frankreichs wird die ehemalige Nackttänzerin zum Unterleutnant ernannt. Dem Land, das sie zum Star gemacht hat, will sie etwas zurückgeben. Auch nach dem Krieg versiegt ihr Engagement nicht: Sie unterstützt die US-amerikanische Bürgerrechtsbewegung und ist 1963 als einzige weibliche Rednerin beim Marsch auf

Washington von Martin Luther King jr. eingeladen. Auf eindrückliche Weise nutzt sie ihr Privatleben, um gegen Rassismus zu demonstrieren. Zwölf Waisenkinder unterschiedlicher Hautfarbe und Nationalität adoptiert sie – ihr Regenbogenstamm. Von ihrem vierten Ehemann ist sie da bereits geschieden. Mit ihrer Kinderschar bewohnt sie ein Schloss in Südfrankreich. Am 12. April 1975 stirbt sie, 68 Jahre alt, in Paris. Josephine Bakers Leben und Wirken ist fünfzig Jahre nach ihrem Tod unvergessen. Sowohl ihr Einsatz für Menschenrechte – 2021 wird sie als erste schwarze Frau in das Pariser Panthéon aufgenommen – als auch ihre legendären Auftritte mit Bananenröckchen in den Wilden Zwanzigern. In der erfolgreichen Serie *Babylon Berlin* etwa sind leicht bekleidete Tänzerinnen mit dem gelben Obstschmuck zu sehen. Ihr zugeschriebene Zitate werden bis heute gerne auf Postkarten gedruckt. Etwa dieses: „Viele Frauen sind auf ihren guten Ruf bedacht, aber die anderen werden glücklich.“ *Isabel Stanoschek*

Dr. Isabel Stanoschek ist Mitarbeiterin im Studiendekanat der Fakultät Geistes- und Kulturwissenschaften der Uni Bamberg.

Deutschlands erster Safe Space für Frauen

Lillemor's Frauenbuchladen bot mehr als Literatur. Für Münchnerinnen wurde er zum Ort des Austauschs und der Zuflucht. 2023 musste er schließen, aber die Idee lebt auch 50 Jahre nach der Eröffnung weiter.

Im Juli 2023 zogen die Besitzerinnen die blaue Markise mit der Aufschrift „Lillemor's Frauenbuchladen“ ein. Sie räumten die Bücher aus den Regalen. Sie schlossen den Laden an der Münchner Barer Straße ab – ein letztes Mal nach 48 Jahren. Paula Pongratz bekommt damals davon mit. „Ich dachte mir: „Oh nein, schon wieder schließt ein Buchladen, und auch noch ein feministischer Buchladen.“ Von der „historischen Wichtigkeit“, so sagt es Pongratz, habe sie damals noch gar nichts gewusst.

Die Buchhandlung ist sozusagen die „kleine Mutter“ – skandinavisch: „Lillemor“ – aller deutschen Frauenbuchläden. Der Laden war der erste Frauenbuchladen der Bundesrepublik. Sechs Frauen gründeten ihn 1975 – in einer Zeit, in der es noch keine Frauenhäuser gab und Vergewaltigung in der Ehe noch keine Straftat war. So wurde der Laden, damals noch an der Münchner Arcisstraße, zur ersten Adresse für Münchnerinnen, die feministische Literatur lesen, über Politik diskutieren und Proteste organisieren wollten. Aber Lillemor's wurde bald auch eine Beratungsstelle für Frauen, die sich scheiden ließen, und ein Zufluchtsort für jene, die unter männlicher Gewalt leiden mussten.

Männer müssen draußen bleiben

In den ersten drei Jahren stand der Buchladen noch allen offen. Dann entschieden die Frauen: Männer müssen draußen bleiben. Ursula Neubauer, die seit 1996 für den Laden verantwortlich war, sagte in einem Interview mit *Monacensia*: „Es hat sich herausgestellt, dass es fast unmöglich ist, wenn Männer im Raum sind, dass Frauen anfangen zu reden, weil es immer Besserwisser gibt. Das hat uns gereicht.“ Sie schufen einen der ersten „Safe Spaces“ für Frauen in Deutschland.

1987 wurde das Männer-Verbot zur Münchner-weiten Kontroverse. Lillemor's, so entschied eine Jury, sollte den Münchner Förderpreis für Frauenforschung und Frauenkultur erhalten – dotiert mit 10.000 Mark Preisgeld. Doch an der Auszeichnung störten sich Teile des Münchner Stadtrats. Besonders die CSU argumentierte, durch das Zutrittsverbot für Männer werde das Miteinander der Menschen erschwert. Außerdem sei die Jury nicht korrekt zusammengesetzt gewesen. Und ohnehin, bei Lillemor's handle es sich um einen Gewerbebetrieb, dem ein städtischer Preis nicht zustehe. Am Ende entschied ein Gutachten, das so teuer war wie das Preisgeld selbst. Lillemor's erhielt den Preis.

Ein kleiner Sieg, aber zu Ende war der Kampf um einen Platz in München damit lange nicht. Ursula Neubauer berichtete im *Monacensia*-Interview von Briefen, in denen den Frauen mit

der Vergasung gedroht wurde. „Unser Schaufenster wurde auch eingeworfen. Das war für uns eine Art Alltag. Wir haben nirgendwo reingepasst“, erzählte sie, „Wir waren einfach Störenfriede. Und das waren wir gerne.“

Im Jahr 2000 zog die deutsche Virginia Woolf unter den Buchläden um – von der Arcisstraße in die Barer Straße. An der neuen Adresse zeigte man sich versöhnlich: Alle Geschlechter waren fortan willkommen. Auch das Sortiment änderte sich. War man anfangs noch sehr politisch, stellte sich Lillemor's nun breiter auf. Rund 4.000 Titel zu frauenspezifischen Themen waren auf Lager. Der Laden war eine Institution in München, doch 2023 mussten die Besitzerinnen ihn aus Altersgründen schließen.

Heute steht Paula Pongratz im Laden an der Barer Straße. In den weißen Regalen reihen sich wieder Buchrücken an Buchrücken mit Titeln wie *Lesben sind die besseren Väter* oder *Wenn Männer mir die Welt erklären*. Es läuft leise Popmusik und zwei Studentinnen blättern durch englischsprachige Klassiker. Pongratz ist Teil eines Kollektivs aus rund 20 jungen Menschen. Gemeinsam haben sie den Buchladen ehrenamtlich wieder aufgebaut.

Manchmal muss das Kollektiv noch mit alten Regeln aufräumen. „Viele männliche Freunde oder Bekannte sagen: „Da darf ich doch gar nicht rein, da komm ich nicht vorbei“, erzählt Pongratz und lacht. „Natürlich darf ihr rein. Ihr müsst euch halt benehmen.“

Neuer Name, altes Konzept

Aus Lillemor's Frauenbuchladen wurde „glitch“. Nicht nur der Name hat sich geändert. Die angebotenen Bücher sind nicht mehr nur feministisch, sondern queer-feministisch. Aber der Kern, der bleibt gleich. Pongratz erinnert sich an eine Frau, die nach Literatur zu Transidentität gefragt habe – für ihr Kind. „Dann war zufällig gerade eine trans Person im Laden und hat gesagt: „Hey, vielleicht kann ich dir da ein bisschen helfen.““ Die beiden seien dann eine Stunde im Laden gesessen. „Sie haben sich unterhalten, in einem ganz, ganz sicheren Umfeld“, sagt Paula Pongratz. Und so bleibt der Buchladen auch weiterhin ein Ort, an dem sich Menschen austauschen, trösten und helfen.

Lea Hruschka

Lea Hruschka, Absolventin der Bamberger Kommunikationswissenschaft und der Deutschen Journalistenschule, ist freie Journalistin, die unter anderem für den Bayerischen Rundfunk arbeitet.

Eine Brücke über die Zeit

Ivo Andrić, Nobelpreisträger für Literatur (1961) für „die epische Kraft“ seiner Romanchroniken, starb vor 50 Jahren, am 13. März 1975, in Belgrad. Heute bleibt sein literarisches Werk ein mahnender und zugleich hoffnungsvoller Appell für die Toleranz zwischen den Völkern.

Die Otto-Friedrich-Universität Bamberg ehrte Ivo Andrić bereits im Oktober 1992 mit einem slawistischen Symposium anlässlich seines 100. Geburtstages. In Jugoslawien tobte seit ein- bis zwei Jahren der Krieg, die bosnische Hauptstadt Sarajevo war bereits seit Monaten von der serbischen Armee belagert. Zahllose ethnische „Säuberungen“ standen noch bevor. „Es zeigt sich gerade in Bosnien, daß Brücken nur das sind, was Menschen aus ihnen machen. Sie können nicht nur ein verbindendes Element und ästhetischer Genuss sein, sondern zugleich auch Brückenkopfe für Aggression und Vernichtung“, so die Eröffnungsworte von Prof. Dr. Peter Thiergen vor dem Hintergrund dieser tragischen Ereignisse.

Heute, knapp fünfundzwanzig Jahre nach dem Ende der Jugoslawienkriege, bleibt Andrićs Werk zwischen Bosnien, Kroatien und Serbien umstrittenes jugoslawisches Kulturerbe, die den Schriftsteller jeweils für ihre eigene Literaturgeschichte reklamieren.

Andrić wurde 1892 in einer kroatisch-katholischen Familie in Dolac bei Travnik im heutigen Bosnien und der damaligen Habsburgermonarchie geboren. Nach dem frühen Tod seines Vaters verbrachte er die Kindheit bei einem Onkel in der Stadt Višegrad, ganz in der Nähe des imposanten Bauwerks aus osmanischer Zeit über dem Fluss Drina zwischen Bosnien und Serbien, das zum Protagonisten seiner berühmten Romanchronik *Die Brücke über die Drina* werden sollte. Die Jugend im

Herzen Bosniens sollte Andrićs literarisches Bewusstsein prägen: lebendige Eindrücke einer zugleich mannigfaltigen und rückständigen, multiethnischen und konfliktreichen Region, die sich seit der osmanischen Zeit kaum verändert hatte und noch immer weitgehend vom Rest Europas isoliert lebte.

Doch die Zeit würde Bosnien und Andrić bald in den Mittelpunkt der Geschichte rücken. Seine Mitgliedschaft in der nationalistischen Organisation „Junges Bosnien“ – der auch sein Schulfreund und berühmte Attentäter Gavrilo Princip angehörte – führte ihn direkt in die politischen Wirren des 20. Jahrhunderts.

Diplomat und literarischer Botschafter

Andrićs Eintreten für einen einheitlichen südslawischen Staat brachte ihm nach dem Ersten Weltkrieg den Posten des Botschafters im Außenministerium des neu gegründeten Königreichs Jugoslawien ein. Die diplomatische Laufbahn in dem von traditionellen Konflikten zerrissenen Vielvölkerstaat verschaffte ihm Einblicke in jene brutale historische Realität jenseits romantisch-epischer Mythisierungen, die seine Romane dann so meisterhaft schilderten.

Die unmittelbare Konfrontation mit der innenpolitischen Spaltung des Landes beeinträchtigte zwar seine Hoffnung auf ein friedliches Zusammenleben der Völker, festigte aber zugleich seinen Glauben an eine gesamtjugoslawische Lösung – mit all



In der bosnischen Stadt Višegrad schwingt sich die Mehmed-Paša-Sokolović-Brücke über die Drina. Sie ist namensgebend für Ivo Andrić bekanntesten Roman. Ende des 16. Jahrhunderts erbaut, steht sie seit 2007 auf der UNESCO-Weltkulturerbeliste.

Foto: Julian Nyča / Wikimedia Commons

ihren inneren Widersprüchen. Sein politisches Engagement spiegelte die serbisch-hegemonialen Linien des jugoslawischen Kulturprogramms wider, die sowohl in der Vorkriegsdiktatur als auch im sozialistischen Jugoslawien die Kulturpolitik prägten und sich in den Kriegen der 1990er Jahre gewaltsam manifestieren würden.

Als Erzähler und Chronist hielt Ivo Andrić stets an seiner menschlichen und intellektuellen Integrität fest. Bereits in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg erprobte Andrić sein literarisches Talent in einer Vielzahl von Erzählungen über bosnische Figuren und historische Ereignisse. In seinen frühen Erzählungen wie auch in den späteren erfolgreichen Romanchroniken zeigt sich immer wieder jenes für sein Schreiben so charakteristische Spiel zwischen Mythos, kollektivem Gedächtnis und historischer Realität, in dem das Nationalepische humanisiert und das Menschliche ins Epische gehoben werden. Andrićs Erzählungen vermag zu versöhnen, was Menschen in ihrem sozialen und kulturellen Umfeld trennt, indem es in

Poetin des Alltags

Mit ihren sozialkritischen, melancholischen und zugleich humorvollen Gedichten, die vom Leben im Berliner Großstadtalltag und dessen Herausforderungen handeln, zählt Mascha Kaléko zu den bedeutendsten deutschsprachigen Schriftstellerinnen des 20. Jahrhunderts.

Mascha Kaléko wurde am 7. Juni 1907 als erstes Kind von Fischel Engel und Rozalia Aufen in Chrzanów, einem kleinen Ort in Galizien, im heutigen Polen, geboren. Flucht und Migration gehören von Beginn an zu ihrem Leben. 1914, Mascha ist sieben Jahre alt, emigriert die Familie nach Deutschland. Viele osteuropäische Juden fliehen zu dieser Zeit aus Sorge vor Verfolgung und Unruhen im Zeichen des Ersten Weltkriegs. Zunächst lebt die vierköpfige Familie in Frankfurt am Main, dann in Marburg. Nach dem Kriegsende ziehen sie schließlich nach Berlin. Die frühen Erfahrungen der Flucht und des Krieges prägen Kaléko nachhaltig. In ihrer Lyrik finden die Gefühle des Verlassenseins, der Heimatlosigkeit und der Verlorenheit ihren Ausdruck.

Wir sind die Kinder der ‚Eisernen Zeit‘, / Gefüttert mit Kohlrübensuppen. / Wir haben genug von Krieg und von Streit / Und den feldgrauen Aufstehpuppen! (Chor der Kriegerwaisen [geschrieben zwischen zwei Kriegen])

Das Berlin der Nachkriegsjahre ist von politischen Spannungen, Massenarbeitslosigkeit und sozialen Unruhen geprägt. Entgegen ihrem Wunsch eines Studiums beginnt Kaléko eine Lehre als Bürokrat. Doch die Lehre langweilt sie; an der Universität belegt sie Abendkurse in Philosophie und beginnt mit dem Schreiben. Als 19-Jährige lernt sie den Philologen Saul Kaléko kennen und heiratet ihn 1926.

einem Raum tief verwurzelter Konflikte und kultureller Differenzen Brücken schlägt, ohne die harte, gewalttätige und zum Teil ausweglose Realität aus dem Blick zu verlieren. In seinen Werken wird der Mensch von Natur und Geschichte überwältigt. Aber er ist auch Schöpfer und Handelnder. Er kann überraschende Brücken bauen, und er ist fähig, sie selbst wieder einzureißen. Beide Aspekte gehören zur menschlichen Freiheit, wie Andrić sie in seinem Erzählen entfaltete.

Literaturtipps: Martens, Michael (2019): *Im Brand der Welten. Ivo Andrić: ein europäisches Leben*. Wien: Paul Zsolnay Verlag. Simone Guidetti

Simone Guidetti, M.A., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Slavistik der Universität Bamberg mit einem umfassenden Vermittlungsanliegen. So widmet er sich in einer seiner Lehrveranstaltungen „Zeiten und Räumen südslawischer Literaturen“ und in seiner Forschung u.a. sowjetischer Samizdat-Literatur.

Großstadtqualm statt Maiendüfte. / – Frühling über Groß-Berlin ! – / Süße, wohlbekannte Düfte ... / Stammen höchstens von Benzin. (Frühling über Berlin)

Berlin – allen politischen Entwicklungen zum Trotz – mittlerweile zum kulturellen und intellektuellen Zentrum aufgestiegen, entwickelt sich in den Goldenen Zwanziger Jahren zu einem Ort des künstlerischen Treibens. Im Romanischen Café, gegenüber der Gedächtniskirche, trifft Kaléko auf Schriftsteller*innen und Intellektuelle wie Else Lasker-Schüler, Erich Kästner, Berthold Brecht und Kurt Tucholsky und findet bald Anschluss. Im Alter von 22 Jahren veröffentlicht sie ihr erstes Gedicht.

Sie versteht es, die Großstadtwelt Berlins und das Leben der kleinen Leute in pointierten, kurzen Versen einzufangen. In einer Mischung aus Gefühl, Ironie und Humor drückt sie aus, was viele empfinden. Die Bewunderung anderer Literat*innen ist groß.

1933 erscheint unter Ernst Rowohlt ihr erster Gedichtband *Das lyrische Stenogrammheft*, der sofort großen Erfolg hat. „Ihr ‚Stenogrammheft‘ sagt, dass Sie alles wissen, was Sterblichen zu wissen gegeben“, schreibt ihr Martin Heidegger. Die Gedichte der jungen Autorin erzählen voller Leichtigkeit und Ironie von Momentaufnahmen des Berliner Lebens, aber auch von den Herausforderungen des Angestellten-Daseins in der Metropole am Ende der Weimarer Republik.

Nur lächeln und schmeicheln den endlosen Tag ... / Das macht schon müde. / – Was man uns immer versprechen mag: Wir bleiben solide. / [...] Wir leben am Tage von Stullen und Tee. Denn das ist billig. / Manch einer spendiert uns ein feines Souper, / ... Ist man nur willig. (Mannequins)

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 verändert sich das Leben Kalékos. Jegliche Veröffentlichungen wer-



Zum 50. Todestag von Mascha Kaléko brachte der Rowohlt Verlag ihre Werke in schön gestalteten Neuauflagen heraus. Verse, die für Zeitgenossen geschrieben waren, wirken auch heute noch frisch und aktuell.

de ihr ab 1935 verboten. 1938 verlässt sie schließlich, kurz vor den November-Pogromen, zusammen mit ihrem zweiten Ehemann Chemjo Vinaver und ihrem gemeinsamen Sohn Deutschland und emigriert in die USA. Das Exil bedeutet für Kaléko eine doppelte Herausforderung: Nicht nur, dass sie sich in einer fremden Kultur zurechtfinden muss, auch ihre literarische Stimme scheint in der neuen Welt kaum Gehör zu finden. Obwohl sie weiterhin schreibt, bleibt ihr der literarische Erfolg in den USA weitgehend verwehrt.

Herr, unser kleines Leben – ein Inzwischen, / Durch das wir aus dem Nichts ins Nichts enteilen. / Und unsre Jahre: Spuren, die verwischen, / Und unser ganzes Sein: nur ein Einstweilen. (Gebet)

Mit Ende des Zweiten Weltkriegs wird das Werk Kalékos in Deutschland neu entdeckt. Wieder bei Rowohlt erscheint 1956 eine Neuauflage des *Lyrischen Stenogrammhefts*. Kaléko reist

erstmalig nach 18 Jahren wieder nach Deutschland. Ihre Popularität ist neu entfacht.

1959 soll ihr der Fontane-Preis verliehen werden. Sie lehnt ab, da Hans Egon Holthusen, ein ehemaliges Mitglied der SS, in der Jury sitzt. In den späten 1950er und 1960er Jahren reist Kaléko mehrmals für Lesereisen nach Europa und nach Deutschland.

Doch das Leben im Exil, zuerst in den USA und später in Israel, wohin das Paar auf Wunsch Vinavers 1960 zieht, haben sie geprägt. Sie bleibt eine Fremde zwischen den Welten, nie ganz zu Hause in der neuen Welt, aber auch entfremdet von der alten. Es erscheinen noch die Bände

Der Papagei, die Mamegei und andere komische Tiere, Verse in Dur und Moll, Das himmelgraue Poesie-Album, Wie's auf dem Mond zugeht und Hat alles seine zwei Schattenseiten, doch Kaléko fühlt sich zunehmend isoliert.

Als 1968 überraschend ihr Sohn im Alter von 31 Jahren in New York stirbt und fünf Jahre später ihr Mann folgt, zieht sie sich immer mehr zurück.

Wohin ich immer reise, / Ich fahr nach Nirgendland. / Die Koffer voll von Sehnsucht, / Die Hände voll von Tand. / So einsam wie der Wüstenwind. / So heimatlos wie Sand: / Wohin ich immer reise, / Ich komm nach Nirgendland. (Kein Kinderlied)

1974 reist sie ein letztes Mal nach Deutschland und liest dort aus ihren Gedichten in Berlin. Sie leidet an Magenkrebs. Auf dem Weg zurück nach Israel unterzieht sie sich in Zürich einer Behandlung. Ihr Zustand verschlechtert sich dramatisch, die Rückreise zieht sich hin. Im Alter von 67 Jahren stirbt Mascha Kaléko am 21. Januar 1975 in Zürich und hinterlässt ein poetisches Vermächtnis. Mit einer besonderen Mischung aus Ernsthaftigkeit, Melancholie und Humor bleibt ihr Werk Zeugnis ihres Lebens als Frau, Jüdin und Dichterin der Goldenen Zwanziger und des Exils.

Tabea Lamberti

Tabea Lamberti M.A. promoviert über eine andere der bedeutendsten deutschen Schriftstellerin – nämlich zu Christa Wolfs Romantikrezeption.

Der Mann mit dem schwarzen Portemonnaie

Amadou Diallo war jung, schwarz, unbewaffnet – und wurde von vier NYPD-Beamten erschossen. Er landete in den Schlagzeilen, die Täter jedoch nicht im Gefängnis. Zum 50. Geburtstag eines Menschen, dessen Tod durch Polizeigewalt laut war – und dennoch ungehört blieb.

In einer kalten Februarnacht im Jahr 1999 stand Amadou Diallo, 23 Jahre alt, in der Tür seines Wohnhauses in der Bronx und ahnte nicht, dass sein Name bald auf Protestplakaten stehen würde. Vier Zivilpolizisten der New Yorker Spezialeinheit Street Crime Unit hielten ihn für verdächtig. Sie sprangen, schwer bewaffnet, aus einem Zivilwagen und stürmten auf ihn zu. Vermutlich in Panik, oder um seine Papiere zu holen, griff Diallo in seine Jackentasche. Bevor ein einziges Wort gewechselt wurde, fielen 41 Schüsse. 19 Kugeln trafen. Die alleinamt weißen Beamten erklärten später, sie hätten geglaubt, der Westafrikaner ziehe eine Waffe. Gefunden wurde jedoch nur ein schwarzes Portemonnaie.

In den Tagen danach schien es, als könnte Diallo Gerechtigkeit widerfahren. Die mediale Aufmerksamkeit war enorm: Sein Name ging durch die Presse, Fernsehsender zeigten in Dauerschleife Bilder wütender Proteste. Ein Leitartikel eröffnete mit „Bang“, 41-mal wiederholt. Die Erinnerung an die Misshandlung Rodney Kings durch vier LAPD-Polizisten war noch frisch. Viele hofften, dass der öffentliche Druck diesmal eine Verurteilung erzwingen würde.

Doch die Berichterstattung zeichnete ein ambivalentes Bild von Diallo. Viele Zeitungen hielten lediglich fest, dass Diallo Straßenverkäufer war. Ein Etikett, das unmerkbar in jenes Zwielicht kippt, das Armut, Migration und Kriminalität miteinander verschwimmen lässt. Mehr über ihn erfuhr man zunächst nicht.

Sobald Details zu seiner Herkunft bekannt wurden, wlich die Empörung über die 41 Schüsse einer moralischen Bewertung seiner Biografie. In seinem Asylantrag hatte Diallo fälschlicherweise angegeben, aus einem Bürgerkriegsland zu stammen und seine Familie verloren zu haben. Diallo sei in mehrfacher Hinsicht zum Symbol geworden, resümierte die *New York Times* – unter anderem als „Asylbetrüger“, der die Behörden getäuscht habe. Die Herabsetzung kehrt das Gewaltverhältnis um. Das eigentliche Opfer ist der Staat. Diese Form der Entwertung wurde zwanzig Jahre später schmerhaft reaktiviert, als im Fall George Floyd neben den Umständen seines Todes auch sein Drogenkonsum zur Debatte stand.

Mobilisierung durch Emotionalisierung

Auch Al Sharpton, Aktivist und Medienprofi, verlieh dem Fall Diallo eine symbolische Dimension, doch aus anderen Gründen. Er erkannte in der Erschießung keinen Ausnahmefall, sondern ein weiteres Kapitel struktureller Polizeigewalt. Sharpton ließ Diallos Mutter, Kadiatou, eingeflogen aus Guinea, öffentlich sprechen und trauern. Für ihn war klar: Wer in

einer Welt, die in Bildern denkt, Wirkung erzielen will, muss sich selbst ins Bild setzen. „Man muss einen Weg finden, Teil des Nachrichtenzyklus zu werden, wenn man etwas bewegen will“, sagt Sharpton in der Netflix-Dokumentation *Trial by Media* (2020). Kollektiver Schmerz sei nicht nur Ausdruck von Ohnmacht, sondern auch Mittel der Mobilisierung.

Doch am Ende blieb alles wie zuvor. Wie schon im Fall von Rodney King wurde auch das Verfahren gegen die vier Polizisten, die Diallo erschossen hatten, verlegt. Weg aus der Bronx, wo Diallo lebte, hinein ins weiße Amerika – Albany, 140 Meilen weiter nördlich, geographisch wie gesellschaftlich eine andere Welt. Dort lag der Anteil weißer Bewohner*innen bei 89 Prozent, in der Bronx bei nur 19. Offiziell hieß es, eine Jury in der Bronx sei nicht neutral genug.

Der Prozess wurde live auf Court TV übertragen. Vor dem Gerichtsgebäude versammelten sich Demonstrierende. In ihren erhobenen Händen: schwarze Portemonnaies. Auch die vier Angeklagten verstanden die Macht der Bilder. Sie inszenierten Reue, zeigten sich betroffen – und wurden freigesprochen.

Seit dem Tod ihres Sohnes versucht Kadiatou Diallo, jenes mediale Narrativ zu korrigieren, das ihren Sohn entmenschlicht hatte. In Interviews spricht sie von seiner Bildung und seinem Ehrgeiz. Er habe sich in Amerika ein Studium der Informatik erarbeiten wollen. Er sei kurz davor gewesen, Großes zu erreichen. Kurzum: Mein Sohn war nicht nur ein Straßenverkäufer, er hätte Rechte gehabt.

Ein verständlicher Versuch, Würde zurückzufordern. Und doch offenbart sich darin eine tückische Logik. Es ist nicht der Erfolg oder die Ambitionen von Schwarzen Männern und Frauen wie Amadou Diallo, George Floyd oder Breonna Taylor, die ihren Tod unentschuldbar machen. Skandalös ist der Tod selbst – weil jedes Leben schützenswert ist. Jeder Mensch hat das Recht, nicht in einem Kugelhagel zu sterben. Dass Polizeigewalt heute häufiger sanktioniert wird, liegt auch an einer digitalen Öffentlichkeit, die schneller reagiert und Narrative Schwarzer Wertlosigkeit nicht mehr unwidersprochen stehen lässt.

Amadou Diallo wäre in diesem Jahr 50 geworden. Sein Leben hätte weitergehen dürfen, mit oder ohne Studienabschluss, mit oder ohne Symbolkraft. *Georgiana Banita*

PD Dr. Georgiana Banita wurde an der Universität Bamberg im Fach Nordamerikanische Literatur und Kultur habilitiert. 2023 veröffentlichte sie ein Buch über Polizeigewalt und institutionellen Rassismus: *Phantombilder. Die Polizei und der verdächtige Fremde*.

Die Stimme im Dunkeln

Heinz Klevenow war einer der meistbeschäftigte Hörspiel- und Synchronsprecher seiner Zeit.

„Denn die einen sind im Dunkeln / Und die andern sind im Licht. / Und man siehet die im Lichte / Die im Dunkeln sieht man nicht.“ So lautet die Schlussstrophe von Bert Brechts „Moritat von Mackie Messer“.

Heinz Klevenow war gewiss kein „Dunkelmann“, schon gar nicht in der Unterwelt des Dreigroschenoper-Londons, doch gesehen hat man ihn selten, weit öfter gehört. Im Wikipedia-Eintrag über ihn werden (als „Auswahl“) 185 Hörspielrollen von ihm aufgelistet, in dem Online-Portal Synchronkartei sind es 89 weitere Sprechrollen bei der Synchronisierung von Filmen und Fernsehserien.

Sie haben nie von ihm gehört? Nun, das ist das Schicksal der Personen, die anderen ihre Stimme leihen. Zu hören war er dauernd in den Jahren von 1947 bis 1970. Zwar stand er auch vor der Kamera, 32 Filme mit ihm listet wiederum die Wikipedia auf, doch meist war er in Nebenrollen zu sehen. So erstmals 1949 in *Liebe 47*, einer Verfilmung des großen Regisseurs Wolfgang Liebeneiner von Wolfgang Borcherts Stück *Draußen vor der Tür*. Einen „Panzermann“ spielte er da, Kriegsheimkehrer

wie die arme Hauptfigur Beckmann. Ob Klevenow selbst an der Front war, ist in den knappen Einträgen, die sich über ihn finden, nicht ersichtlich; 1940 hatte er jedenfalls ein Theaterengagement in Prag. Später, nach dem Krieg gehörte er viele Jahre zum Ensemble des Hamburger Thalia-Theaters. Auch in einigen berühmten Filmen wirkte er mit, so in dem Edgar Wallace-Krimi *Die Fälscher von London* (1961) oder der Thomas-Mann-Adaption *Die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull* (1957) von Kurt Hoffmann mit Horst Buchholz und Lieselotte Pulver in den Hauptrollen; sogar Erika Mann spielte mit. Die kennt man (wenn man alt genug ist) wohl alle. Aber Heinz Klevenow? Nicht der Film, nicht die Bühne waren seine Hauptwirkungsstätte, sondern das Tonstudio.

Klevenow, 1908 in Hildesheim geboren und – unser Jubiläum – am 27. Januar 1975 in Hamburg gestorben, lieh vielen Stars seine Stimme, Vittorio de Sica, dem Oscarpreisträger Lionel Barrymore oder wohl auch Lorne Greene alias Ben Cartwright in einer frühen Synchronfassung von *Bonanza*. Selbst ein Star war er aber nicht. Denn „die im Dunkeln“ ... *Markus Behmer*

„Und der Haifisch ...“

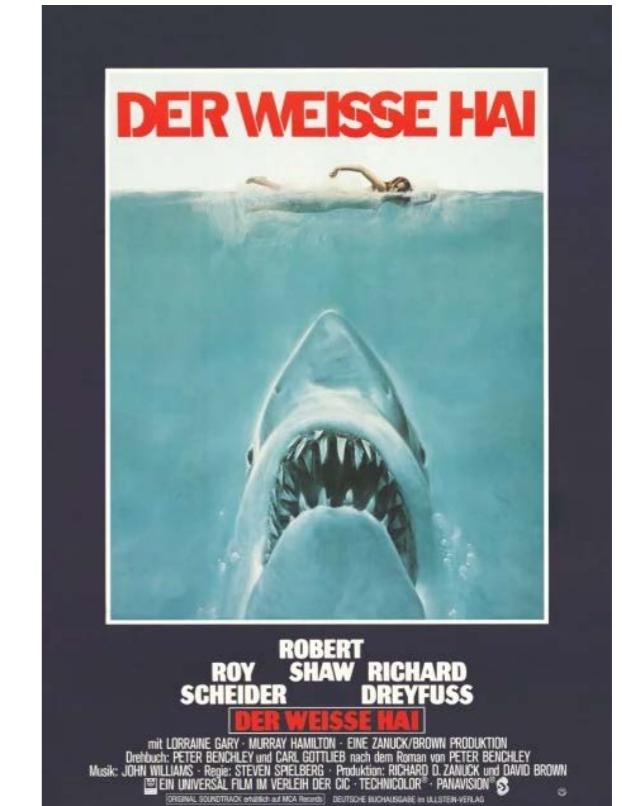
... der schafft Horror, was Rocky's Show im Titel auch verspricht. Vom Kinostart zweier Filmklassiker berichten wir zum Filmjahr 1975. Und an zwei große Schauspieler wollen wir erinnern, gestorben vor 50 Jahren.

Bereits oben, im Artikel über den „im Schatten“ wenig sichtbaren Heinz Klevenov, haben wir Brechts „Moritat von Mackie Messer“ zitiert. Hier passt es nun wieder: „Und der Haifisch, der hat Zähne / Und die trägt er im Gesicht“. Kommt der Haifisch dann ins Kino, er rasch alle Rekorde bricht.

Bis zu zehn Menschen sterben jährlich auf Deutschlands Straßen bei Wildunfällen. Haben Sie deshalb Angst vor Rehen? In den Meeren rund um Europa wurde seit 1984 kein Mensch von einem Hai getötet. Fürchten Sie sich beim Baden? Ganz ehrlich: Ich fühle mich immer ein wenig unwohl, wenn ich vor der Toskana oder in Kroatien schnorcheln gehe. Wahrscheinlich ist er mit schuld daran: Steven Spielberg.

Am 18. Dezember 1975 tauchte er zum ersten Mal im deutschen Kino auf (bereits im Juni in den amerikanischen): der große Weiße Hai mit den vielen Zahnreihen, das Untier aus der Tiefe, gierig nach Menschenfleisch

Und immer, wenn es sich näherte, war da diese Musik: dunkel dräuend, unheilvoll, schneller werdend, genial in Ton gesetzt von John Williams, der im Jahr darauf den Oscar dafür bekam – einen von nur drei für das Suspense-Meisterwerk (die anderen beiden gab es für die beste Tonmischung und den besten



THE ROCKY HORROR PICTURE SHOW

Schnitt). Im Rennen um den Oscar als besten Film unterlag er 1976 Milos Formans *Einer flog über das Kuckucksnest*, der aber kam, wiewohl 1975 produziert, erst im März 76 auf die deutschen Leinwände.

Regisseur Steven Spielberg war gerade 29 Jahre alt, als *Jaws* (so der Originaltitel) ins Kino kam. Es war sein Durchbruch an die Spitze der Blockbuster-Regisseure. Die Produktion hatte 159 Drehtage (statt 55, die zunächst geplant gewesen waren) benötigt und die für damalige Zeiten exorbitante Summe von zwölf Millionen Dollar verschlungen; dazu kamen knapp zwei Millionen für Marketingmaßnahmen, insbesondere Fernsehspots. Doch allein 1975 spielte *Der weiße Hai* 260 Millionen Dollar ein (bis heute 470 Millionen) und war damit der bis dato erfolgreichste Film aller Zeiten. Zwei Jahre später wurde er abgelöst durch George Lucas' *Star Wars*, der wiederum erst nach sechs Jahren durch Spielbergs nächsten Geniestreich auf der Liste nach unten gedrängt wurde: *E.T. – Der Außerirdische*.

Dance the Time Warp

Apropos Außerirdische: Reichlich durchgeknallte Aliens vom Planeten Transsexual in der Galaxie Transsylvania trifft man in einem Film, der am 14. August 1975 in London Premiere hatte. Vielmehr: Brad und Janet, ein biederer Paar, das gerade von einer Hochzeit kommt, treffen auf sie, als sie sich nachts in einem Gewittersturm verfahren und Zuflucht suchen – ausgezählt in einem Spukschloss, in dem gerade eine abgedrehte Party läuft. Sicher haben Sie erkannt: Es geht um *The Rocky Horror Picture Show*, jene Klamotte aus Horrorfilm- und Science-Fiction- sowie Transgender-Parodie in der Form eines Rock-Musicals.

Anfangs floppte der Film, fand nur 300.000 Zuschauer, gewann keine Preise. Dann aber entwickelte er sich zum Dauerbrenner, wurde zum Klassiker eines Genres, das er selbst gleichsam erst schuf. In den Münchner Museums-Lichtspielen läuft er ununterbrochen seit 1977, ein Weltrekord. Der Film schaffte wahrlich den „Time Warp“, so auch der Titel des berühmtesten Songs und Tanzes aus dem 100-minütigen Farb- und Sound-Dauerrausch. Und berühmt wurden auch manche der Darsteller, so Tim Curry, der in seiner ersten Filmrolle den Transvestiten, Alle-Verführer und Monsterschöning-Bauer Dr. Frank N. Furter spielte, so Susan Sarandon, auch noch ganz am Anfang ihrer großen Karriere, so der spätere Rockmusik-Weltstar Meat

Loaf in einem kurzen Auftritt als Rocker Eddie, der zunächst auf einem Motorrad eine Labor-Eiswand durchbricht, dann als Hauptspeise auf dem Esstisch landet.

Bedeutsamer für den Film war aber ein anderer: Richard O'Brian, er spielte nicht nur den dämonisch schrägen Riff Raff, Butler und Anführer der Ausserirdischen, sondern er hatte das Drehbuch geschrieben, wie er auch schon das Musical, das dem Film vorangegangen war, gescriptet und komponiert hatte. *Rocky Horror* sollte sein einziger großer Erfolg bleiben, sozusagen ein One Show Wonder.

And the Oscar goes to ...

Der große Abräumer im Oscar-Jahr 1975 war übrigens ein ganz anderer, schon 1974 ins Kino gekommener Film, auch er ein echter Klassiker: Francis Ford Coppolas *Der Pate 2*. Er wurde mit sechs der Goldstatuen ausgezeichnet, darunter in den drei Hauptkategorien Bester Film, Beste Regie und Bestes Drehbuch sowie als Nebendarsteller kein geringerer als Robert de Niro. Er wurde später noch acht weitere Mal für den Oscar nominiert – und gewann einen als Hauptdarsteller, 1981 für seine Boxerrolle in *Wie ein wilder Stier*.

Zwei andere mit Oscars Prämierter sind 1975, Trauriges zum Schluss, gestorben. Heute wohl nur mehr Cineasten ein Begriff ist Frederic March, einer der großen Charakterschauspieler vor allem der 1930er bis 1950er Jahre. Er gewann gleich zweimal den Oscar, 1932 für seine Doppel-Titelrolle in *Dr. Jekyll und Mr. Hyde* sowie 1947 für seine Hauptrolle in William Wylers Kriegsheimkehrer-Melodram *Die besten Jahre unseres Lebens*. March starb, 77 Jahre alt, am 14. April 1975.

Bis heute wohl bekannter ist Susan Hayward, Star in mehr als fünf Dutzend Filmen. Fünf Mal war sie für den Oscar nominiert, einen bekam sie – 1958 für ihre Hauptrolle in *Laßt mich leben*. Sie spielte darin eine als Mörderin verurteilte Todeskandidaten bis zur Hinrichtung in der Gaskammer. Ihr wohl tragischste Rolle hatte sie aber in einem ihrer unbedeutendsten Filme: *Der Eroberer* (mit John Wayne als, kurios, Dschingis Khan). Gedreht worden war er 1954 in der Nähe des US-Atombombentestgeländes in Nevada; 91 Mitwirkende im 220 Leute umfassenden Filmteam sollen später an Krebs erkrankt, mehr als die Hälfte davon daran gestorben sein. So John Wayne, so der Regisseur Dick Powell, so auch Susan Hayward. Sie starb, erst 57 Jahre alt, am 14. März 1975.

Markus Behmer

Gesellschaftsreisen

Pier Paolo Pasolini war Dichter, Lehrer, Journalist, Filmemacher, Kommunist, Freibeuter – und Reisender. Drei Mal durchstreift er Italien, daraus entstehen Werke, die seine zentralen Themen zeigen: Kapitalismuskritik, Sexualpolitik und der Kampf gegen den Faschismus.

Für eine Artikelreihe, die 1959 in der italienischen Monatszeitschrift *Successo* erscheinen wird, macht sich Pier Paolo Pasolini auf den Weg und fährt von Ventimiglia nach Triest. Allerdings nimmt er nicht die direkte Route von knapp 700 km, sondern die denkbar längste: entlang Italiens Küsten an drei Meeren. Über 3000 km fährt er von der Riviera, entlang des Tyrrhenischen Meeres, weiter um die Spitze des Stiefels zum Ionischen Meer und längs der Adria ins Friaul. *Die lange Straße aus Sand* (*La lunga strada di sabbia*), so der Titel der Reportage, könnte eine heitere Sommerreise sein, doch Pasolinis Anliegen ist es, die italienische Gesellschaft zu zerflecken. Diese ist Ende der 1950er Jahre aufgespannt, ja fast zum Zerreissen gespannt, zwischen Modernisierung, Industrialisierung, Massentourismus und der damit verbundenen Prosperität auf der einen Seite und dem oft noch geradezu archaischen ländlichen Leben sowie dem vom Kapitalismus ausgespuckten Subproletariat auf der anderen Seite.

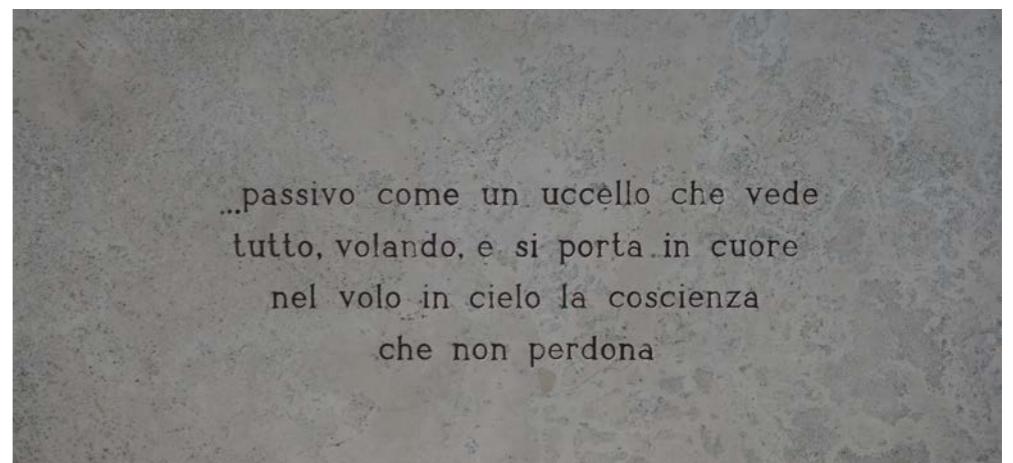
Das Friaul – kein Idyll

Die Reise auf der *Langen Straße aus Sand* endet im Friaul, wo Pasolinis künstlerische Lebensreise ihren Anfang nahm: Geboren am 5. März 1922 in Bologna als Sohn eines Offiziers und einer Grundschullehrerin, war seine Kindheit durch viele Umzüge geprägt. Konstanz fand Pasolini dagegen im bäuerlichen Friaul, genauer in Casarsa della Delizia, dem Ort, aus dem seine Mutter stammte.

Dort lebte er in den Schulferien bei den Großeltern; seine ersten Gedichte schrieb er in der lokalen Sprache, dem Furlanischen. Während Pasolini die letzten Kriegsjahre in Casarsa leben und als Lehrer arbeiten kann, wird sein kleiner Bruder Guido, der den katholisch geprägten friulanischen Partisanen angehörte, im Kampf mit rivalisierenden kommunistischen Partisanen getötet.

Das Friaul, Zuflucht in Kindheit und Jugend, bleibt für den erwachsenen Pasolini kein idyllischer Ort. 1949 wird der junge Lehrer aufgrund seiner Homosexualität aus dem Schuldienst entlassen und zugleich aus der Kommunistischen Partei Italien (PCI) ausgeschlossen. Als „moralisch Unwürdiger“ wird er von

seiner emotionalen, wie intellektuellen Heimat verstoßen. Pasolinis Reisen in Italien sind ein Kreisen um Italien. Im Sommer 1963 durchstreift er es erneut – eigentlich auf der Suche nach Motiven und Laiendarstellern für seinen nächsten Film, *Das 1. Evangelium – Matthäus (Il vangelo secondo Matteo, 1964)*. Auf dieser Fahrt interviewt er Menschen aus allen Regionen, Schichten und Altersklassen, in allen möglichen Situationen. Meist sind es Gruppen: Kinder und Jugendliche, Bauernfamilien, Fabrikarbeiterinnen, Soldaten, Fußballspieler, Reisende in einem Zugabteil oder einfach Leute am Strand, im Café oder auf der Straße. Die Stimmung ist meist fröhlich und die auffällige Interviewsituation mit Kamera und Mikrofon lockt weitere Neugierige an. In scheinbar naiver und harmloser Weise stellt Pasolini ihnen Fragen zu Sexualität, die ans „Eingemachte“ gehen: gleichberechtigte, freie Sexualität, Prostitution, Scheidung, Homosexualität und andere sexuelle „Abnormitäten“ (er nennt das wirklich so!). So entsteht der Dokumentarfilm *Das Gastmahl der Liebe* oder *Umfrage über Liebe (Comizi d'amore, 1964)*, der Unwissenheit und Vorurteile so leicht und so brutal zugleich ans Licht bringt. Aus heutiger Sicht muten die vielen Passagen besonders schmerhaft an, in welchen Verachtung, Mitleid oder Abscheu gegenüber Homosexuellen mit Verve in sein Mikrofon gelacht und gebrüllt werden und die Pasolini ungerührt ein ums andere Mal wiederholt. Die eingefangen Stimmen kreuzt er mit den Kommentaren der zeitgenössischen *intelligenzia* Italiens: Alberto Moravia, Cesare Musatti und Giuseppe Ungaretti. Dochklärungsmächtiger sind seine künstlerischen Interventionen: seine im Off gesprochenen Texte, die Zwischentitel, der Soundtrack und seine kleine fiktionale Inszenierung am Ende: „Tonino e Graziella si sposano“.



Pasolini-Denkmal des Bildhauers Mario Rosati in Ostia. Inschrift: „passiv wie ein Vogel, der alles sieht, fliegend, und trägt im Herzen im Himmelsflug ein Gewissen, das nicht verzeiht“

Foto: Gabriele Mehling

Ein junges Paar heiratet, im Hintergrund singt Elvis „I'm Counting on You“ und aus dem Off spricht Pasolini poetisch seine Hoffnung aus, es möge „zu ihrer Liebe ein Bewusstsein ihrer Liebe“ hinzuwachsen. Für den Filmkritiker Lukas Stern schleust dies Schlussepiode „das Schöne ein, gibt es zurück in eine Welt, die der falschen Schönheit des kleinbürgerlichen Traums“ huldigt.

12.12.1969 Tag des Grauens und Filmthema

Der 12. Dezember 1969 war, so Pasolini, der „Moment, in dem wir, mehr denn je, dem Verlust der formalen Demokratie in Italien nahekamen.“ In der Mailänder Banca Nazionale dell'Agricoltura explodiert eine Bombe – 17 Menschen sterben, 88 werden verletzt. Dies war der Beginn einer langanhaltenden Folge von rechtsterroristischen Anschlägen in Italien. Doch die Tat wird den Linken zugeschrieben. Anarchisten werden verhaftet, unter ihnen Giuseppe Pinelli. Nach drei Tagen in Verhören stürzt dieser aus dem vierten Stock des Mailänder Polizeigebäudes und stirbt. Später wird Pinellis Unschuld am Attentat festgestellt, und die angeklagten Polizisten werden vom Mordvorwurf freigesprochen.

Mit dem Kollektiv Lotta Continua (dt. in etwa „Der Kampf geht weiter“) realisiert Pasolini ein Jahr nach dem Anschlag den Film 12 Dicembre. Da seine Anwälte raten, sich mit diesem Film nicht zu sehr zu exponieren, heißt es im Vorspann lediglich „nach einer Idee von Pier Paolo Pasolini“. Doch ist sein Anteil am Entstehen beträchtlich: Er setzt sich dafür ein, dass sein Produzent Alberto Grimaldi 12 Dicembre wirtschaftlich unterstützt, er engagiert den Schnittmeister Maurizio Ponti und stellt einen zweiten Schneidetisch zur Verfügung. Doch entscheidend ist sein inhaltlicher und künstlerischer Beitrag. Je nach Quelle hat er 50 oder 60 Prozent des Materials gedreht. Die berührenden Gespräche mit der Witwe und der Mutter Giuseppe Pinellis werden Pasolini zugeschrieben, ebenso das Gespräch mit dem arbeitslosen Taubstummen in Bagnoli oder

die Szene auf dem Friedhof von Musocco, wo Pinelli begraben wurde. „Wagemutig bis tollkühn“ wird sein Verhalten beschrieben: „In Mailand sollte ein Hauptzentrum des faschistischen Ordine Nuovo besucht werden für ein Interview. Das Team von Lotta Continua, wahrlich keine Hasenfüße, zögerte, Pasolini nahm die Kamera, spazierte alleine in das Gebäude und drehte.“ 12 Dicembre ist ein aufrüttelnd-aufklärerischer, kämpferischer Film, der von seinen O-Tönen und den Gesichtern der Menschen getragen wird, sehr ähnlich dem Gastmahl der Liebe. Eine lange Kamerafahrt begleitet am 12. Dezember 1970 einen Demonstrationszug anlässlich des Jahrestages der Verbrechen durch Mailand. Dann zieht der Film weiter durch Italien. Erneut reist Pasolini durchs Land: zu den Marmorbrüchen von Carrara, nach Reggio Calabria an der Südspitze, in die großen Städte, Neapel, Mailand, Turin. Auf dieser Reise berichten die Menschen von schockierenden Arbeitsbedingungen, Hunger und auch vom Wunsch nach Veränderung ihrer Lebenslagen. Deutlich wird auch die Furcht und die Einschüchterung, die die Gewalt der extremen Rechten bei denen auslösen, die für soziale und linke Emanzipationsideen einstehen.

Pasolini war kein Schreibtischintellektueller, er setzte sich in seinem Engagement auch physisch der Welt aus. Er dachte nicht nur über Italien nach, er erfuhr es sich, er stellte sich dem Land, exponierte sich mit seinen politischen Ideen, seiner Kunst, seiner Homosexualität. Die Reise seines Lebens war gefährlich. Sie endete brutal in der Nacht vom 1. auf den 2. November 1975 am Strand von Ostia. Er wird erschlagen und danach mehrfach mit seinem Auto überfahren. Das Verbrechen wird nie aufgeklärt. Seine letzte Ruhe findet er auf dem Friedhof in Casarsa della Delizia, Friaul.

Gabriele Mehling

PD Dr. Gabriele Mehling, Lehrkraft für besondere Aufgaben am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität Bamberg, wurde 2024 mit einer Studie über „Komm, wir gehen ins Kino!“ habilitiert.

„Ich habe die Zukunft des Rock'n'Roll gesehen“

Das schrieb der Musikjournalist Jon Landau schon 1974 über Bruce Springsteen, der im Jahr darauf zum Star wurde. Es war aber nicht allein das Jahr des „Bosses“; vier der ganz Großen dominieren die Rockmusik, zwei Engländer und zwei Amerikaner.

Bob Dylan legt gleich im Januar '75 mit „Blood on the Tracks“ ein sehr persönliches Meisterwerk vor, das vom Ende seiner Ehe mit Sara Zeugnis ablegt. Bekanntheit erlangen z.B. „Shelter from the Storm“ und „Tangled Up in Blue“, die einen festen Platz in Dylans Live-Repertoire erhalten – und, wie üblich – dabei stark umarrangiert werden.

Ein Ereignis, auf das seine Fans lange gewartet haben, ist die Veröffentlichung der *Basement Tapes*, schon 1967 von Dylan nach seinem legendären Motorradunfall zusammen mit The

Band aufgenommen und danach lange nur als Bootlegs in variierenden Zusammenstellungen erhältlich. Stilistisch vom akustischen Folk beeinflusst, zeigen Dylan und Band hier eine Seite, die zum Zeitpunkt der Aufnahmen in deutlichem Kontrast zur damaligen Rockmusik standen. Neben der Zusammenarbeit mit Dylan etablieren sich *The Band* auch als selbständige Künstler sehr erfolgreich.

Pink Floyd sind nach *Dark Side of the Moon* ('73) wieder mit neuem Material auf großer US-Tournee. Erst anschließend er-

scheint die LP *Wish You Were Here*, die ein riesiger Erfolg wird, künstlerisch wie kommerziell. Neben dem Titelstück, das zu einem Klassiker wurde, dominiert vor allem das ihm ersten Gitarristen Syd Barrett gewidmete *Shine On You Crazy Diamond* mit seinen insgesamt 26 Minuten Dauer die LP, ebenso alle späteren Live-Auftritte.

Led Zeppelin legen mit *Physical Graffiti* ihr erstes Doppelalbum vor, das, von einer US-Tournee und Konzerten in London unterstützt, zwar ein gigantischer kommerzieller Erfolg wird, passend zu ihrem neugegründeten Label Swan Song aber auch ihre künstlerisch erfolgreichste Bandphase beendet. „Kashmir“ wird das bekannteste Stück der Platte.

Bruce Springsteen ist es, der 1975 seinen internationalen Durchbruch schafft, auch kommerziell. Dabei spielt auch medialer Hype (angefüttert vom Musik-Journalisten Jon Landau) eine nicht zu unterschätzende Rolle. Der „Boss“ geht auf Tournee, spielt sein erstes Europa-Konzert überhaupt und nimmt dabei eine Live-DoLP auf. Klassiker wie „Fire“, „Born to Run“ haben bis heute Bestand. Gleichzeitig beginnt er damit, Live-Aufnahmen für seine monumentale Box *Live 1975–85* zu sammeln.

Den Mainstream zwischen pompösem Rock und Pop dominieren in diesem Jahr auf Platte wie *Live Genesis (The Lamb lies Down on Broadway)*, *Supertramp (Singleauskopplung „Dreamer“)*, *Queen (A Night at the Opera)*. Mit ihrer „Bohemian Rhapsody“ erreicht Queen erstmals einen ersten Platz in den Charts. Es wird ihr bekanntestes Stück bleiben. Aerosmith animieren zu *Walk This Way*, *America*, *Bad Company* und *Bachmann-Turner-Overdrive* sind ebenfalls auf ausgetretenen Pfaden unterwegs. Ungeheuer erfolgreich waren auch Fleetwood Mac mit ihrem 10. Album. Ursprünglich eine Blues-Band, enthält das Album Superhits wie „Rhiannon“, „Say You Love Me“ und „Landslide“, die erst möglich geworden waren, nachdem Lindsey Buckingham und Stevie Nicks in die Band gekommen waren.

Elton John spielt berühmte Konzerte in den USA und Kanada, auf denen er sein Album *Rock of the Westies* promotet. Der Titel hält, was er verspricht: Rock. Den liefern natürlich auch The Who wieder auf ihren Groß-Konzerten des Jahres ab. Die LP *The Who by Numbers* fällt aber nach *Tommy* und *Quadrophenia*

künstlerisch ab. ZZ Top geben den *Jailhouse Rock* zu hervorragenden Kritiken live zum Besten und veröffentlichen den *Blue Jean Blues*. Die Eagles sind ebenfalls überaus erfolgreich und schaffen es mit LP und Singles aus *One of These Nights*, ihrem vierten Album, ebenfalls an die Spitze der Charts („Layin' Eyes“). Sie werden in diesem Jahr mit ihrem Country Rock weltberühmt. John Lennon, der auf David Bowies *Young Americans* zu Gast gewesen war, tritt 1975 zum letzten Male live auf, bevor er seine Auszeit als Familienvater begann, die 1980 tragisch enden sollte. Mit *Tonight's the Night* legt Neil Young ein thematisch düsteres, ungeschliffenes, Album vor, das sich jedoch im Laufe der Jahre einen gewissen Kult-Status erwarb. Ebenfalls in den USA sind die Rolling Stones auf ihrer „Tour of the Americas“ unterwegs. Nach dem Ausstieg von Mick Taylor erstmals an der Gitarre dabei: Ronnie Wood, der es zum festen Bandmitglied schaffte. Die Aufnahmen vom *L.A. Forum* wurden Jahre später aus dem Archiv geholt und veröffentlicht.

Der Heavy Metal erhält neue Impulse durch die Gründung von Motörhead und Iron Maiden, und AC/DC legen ihr (zunächst rein australisches) Debütalbum vor. *High Voltage* kann als Motto für die gesamte Richtung gelten. Eine ganz andere Richtung, Reggae, wird durch Bob Marley Live mit Auftritten in London unglaublich populär: „No Woman, No Cry“ und „Get Up, Stand Up“ sind Kernstücke des Repertoires.

Nicht zur Rockmusik im eigentlichen Sinne, aber zum zeitlichen Kontext, passt das letzte Album, das hier erwähnt sei: Mit *Diamond and Rust* und seinem gleichnamigen Titelstück legt Joan Baez ihre kommerziell und künstlerisch erfolgreichste Eigenkomposition vor. Darin arbeitet sie bekanntlich ihre Beziehung zu Bob Dylan auf – eine der bekanntesten Liebesgeschichten der populären Musik. Damit schließt sich der hier thematisierte Jahreskreis von 1975. Über die gleichzeitig dominierende Diskomusik sei gnädig der Mantel des Schweigens gedeckt.

Sebastian Kempgen

Dr. Sebastian Kempgen, emeritierter Professor für slavische Sprachwissenschaft an der Uni Bamberg, ist selbst Bassist in einer Rockband.



Drei LP-Cover aus dem Jahr 1975: Neil Youngs *Tonight's the Night*, Genesis' *The Lamb lies down on Broadway* und Led Zeppelins *Physical Gravity*.



Nothelpers Kufenlösung

Robust und flexibel einsatzbar: Möbel, die die Schulbänke vor 75 Jahren ersetzen.

Der Bub auf unserem Foto, der könnten auch Sie sein oder ich oder einfach jede und jeder, die oder der in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Westdeutschland eine Schulbank gedrückt, vielmehr, einen Schulstuhl (im Wortsinne) besessen hat. Mehr als 6,5 Millionen Exemplare des Kufenstuhls aus Buchenholz hat die Firma VS Vereinigte Spezialmöbelfabriken mit Sitz im mainfränkischen Tauberbischofsheim bereits hergestellt, die ersten im Jahr 1950, und sie produziert ihn immer noch; in fünf verschiedenen Größen. Wie das geschieht, das hat sogar die *Sendung mit der Maus* schon mal ausführlich dargestellt. Der gut siebenminütige Beitrag aus dem Jahr 2022 ist in der Mediathek des WDR anzusehen.

Wer hat's erfunden? Karl Nothelper hieß der Designer. Am 14. Juni 1900, auch das ein *Anno 25*-würdiges Jubiläum, ist er in Singen geboren (1980 gestorben). Architekt war er, 1946 Mitgründer der Zeitschrift *Bauen und Wohnen*, Autor einiger Fachbücher – und eben Entwerfer von Möbeln.

Alltagstauglich und formschön sollten sie sein. Nothelpers Kufenstuhl ist nicht nur praktisch und stabil und ermöglicht, auf den dazugehörigen Stufentisch gestellt, einfaches Kehren und Durchwischen, sondern es steckt auch ein pädagogisches Konzept dahinter: Die Stühle stehen für individuellere Lernformen als die statischen Bänke früherer Zeiten. Sitzkreise wurden möglich, Gruppenaufstellungen, alles, was die Reformpädagogik so brauchte – und was auch im 21. Jahrhundert noch angesagt ist. Wenn denn die Lehrkräfte mitmachen. Und wenn denn KI und Fernunterricht oder gar Homeschooling nicht die Klassenverbände dereinst sprengen. Dann, erst dann wäre Karl Nothelpers klasse Klassenstuhl wohl nur noch ein Stück für's Museum – wo er übrigens heute schon steht. Nämlich im Vitra-Design-Museum als Beispiel klassisch-modernen Möbelbaus. „Da bleiben wir gerne sitzen“, kalauert das Unternehmen VS zum 75. Jubiläum seines standfesten Stuhl-Dauerrenners. Wir schließen uns gratulierend an.

Markus Behmer

Foto: VS Vereinigte Spezialmöbelfabriken GmbH & Co. KG

Ausschaltknopf rechtzeitig drücken?

Sicher kennen alle das Akronym ARD. Doch für was stehen die drei Buchstaben? Wir werfen kurze Schlaglichter auf eine Arbeitsgemeinschaft, die seit 75 Jahren Information und Unterhaltung, Kultur und Bildung als ihre öffentliche Aufgabe sieht.

Sechs deutsche Rundfunkanstalten gab es bei der Gründung der Bundesrepublik: Das ganz kleine Radio Bremen, den riesigen NWDR für die Bundesländer Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen und Schleswig-Holstein sowie Hamburg und Westberlin, den SWF, der Rheinland-Pfalz und das südliche Baden-Württemberg abdeckte, den SDR für das nördliche Baden-Württemberg sowie die Landesrundfunkanstalten Bayrischer Rundfunk und Hessischer Rundfunk. Alle waren sie öffentlich-rechtlich organisiert – staatsfern, sich selbst verwaltend, möglichst unabhängig; alle veranstalteten sie verschiedene Hörfunksender.

Eine Arbeitsgemeinschaft für alle

Am 9. Juni 1950 fanden sie sich zusammen zu einer AG – der „Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland (ARD)“ – um gemeinsame Aufgaben und Anliegen zu koordinieren. Die Satzung, die man sich gab, ist, so der Rundfunkhistoriker Konrad Dusel, von „lapidarer Kürze“. Neun Paragrafen umfasste sie – und umfasst sie noch heute. Acht davon regeln Organisatorisches: Geschäftsführung, Regeln zur Beschlussfassung, zum Austritt etc. Etwas konkreter in die Inhalte geht allein Paragraph 2, wo es in Absatz 1 zu den „Aufgaben“ heißt: „a) Wahrnehmen der gemeinsamen Interessen der Rundfunkanstalten bei der Ausübung von Hoheitsrechten auf dem Gebiet des Rundfunks; b) Wahrnehmung sonstiger gemeinsamer Interessen der Rundfunkanstalten; c) Bearbeitung gemeinsamer Fragen des Programms sowie gemeinsamer Fragen rechtlicher, technischer und betriebswirtschaftlicher Art.“

Aus sechs Anstalten wurden neun

Wesentlich geändert wurde nur Paragraph 1, in dem die „Mitglieder“ aufgelistet sind: Neun Landes- oder Mehrländerrundfunkanstalten sind es nun, dazu die Deutsche Welle als „Anstalt des Bundesrechts“.

Radio oder Fernsehen waren und sind in der Satzung nicht erwähnt. Das gemeinsame Fernsehprogramm – für die meisten ist es wohl fast ein Synonym für die ARD selbst – ging erst am 1. November 1954 auf Sendung; den Namen „Erstes Deutsches Fernsehen“ trägt es erst seit 1984 und seit 1996 heißt es offiziell „Das Erste“.

Die *Tagesschau* übrigens, seit jeher Aushängeschild der ARD, ist fast zwei Jahre älter als das Gemeinschaftsprogramm. Sie wurde erstmals am zweiten Weihnachtsfeiertag 1952 ausgestrahlt, als noch allein der NWDR den TV-Regelbetrieb aufgenommen hatte. Heute, im Herbst 2025, veranstaltet die ARD

eigenständig vier Spartenprogramme, nämlich den Bildungskanal alpha, den Nachrichtenkanal *tagesschau 24*, den v.a. Serien- und Film- sowie Dokumentations- und Magazinkanal one und das Online-Content-Netzwerk *funk* insbesondere für junge Leute, sowie in Kooperation mit anderen Sendern die Programm 3Sat, Arte, KiKa Der Kinderkanal und *phoenix*. Sie bietet ferner verschiedene Nachtprogramme im Hörfunk, hat eine Mediathek, ist auf vielen Social-Media-Kanälen mit eigenen Apps und Inhalten vertreten und anderes mehr.

Die neun in der ARD zusammenarbeitenden Landesrundfunkanstalten veranstalten weitere neun Fernsehprogramme, die sogenannten „Dritten“, und 69 Hörfunkprogramme. Noch, denn mit dem am 1. Dezember 2025 in Kraft getretenen Reformstaatsvertrag, der den für den Rundfunk in Deutschland bindenden Medienstaatsvertrag aktualisiert hat, soll die Zahl der öffentlich-rechtlichen Hörfunk- und auch der TV-Spartenprogramme reduziert werden.

Zwei Mark für ein Programm

Doch zurück in das Jahr 1950: 2 Mark pro Monat betrug damals die Rundfunkgebühr – und das schon seit deren Einführung im Jahr 1924. Noch bis 1969 sollte sie konstant bleiben, ergänzt nur um einen 1954 ergänzend eingeführten Fernsehbeitrag von fünf Mark. Inflationsbereinigt lagen diese sieben Mark des Jahres 1954 aber höher als der heutige Rundfunkbeitrag von 18,36 Euro – für viel, viel weniger Programm.

Blickt man auf das Leitungspersonal im Gründungsjahr 1950, so brauchen wir da nicht zu gendern: Sechs Herren waren es, die den ARD-Gründungsanstalten als Intendanten vorstanden.

Die erste Intendantin wurde erst 2003 gewählt: Dagmar Reim beim damals neu gegründeten Rundfunk Berlin-Brandenburg (rbb). 2025 sind immerhin bei vier der neun Landesrundfunkanstalten Intendantinnen an der Spitze; vier der fünf anderen Anstalten hatten noch nie eine Frau in der Führungsposition. Insgesamt haben die Landesrundfunkanstalten und die ARD-Gemeinschaftseinrichtungen rund 22.000 festangestellte Mitarbeiter. Sie wollen noch mehr Zahlen, Daten, Fakten? Dann sei abschließend eine kleine Werbeeinblendung, wie es sie ja auch im ARD-Programm vor 20 Uhr gibt, erlaubt:

Am 15. Oktober 2025 ging ein Kurs bei der Virtuellen Hochschule Bayern im Bereich OPEN-vhb zum Thema „Der öffentlich-rechtliche Rundfunk – Entwicklungen, Strukturen, Inhalte“ online. Er ist für alle Interessierten kostenfrei nutzbar – und hier leicht zu finden: <https://open.vhb.org/kursliste>.

Markus Behmer

Ikone des Protestpops und „König von Deutschland“

Rio Reisers Stimme war nicht perfekt, aber hatte Sogkraft, wurde zu einer der Stimmen einer Generation im Aufbruch. Vom rotzigen „Keine Macht für Niemand“ bis zum romantischen „Junimond“ reichte sein Repertoire. Nicht nur seine Songs machten ihn zum unheldischen Heroen.

Vom Berliner Mariannenplatz zum Heinrichplatz braucht es zu Fuß etwa sechs Minuten. Und vom Mariannenplatz zum Rio-Reiser-Platz? Etwa 50 Jahre. Das ist eine lange, historisch anmutende Strecke. Wie passt sie (und dieser institutionalisierende Gestus) zur Rockmusik, die im Moment leben, nicht Monument sein will? Vielleicht so: Dass Rio Reiser historisch wie gegenwärtig gleichermaßen ist, zeigt sich eben daran, dass der Platz nach ihm benannt wurde, gegen einen Beschluss des Bezirksparlaments von Friedrichshain-Kreuzberg von 2005, demzufolge Straßen und Plätze bis zum Erreichen der Parität nur noch nach Frauen benannt werden sollen. Aber beim Sänger von Ton Steine Scherben lasse sich eine Ausnahme machen. Offen schwul lebend und bereits damit seiner Zeit voraus, habe er den Geist der Diversität schließlich auch früh in Songzeilen gegossen, „Meine Väter sind schwarz und meine Mütter sind gelb, meine Brüder sind rot und meine Schwestern sind hell“, heißt es 1971 in „Mein Name ist Mensch“. „Rio Reiser wegen seines ‚Mannseins‘ einen Platznamen zu verwehren, wäre da nachgerade unangemessen“, urteilt der Berliner *Tagesspiegel*.

Anders gewendet: Die amtliche Biographie des am 9. Januar 1950 in West-Berlin geborenen Ralph Christian Möbius ist offensichtlich nicht so wichtig wie die biographische Legende des selbsternannten Rio Reiser, die sich schon früh über die offiziellen Daten gelegt hat – benannt nach dem verlorenen Protagonisten von Karl Philip Moritz‘ Entwicklungsroman *Anton Reiser*. Zu dieser Legende gehört die Frühphase von Ton Steine Scherben im Umkreis von SDS, RAF und Hausbesetzerszene. Ebenso Teil von ihr ist der ikonische erste Live-Auftritt auf dem Festival der Liebe von Beate Uhse auf Fehmarn im Jahr 1970, nach dem letzten Auftritt von Jimi Hendrix. Als Ton Steine Scherben „Macht kaputt, was euch kaputt macht“ intonierten, nahm das Publikum den Song wörtlich und zündete die Bühne an.

Auch müsste man, wenn man die Geschichte vollständig erzählen will, von der Flucht der Band nach Nordfriesland anfangen, auf das abgelegene Dorf Fresenhagen, um der Dauerbelagerung durch die politischen Verbündeten zu entgehen. Und natürlich und vor allem gehört die Musik dazu, besonders wohl die zweite Platte, *Keine Macht für Niemand* von 1972, mit der die deutschsprachige Musik für einen zwar singulären, aber bis heute nachwirkenden Moment im emphatischen Sinne zur Rockmusik geworden ist. Slogans wie die Titelzeile, Hymnen wie „Der Traum ist aus“, Straßenkracher wie „Die letzte Schlacht gewinnen wir“, gegenwärtiger, druckvoller und mitsingbarer ist deutschsprachige Rockmusik vielleicht nie

gewesen – nicht zu schweigen davon, dass es deutschsprachige Rockmusik vor den Scherben eigentlich nicht gab. Und auf *Keine Macht für Niemand* findet sich auch der „Rauch-Haus-Song“, ein Protestlied über die Besetzung des Bethanien-Krankenhauses am Mariannenplatz in Berlin-Kreuzberg am 8. Dezember 1971, das folgendermaßen einsetzt: „Der Mariannenplatz war blau / so viel Bullen waren da“, und der Refrain grölt dann: „Ihr kriegt uns hier nicht raus / Das ist unser Haus, schmeißt doch endlich / Schmidt und Press und Mosch aus Kreuzberg raus.“ Der Firma des Immobilienmaklers Günter Schmidt, Schmidt & Press, ist ebenso längst vergessen wie der Bauunternehmer Heinz Mosch, aber der Song wird immer noch gespielt, selten im Radio und häufiger auf Studentenpartys.

König oder „Kunsthure“?

Aber Rio Reiser war ja nicht nur linksalternative Ikone des Protestpop, sondern auch König von Deutschland. Zu den Regeln der Popmusik gehört, dass beschimpft wird, wer aus den schummerigen Nischen der Indiekultur in das gnadenlos helle Licht des großen Marktes wechselt, Kunst angeblich gegen Kommerz eintauscht und damit die so falsche wie überlebensfähige Illusion verletzt, Künstler hätten kein Interesse an Geld und weltlichem Ruhm. Im Jahr 1986 erschien das Album *Rio I*, mit dem sozusagen titelgebenden Song „König von Deutschland“, dem Adorno in Pop verwandelnden „Alles Lüge“ oder dem unwiderstehlichen Liebeslied „Junimond“ – eingespielt mit namhaften Studiomusikern wie Curt Cress, Peter Weihe und Ken Taylor, kristallklar produziert, und beim Majorlabel CBS herausgebracht. Viel ‚falscher‘ ging es aus Sicht der Subkultur nicht. Reiser selbst reagierte schulterzuckend auf den Vorwurf des kommerziellen Ausverkaufs, es gebe Schlimmeres, als eine Kunsthure zu sein. Und abgesehen von dieser lässigen Reaktion: Wer nicht hören konnte, dass Rio Reiser schon von Beginn an einfach Rockmusik machen wollte, im Geiste von Beatles und Rolling Stones, catchy und gar nicht nur politisch, dem ist mit den Mitteln der Popmusik wohl nicht zu helfen. Der Weg vom Scherben-Klassiker „Halt dich an deiner Liebe fest“ bis zu „Junimond“ ist nicht weit.

Vielmehr: moderner Volkssänger

Spätestens mit diesen Songs wurde Rio Reiser zu einer Art modernem Volkssänger, aber mehr noch als Inhalt und Melodie der Songs ist es wohl seine Stimme, die ihnen Bedeutung verleiht. Gerade die Stimme ist es ja, die Individuelles in den reichlich technischen Medienverbund Pop bringt, gerade weil sie nicht perfekt ist und durch das Mikrofon alle kleinen

Fehler und Abweichungen vom ‚richtigen‘ Ton hörbar werden, ihre Verschleifungen, Rauheiten, intonatorischen Unsicherheiten, die in der Kunstmusik ein Problem wären, im Pop aber das Besondere ausmachen; der Poptheoretiker Diedrich Diederichsen bezeichnet die Stimme deswegen übrigens mit Roland Barthes als das *punctum* der Popmusik, dasjenige mithin, das unsere Aufmerksamkeit fesselt. Man wird von der Sogkraft dieser Stimme auf den Alben angezogen, aber live muss ihre Wirkung noch einmal kategorial stärker gewesen sein, wie Zeitzeugen beglaubigen können. So hat sich Blixa Bargeld von den Einstürzenden Neubauten in einem Nachruf erinnert: „Mitte der siebziger Jahre sah und hörte ich zum ersten Mal Ton Steine Scherben auf der Bühne: Ich habe noch nie jemanden in Deutschland singen gehört und gesehen, der wie Rio in der Lage war, innerhalb von Sekunden eine intime Beziehung, geradezu eine Liebesbeziehung, mit jedem einzelnen seiner Zuhörer aufzubauen.“

König wollte er am Ende nicht mehr sein. Im Song „Hoffnung“ von dem wenige Monate vor seinem Tod erschienenen Album

Himmel und Hölle distanziert er sich ausdrücklich von seinem zugleich erfolgreichsten und umstrittensten Lied: „Nehmt mir die Krone ab, die mich erdrückt, / nehmt mir die Krone weg, nehmt sie zurück. / Ich weiß, irgendwo ist da ein Licht, / doch ich kann euch nicht führen, / denn ich weiß den Weg nicht.“

Sein biographischer Weg war damit tatsächlich schon zu Ende, unbegreiflich früh, mit gerade einmal 46 Jahren, als offizielle Todesursache wurden Krampfadern der Speiseröhre angegeben, aber Alkohol wird auch eine Rolle gespielt haben. Und vielleicht war seine Art zu sein einfach zu kräftezehrend für ein längeres Leben. Aber das ist letztlich nur die Biologie, wenn man so will. Denn selten hat die Rede davon, dass die Legende das Leben überdauert, mehr als in diesem Fall gegolten.

Christoph Jürgensen

Dr. Christoph Jürgensen ist Professor für Neuere Deutsche Literatur und Literaturvermittlung an der Universität Bamberg. Einer seiner Forschungsschwerpunkte liegt im Bereich der Lyrik – und die Poetik des Pop bezieht er dabei durchaus ein.



Bildquelle: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Wandmalerei_Tempelhofer_Ufer_32_\(Kreuz\)_Rio_Reiser.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Wandmalerei_Tempelhofer_Ufer_32_(Kreuz)_Rio_Reiser.jpg)

Lesefutter für das Wirtschaftswunder

Exakt zur Jahrhundertmitte revolutionierte Ernst Rowohlt den deutschen Buchmarkt – unter dem Motto „möglichst viele Buchstaben auf möglichst wenig Platz“ trugen seine *rororo*-Taschenbücher nach der NS-Gleichschaltung zum geistigen Wiederaufbau bei.

Billige Bücher gab es in Deutschland freilich schon viel länger: Mit der Gemeinfreiheit von Werken, deren Autorinnen und Autoren länger als 30 Jahre verstorben waren, hatte sich schon 1867 im Vorläufer des Deutschen Reiches die billige Klassiker-Serie des Leipziger Verlags von Philipp Reclam jun. gegründet. Als erste beide Bände lieferte er in seiner „Universal-Bibliothek“ die beiden Teile *Faust I* und *Faust II* von Goethe in einer unschlagbar günstigen Ausgabe aus. Ganze Schülergenerationen sind mit den kleinformatigen, später im unverwechselbaren, leuchtend gelben Umschlag gebundenen Reclam-Heftchen groß geworden. Die Reihe mit ihren bis heute 4.000 Titeln verkörpert den Inbegriff einer demokratischen Lesekultur, die die Verbreitung des geschriebenen Wortes weitgehend unabhängig von den finanziellen Möglichkeiten der Leserinnen und Leser machen sollte. In der Weimarer Republik traten später Groschenhefte mit Abenteuergeschichten und Kriminalromanen hinzu – aber mit dem verlorenen Krieg lagen die Produktionsstätten ebenso darnieder wie der Rohstoff Papier als Mangelware galt.

Ein erster Geniestreich gelang Rowohlt freilich bereits 1946 mit seinen „Rowohlt-Rotations-Romanen“ (RORORO). Dank seiner Lizzenzen in allen vier Besatzungszonen hatte er sich Großkontingente an einfachem Zeitungspapier verschafft, das er mit jener Literatur bedruckte, die den Deutschen unter der NS-Herrschaft vorenthalten geblieben war: Romane etwa von Ernest Hemingway und John Steinbeck, Andre Gide und Erich Kästner, Kurt Tucholsky und Anna Seghers. „In drei Tagen wird ein Roman von 400 Seiten auf der Zeitungsröntgenpresse gedruckt und geheftet, auf 48 Zeitungsseiten ist der ganze Roman untergebracht und kostet 50 Pfennige“, beschrieb ein Programmleiter später jene Pioniertat, die die literarische Neuorientierung der auch geistig ausgehungerten Deutschen maßgeblich beförderte.

„Verbrauchsbuch“ für alle statt „Mumifizierung“

Manche Hefte waren binnen Stunden ausverkauft, in einer einzigen Auflage von 100.000 Exemplaren ohne Nachdruck. Der Verlag war dabei auf den Widerstand der Literaturästheten gefasst, wie die Verlagsmitteilung in einer der frühen Ausgaben belegt: „RORORO bricht mit einer Tradition: Der deutschen Neigung zur „Mumifizierung“ der Bücher und zur Einrichtung von „Bibliotheken“ im kleinsten Hause. Dem „mumifizierten“ Buch wird in RORORO das „Verbrauchsbuch“ gegenübergestellt [...] RORORO macht aus der Not eine Tugend. [...] Es ist im Augenblick nicht wichtig, Bücher für den Schrank herzustellen, sondern Bücher an den Leser zu bringen.“

Die Botschaft erreichte die Leserschaft, wie es in einer von eintausend Leserzuschriften hieß, die der Verlag 1948 auswertete: „Gute Lektüre darf nicht Reservat der besitzenderen Kreise sein“, heißt es da. „Die breite Masse der Minderbemittelten soll sich ohne nennenswerte Opfer von kärglichem Lohn ordentlichen Lesestoff kaufen können.“

Solchermaßen bestärkt übernahm der Verlag das Kürzel – nun als *rororo* kleingeschrieben – 1950 für seine erste deutsche Taschenbuchreihe nach amerikanischem Vorbild. Die konsequente Vermarktung von Gegenwartsliteratur in einer durchnummerierten Reihe mit Editionsplan, günstig hergestellt im handlichen Taschenformat, eng bedruckt auf billigem Papier und in einem farbigen Kartonumschlag feilgeboten hatte sich der Verlegersohn Heinrich Maria Ledig-Rowohlt 1949 auf einer Reise durch die USA abgeschaut. Zum Markenzeichen der *rororo* wurde einerseits der bunte Leinenfalte, der die Deckel der geleimten Bücher zusammenhielt und ihnen ein wenig von der Anmutung eines wertigen Halbleinenbandes verlieh. Zum anderen verzichtete Ledig-Rowohlt auf die üblichen Klappentexte und Inhaltsangaben; stattdessen zierte eine umlaufende, meist auffallend grell-bunte Illustration die Umschläge. In den Anfangsjahren zeichnete das Hamburger Grafikerehepaar Karl Gröning jr. und Gisela Pferdmenges die auffälligen Motive.

Diese aggressive Kundenansprache korrespondierte mit innovativen Marketingmaßnahmen wie etwa der *rororo*-Flaschenpost oder einer Kleinauflage, in der das Wort „König“ durch „*rororo*“ ersetzt wurde – glückliche Finder erhielten ein lebenslanges Abonnement der Reihe als „literarische Lebensrente“ geschenkt. Mit den im Frühjahr 1951 erstmals ausgeschriebenen Schaufenster-Wettbewerben erhielten die Buchhändler außerdem einen Anreiz, die Taschenbücher publikumswirksam in Szene zu setzen. Deswegen verwundert es nicht, dass der Begriff „*rororo*“ schnell zum Synonym für die ganze Produktgruppe Taschenbuch wurde, ähnlich wie der „Tesa-Film“ in der jungen Bundesrepublik für transparente Klebestreifen oder „Tempo“ für Papiertaschentücher stand.

Kommerz statt Kulturförderung?

Kritiker hielten dem Taschenbuch allerdings nicht nur seine im Vergleich zu „richtigen“ Büchern minderwertige Herstellung entgegen. Man mokierte sich, dass es sich um eine rein wirtschaftlich motivierte Unternehmung handelte, die auf die Zweitverwertung bestehender Lizzenzen (bevorzugt aus dem eigenen Haus) abzielte, und junge, innovative Autorinnen und Autoren angesichts der beträchtlichen Mindestauflagen (bei *rororo* anfangs 50.000 Exemplare, mit einer minimalen

Gewinnmarge von dreieinhalb Pfennigen pro verkauftem Buch) kaum zum Zuge kommen würden. Und nach wie vor scheiden sich die Geister an der Tatsache, dass Ledig-Rowohlt eine (inhaltlich auf den Stoff abgestimmte) Werbeseite mitten in seinen Romanen an Zigarettenfabriken und Kosmetikhersteller verkaufte.

Die Idee der Taschenbuchreihe setzte sich jedoch schnell durch, und so begannen auch andere Verlage, ihre Titel nach einer gewissen Zeit zusätzlich in einer günstigeren Variante anzubieten. Die „Fischer Bücherei“ der Frankfurter Verlags von S. Fischer war der erste Großverlag, der nachzog – und seine Reihe, der besseren Unterscheidbarkeit willen, mit cellophanierten Umschlägen versah, die den Titeln einen besonderen Glanz im Bücherregal verschafften. Aber nicht jede schnell aus dem Boden gestampfte Reihe war ein einträgliches Geschäft: „Bürgers Taschenbücher“ aus dem Darmstädter Verlag von Alfons Bürger etwa mussten nach drei Dutzend Titeln wieder eingestellt werden und gingen in der Reihe des Ullstein Verlags auf; allerdings nicht ohne 1953 mit ihrer Nr. 3 einen der bedeutendsten der frühen Taschenbuchtitel vorgelegt zu haben. Die verbilligte Volksausgabe von George Orwells Sozialutopie 1984 zierte dabei ein Umschlag, dessen Missverständnis des Stoffes kaum größer ausfallen könnte. Denn es räkelt

sich eine verführerische weibliche Schönheit, leicht bekleidet, unter einem gigantischen Augenpaar – der „Big Brother“ reduziert auf den Voyeurismus eines Wüstlings.

Der Erfolgsgeschichte des Taschenbuchs taten solche Entgleisungen allerdings keinen Abbruch. Spätestens 1961, mit der Gründung des Deutschen Taschenbuchverlags (dtv), zu dem sich eine größere Zahl renommierter Altverlage zusammengetan hatten, galt die günstige Lesealternative als salonfähig. Das Publikum hatte da ohnehin schon längst an den Kassen der Buchhandlungen abgestimmt und der Branche lukrative Zuwächse beschert. Allen Unkenrufen und sinkenden Lesezahlen zum Trotz hält sich das Taschenbuch als veritables Massenmedium bis heute. Wesentlich hierzu beigetragen hat nicht zuletzt die Diversifikation der Angebote; schon Rowohlt hatte seinerzeit schließlich separate Reihen etwa für historische Stoffe (*rororo klassiker*), für Biografien berühmter Persönlichkeiten (*rororo monographien*) oder anspruchsvolle Kriminalromane (*rororo thriller*) ausgegliedert. Auch der Verfall der Druckpreise im Print-on-demand-Verfahren ermöglicht es heute, Taschenbücher ohne das verlegerische Risiko einer hohen Auflage zu lancieren.

Patrick Rössler

Dr. Dr. Patrick Rössler ist Professor an der Universität Erfurt.



Vorderumschlag für *rororo*-Taschenbuch Nr. 22, 1951 (H. G. Wells, *Die Zeitmaschine*; Illustration: Karl Gröning jr. / Gisela Pferdmenges); Vorderumschlag zur ersten Taschenbuchausgabe von George Orwells 1984 (Bürgers Taschenbücher Nr. 3, 1953; Illustration: Kurt Hilscher); Vorderumschlag zum ersten RORORO-Zeitungsroman, 1946 (Ernest Hemingway, *In einem andern Land*; Illustration: Werner Rebuhn)

Attentat, Jazzsänger und Spinnenfrau

Welcher Film war gemäß der Oscarverleihung 1950 der beste? Wer war Al Jolson? Und was haben William Hurt, Chantal Akerman und John Candy gemeinsam? Einige Schlaglichter auf das „Filmjahr 1950“.

Ein populistischer Politiker, für den Projekte hauptsächlich einiges sind: Deals, die die eigene Kasse füllen sollen, ein Frauенheld, ein Großmaul. Kommt Ihnen bekannt vor? Nun, vielleicht hatte Karl Marx recht, der einst, im *Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte* (1852) geschrieben hatte, Geschichte ereignete sich immer zweimal – „das eine Mal als große Tragödie, das andre Mal als lumpige Farce“.

Die Tragödie ereignete sich vor 90 Jahren. Es ist die Geschichte des korrupten, autokratisch regierenden Gouverneurs von Louisiana Huey Long; er starb am 10. September 1935 an den Folgen eines Attentats. Long war Demokrat, brachte auch soziale Projekte voran. Das mit der Wiederholung seiner Geschichte, heute als „lumpige Farce“, wäre also wohl doch zu weit hergeholt – und es ist leider auch mehr denn nur eine Farce, was sich in den USA aktuell abspielt.

Mächtigern-Herrscher als Oscar-Abträumer

Vor allem aber berühren Wirken und Tod des Huey Long nur indirekt unser Jubiläum. Erwähnt wurden sie hier nur, weil sie den Plot bildeten für den Film, der 1950 bei den Oscars als Gewinner hervorging: *Der Mann, der herrschen wollte*; sieben Mal war er nominiert, drei Goldstatuen bekam er, darunter den für den besten Film. Er ging an den Produzenten Robert Rossen, der auch Regisseur und Drehbuchautor des Politdramas war. An den Kinokassen floppte der Film allerdings – und Rossen selbst erlebte im Jahr nach dem Oscar sein persönliches Politdrama: Vor dem Kongress-„Ausschuss für unamerikanische Umrüttungen“ der McCarthy-Ära als Kommunist gezogen, war seine Hollywood-Karriere für fast zehn Jahre unterbrochen – bis er 1961 für das Poolbillard-Drama *Haie der Großstadt* erneut für einen Oscar nominiert wurde.

Belgische Meisterregisseurin für kleine Publikum

Tragödien ganz anderer Art, gleichsam Alltagstraumata, verfilmt die belgische Regisseurin **Chantal Akerman**, geboren am 6. Juni 1950 in Brüssel. Meist sind es stille Frauenporträts, die sie nicht als Melodramen à la Hollywood inszenierte, sondern als die Zuschauenden fordernde Experimentalfilme – so *Jeanne Dielmann* (1975) über drei Tage im Leben einer verwitweten Hausfrau und Gelegenheitsprostituierten, der Filmkritiker*innen als einer der besten Filme aller Zeiten gilt. In der biographischen Erzählung *Eine Familie in Brüssel*, auf Deutsch erst 2025 – zehn Jahre nach Akermans Tod – erschienen, befasst sie sich, auch hier (sprachlich-)experimentell, mit der Geschichte ihrer Familie: die Eltern waren Überlebende der Shoah.

Tragische und komische Helden

Im gleichen Jahr geboren wie die Chantal Akerman wurden, zurück nach Amerika, die Schauspieler **William Hurt** (am 20. März) und **John Candy** (am 31. Oktober 1950). Höchst gegensätzlich waren ihre Rollen: Hurt wurde für seine Rolle als homosexueller Insasse einer brasilianischen Gefängniszelle in *Der Kuss der Spinnenfrau* 1986 mit dem Oscar als bester Hauptdarsteller prämiert und war in den beiden Folgejahren sowie noch einmal 2006 jeweils wieder nominiert.

Sein Wirken in mehr als hundert Filmen umfasst weitere Meisterwerke wie *Nachrichtenfieber*, *Die Reisen des Mr. Leary* und *Smoke*. Zuletzt war er auch (als US-Außenminister) in den Superhelden-Blockbustern der *Avengers*-Reihe zu sehen.

Der Kanadier John Candy hingegen war spezialisiert auf komische Rollen, oft als übergewichtiger, ungeschickter Sidekick. So in Steven Spielbergs völlig überdrehter Kriegsausbruchs-Satire *1941 – Wo bitte geht's nach Hollywood*, so in den *Blues Brothers*, so in *Mel Brooks' Spaceballs*, in *Kevin – Allein zu Haus* oder



Chantal Akerman. Foto: Gorup de Besanez / Wikimedia Commons

als Bob-Trainer in *Cool Runnings*. Beide Schauspieler wurden nicht alt: William Hurt starb 2022, John Candy bereits 1994.

Erster Hauptdarsteller-Oscar ...

Apropos Verstorbene: Kommen wir noch kurz auf drei in unserem Jubiläumsjahr für immer von der Filmbühne Gegangene, die alle lange Würdigungen verdienen würden:

Am 2. Februar 1950 starb **Emil Jannings**. Er, 1884 in Rorschach am Bodensee geboren, sah sich eigentlich als Theaterschauspieler – und wurde in Deutschland einer der ersten und größten Stummfilmstars der UFA. 1927 ging er, für gut zwei Jahre nur, nach Hollywood und erhielt bei der ersten Oscarprämierung überhaupt, 1929 war das, den Preis als bester Schauspieler.

Ein Weltstar war er also nun, doch er ging zurück nach Berlin, wirkte unter anderem in *Der blaue Engel* mit und schließlich, als einer von Goebbels' Lieblingsschauspielern, in Filmen – auch üblen Propagandastreifen – der NS-Zeit.

... und erster Tonfilm-Star

Vom ersten Oscar-Preisträger zum ersten Tonfilm und dessen Hauptdarsteller: **Al Jolson**, gestorben am 23. Oktober 1950 im Alter von 64 Jahren. *The Jazz Singer* ist dieser erste abendfüllende Tonfilm aus dem Jahr 1927, in dem allerdings nur einige Lieder und zwei kurze Textpassagen zu hören waren. Eine

filmische Sensation, ein Durchbruch war er gleichwohl damit. Und für Jolson der eigentlich Sänger, nicht Schauspieler war, bedeutete es einen Karriere-Booster – als Radiostar.

Frau Fleck und die Schwarzwaldmädel

Gab es eigentlich Regisseurinnen in den Anfangsjahren des Kinos? Sehr wenige. Eine von ihnen war **Luise Fleck**. Die 1873 Geborene gründete 1910 zusammen mit ihrem Ehemann Anton Kolm und Jakob Fleck (den sie 1924, nachdem Kolm gestorben war, heiratete) in Wien ein Filmproduktionsgesellschaft und drehte selbst. In den 1920er Jahren übersiedelte das Ehepaar Fleck, das meist gemeinsam Regie führte, nach Berlin. Beim Machtantritt der NSDAP gingen sie zurück nach Wien und mussten schließlich nach Österreichs „Anschluss“ nach Shanghai emigrieren. Luise Fleck, die, wieder zurück in Wien, am 15. März 1950 starb, hatte fast 20 Drehbücher geschrieben, über 50 Filme inszeniert und weit über 120 produziert.

Noch was Antiquiert-Fröhliches zum Abschluss: Der in den Kinos von Kiel bis Konstanz erfolgreichste Film des Jahres 1950 war **Schwarzwaldmädel** mit Sonja Ziemann und Rudolf Prack in Hauptrollen. Es war der erste westdeutsche Farbfilm nach dem Weltkrieg – und mit ihm begann die Erfolgsära des Heimatfilms. Schöne Landschaft, bunte Trachten, etwas Herzschmerz, heitere Melodien – eine heile Kinowelt, auferstanden aus Ruinen.

Markus Behmer

„Also genieße genieße! Erlebe!“

... gibt Max Beckmann dem Betrachter und der Betrachterin seiner Werke mit:
„Nimm Anteil, korrespondiere mit dem Bild entsprechend deiner Entwicklungsgeschichte!“
Zu bewundern sind sie heute, 75 Jahre nach seinem Tod.

Obwohl er es verabscheute, wenn man sich seinem Werk intellektuell näherte, und er selber sie nie gedeutet hat, kommt man nicht umhin, in vielen seiner Werke Figuren der Mythologie, griechischer Sagen und weitere Ansatzpunkte für eine Interpretation zu finden.

Am 27. Dezember 1950 starb Max Beckmann in New York nur einen Tag, nachdem er „Die Argonauten“, sein letztes Triptychon, für vollendet erklärt hatte. Hier wählte er ein Motiv aus der griechischen Sagenwelt, welches entgegen seinen persönlichen Aussagen, schon einen gewissen Grad an Wissen erfordert, um es inhaltlich verstehen zu können. Dabei schrieb er, man möge es „dem Besucher überlassen, ein Bild schön, schlecht oder langweilig zu finden. Nicht mit den Ohren sollt ihr sehen, sondern mit den Augen“.

Er entwickelte seine eigene Bildsprache, die als gegenständliche Abstraktion beschrieben wird. Seine Form der Abstraktion war für ihn nur möglich in Verbindung mit einem Bild der Wirklichkeit, anders als die Entwicklung der abstrakten

Malerei. Gelernt hat er von 1900 bis 1903 an der Kunsthochschule in Weimar und wurde dort vor allem von dem norwegischen Landschaftsmaler Carl Frithjof Smith geprägt, den er als seinen besten Lehrer bezeichnete. In Leipzig lernte er Minna Tube kennen, eine der ersten Kunstdoktorinnen an deutschen Hochschulen überhaupt, die später seine erste Frau wurde. An die Lehrjahre schloss sich ein kurzes Wanderjahr an, dass ihn nach Paris, Amsterdam und in die Berge der Schweiz führte. Dies alles beeindruckte und prägte ihn wenig. Über Paris schrieb er in seinem Tagebuch: „Aus meinem ersten Aufenthalt in Paris 1903, wo ich für mich gearbeitet habe, stammte nur ein sehr starker Widerwillen gegen die Hochfluth von Impressionistennachahmungen, die dort herrschte.“

Der einzige französische Maler dieser Zeit, den er erwähnt und der Einfluss auf sein Werk hatte, war Cézanne, den er „als einen mir verwandtesten Künstler“ bezeichnet. Der Abschluss der Reisezeit war an der See, die sich immer wieder in seinem Werk zeigt, so in den berühmten Triptychen „Abfahrt“ und

„Die Argonauten“, aber auch in dem bekannten Werk „Junge Männer am Meer“.

Sehr belesen, von Märchen fasziniert

Beckmann hat in jungen Jahren große Werke der Weltliteratur gelesen: Sophokles, Ovid, Mark Aurel, den Koran, Ossian, Spinoza, Goethe, Kant, Hegel, Schopenhauer, Prévot und auch Gottfried Keller. Besonders interessierte er sich aber für Märchen, zum Beispiel von Hans Christian Andersen. Als prägend gilt seine Liebe zu Jean Paul und Heinrich Heine.

1904 ließ sich Beckmann in Berlin nieder. Die Zeit in der deutschen Metropole wird als die prägendste für sein Werk bezeichnet. Hier etablierte er auch die christliche Ikonographie in seinem Werk, zudem begann etwa 1906 die Phase seines wirtschaftlichen Erfolges. Er verdiente bis zu 1.000 Mark für Porträts.

Sein künstlerisches Ringen galt dem Erhalt der traditionellen Gattungen, die er durch moderne Techniken tauglich für seine Zeit machen wollte. So erklärt sich, dass er der gegenständlichen Malerei und Symbolik treu geblieben ist und dennoch einen ganz eignen, neuen Malstil entwickelte.

1915 richtete er ein Atelier in Frankfurt ein und wurde zu einem äußerst prominenten Künstler. Zudem ermöglichen viele bedeutende Museumskäufe ihm ein weiteres Atelier in Paris. Von 1925 bis 1933 lehrte er an der Städelschen Kunsterwerbeschule in Frankfurt und im Jahr 1932 wurde in der Nationalgalerie in Berlin ein Beckmann-Raum eingerichtet.

Seine Kunst wurde von den Nationalsozialisten als „entartet“ eingestuft, weshalb er nicht weiter lehren durfte. 1937 emigrierte er nach Amsterdam und 1947 ging er nach New York. Bis weit in die Kriegsjahre hinein konnten Galeristen seine Werke noch nach Deutschland schmuggeln und verkaufen. Sein Erfolg setzte sich auch in Amerika fort.

Heute erzielen seine Werke, wenn sie denn in Auktionen kommen, Erlöse im teils zweistelligen Millionenbereich. Sein Werk, seine künstlerische Bedeutung und Universalität wird als Picasso ebenbürtig gefeiert – so 2024 in einer Ausstellung über die beiden „Schlüsselfiguren der Moderne“ im Sprengel Museum Hannover.

Melanie Hellwig

Dr. Melanie Hellwig ist Studiengangsmanagerin im Bereich Journalismus an der Jade Hochschule in Wilhelmshaven.

Rosi, Rosi, noch einmal...

„... es war so wunderschön!“ singen die Fans im Ziel nach Rosi Mittermaiers erster Goldmedaille in der Abfahrt bei den Olympischen Winterspielen in Innsbruck 1976. Eine weitere im Slalom sowie eine silberne im Riesenslalom und der Sieg im Gesamtweltcup folgen.

Alle Medaillen gelten auch als WM-Auszeichnungen, da diese damals noch in die Olympiade integriert ist. Hiermit ist Mittermaier die bis dahin erfolgreichste Skirennläuferin der Sportgeschichte und die erste Wintersportlerin überhaupt, die in verschiedenen Disziplinen bei denselben olympischen Spielen Medaillen erringen konnte. „Rosie Games“ bezeichnen einige englischsprachige Pressemedien deshalb die Winterspiele.

Ihr Erfolg bringt ihr den Spitznamen „Gold-Rosi“ ein und versetzt eine ganze Nation in einen Freudentaumel, der in dem Ausmaß bisher wenig bekannt war. Rosi Mittermaier wird gefeiert wie ein Pop-Star: Blumensträuße füllen Badewannen, der Postbote muss die überbordende Fanpost, darunter etliche Heiratsanträge und Geschäftsangebote, mit dem Bus anliefern, Massen an Fans trampeln die Wiesen auf der heimischen Winklmoosalp nieder und stehlen sogar die Wäsche von der Leine. Auf der ganzen Welt ziert Mittermaiers



Konterfei Kissen, Gläser, Uhren und sonstige Gegenstände. Die Sportlerin selbst scheint den Trubel um ihre Person nie so richtig nachvollziehen zu können – schließlich ist sie nach eigener Aussage „bloß Ski gefahren“. Ihre Bescheidenheit, Natürlichkeit und Bodenständigkeit nehmen die Menschen für

sie ein.

Wahrscheinlich macht ihre Lockerheit, Kameradschaftlichkeit und die Freude am Skifahren neben ihrer guten Technik einen großen Teil ihres sportlichen Erfolges aus.

Rosa? Alle nannten sie Rosi

Rosa Anna Katharina „Rosi“ Mittermaier-Neureuther kommt 1950 in München zur Welt und wächst mit ihren zwei Schwestern Heidi und Evi

auf der Winklmoos-Alm in den Chiemgauer Alpen auf. In eine skiverrückte Familie geboren – der Vater ist geprüfter Skilehrer und beide Schwestern ebenfalls international erfolgreiche Skifahrerinnen – beginnt sie schon früh mit dem weißen



Die Winklmoos-Alm in den Chiemgauer Alpen. Auch heute steht dort noch das Geburtshaus von Rosi Mittermaier, zu sehen in der Mitte, ganz oben am Waldrand.

Fotos: Tanja Roppelt

Sport und erzielt schnell nationale und internationale Erfolge. Die Eltern betreiben zunächst einen Gasthof und später ein Studentenheim.

Nach eigener Aussage prägt das Aufwachsen als „Wirtshauskind“ Rosi Mittermaier sehr und schult sie im Umgang mit verschiedenen Menschen. Familie ist ihr insgesamt sehr wichtig: 1980 heiratet sie unter den Augen von tausenden Schaulustigen den bekannten Skisportler Christian Neureuther, mit dem sie zwei Kinder hat: Amelie, Designerin, und Felix, ebenfalls erfolgreicher Skirennfahrer.

Früher Rücktritt auf dem Karrieregipfel

1976 beendet Rosi Mittermaier auf dem Höhepunkt ihres Erfolgs 25-jährig ihre aktive Laufbahn. Danach arbeitet sie für eine amerikanische Sportagentur als Werbeträgerin und baut sich eine Existenz abseits des aktiven Sports auf.

Ihre Bekanntheit, die ihr ganzes Leben nicht abreißt, nutzt sie jedoch auch, um zusammen mit ihrem Ehemann zahlreiche andere, ihr am Herzen liegende, Projekte voranzubringen. Zum Beispiel engagiert sie sich für die Deutsche Kinder-Rheuma-Stiftung und die Initiative gegen Knochenschwund.

Ihre sportlichen und sonstigen Auszeichnungen können gar nicht alle aufgelistet werden: sie reichen von der Aufnahme in die Hall of Fame des deutschen Sports und Sportlerin des Jahres 1976 bis hin zum bis zum Bayerischen Verdienstorden und zum Deutschen Verdienstorden am Bande.

Medienwirksam setzt sie sich für den Breitensport ein, zum Beispiel in der Sendung *Tele-Ski* im Bayerischen Fernsehen. Später wendet sie sich auch dem Nordic Walking als Sport für jedermann zu.

Zusammen mit Christian Neureuther tritt sie in der Show *Dalli Dalli* auf, sie ist Co-Kommentatorin der Olympischen Skirennen 1992 und 1994 bei Eurosport und nationale Botschafterin für Sport, Toleranz und Fair Play (1997). 1982 wird der Rosi-Mittermaier-Tunnel in den Ötztaler Alpen für den Verkehr freigegeben.

Etliche Bücher, Publikationen und Dokumentationen erscheinen über sie, nicht wenige davon ohne ihr Wissen und, wie sie einmal erklärt, entsprechend inhaltlich unzureichend. Sie selbst veröffentlicht neben zahlreichen Sach- und Sportbüchern 2011 ihre Biografie *Fröhlich bin ich sowieso*.

Rosi Mittermaier stirbt im Januar 2023 nach schwerer Krankheit in Garmisch-Partenkirchen. Ihr Tod erzeugt weltweit Schlagzeilen. Nachrufe, unter anderem in der *New York Times*, würdigen ihr Charisma und ihre zahlreichen Verdienste, die auch nach ihrem Tod noch Strahlkraft besitzen.

Tanja Roppelt

Dr. Tanja Roppelt leitet das Museum Geburtshaus Levi Strauss im oberfränkischen Buttenheim. 2025 ist das von ihr und Michaela Breil herausgegebene Buch *Let's Talk about Jeans* erschienen. Ob Rosi Mittermaier auch Jeans trug? Bestimmt.

Sozialist, Kritiker und Literat

Am 21. Januar 2025 jährt sich der Todestag des englischen Schriftstellers Eric Arthur Blair – besser bekannt als George Orwell – zum 75. Mal. Er wurde nur 46 Jahre alt, doch seine hochpolitischen Werke prägen noch heute die internationale Literaturlandschaft.

George Orwell gehört sicherlich zu den bekanntesten und auch bedeutendsten englischen Schriftstellern des 20. Jahrhunderts – die britische Zeitung *The Times* kürte ihn 2008 sogar zum zweitbesten britischen Schriftsteller aller Zeiten. Speziell wegen seines dystopischen Romans *1984* (1949; siehe auch ANNO 23, S. 79) ging „orwellianisch“, ein Begriff mit dem eine bestimmte Form dystopischer und antidemokratischer Gesellschaften und/oder deren literarische oder filmische Darstellung bezeichnet wird, in den globalen Wortschatz über. Dieser Roman über einen Mann, gefangen in einem totalitären Überwachungsstaat, der sich nach Zuneigung und Freiheit sehnt, prägte Neologismen wie „Neusprech“ („newspeak“), „Gedankenverbrechen“ („thoughtcrime“) und natürlich den berühmten „Großen Bruder“ („Big Brother“), der über nicht abschaltbare „Teleschirme“ („telescreens“) allzeit Einblick in jedes Detail des normalen Lebens der Bevölkerung nehmen kann – ein erschreckendes Szenario, das aktuell wieder Hochkonjunktur hat. Es wäre jedoch viel zu einfach, das komplexe Leben und Werk Orwells auf diesen einen, wenn auch politisch hochinteressanten, Roman zu reduzieren.

Als Kind der oberen Mittelschicht wurde Orwell als Eric Arthur Blair 1903 in Britisch-Indien als Sohn eines Kolonialbeamten geboren, zog aber schon ein Jahr später mit seiner Mutter nach Großbritannien um und besuchte dort eine Reihe von Privatschulen. Schon im Schulalter, so Orwell in seinem Aufsatz „Why I Write“ („Warum ich schreibe“, 1946), wusste er, dass er Schriftsteller werden würde, und schrieb Gedichte und Aufsätze. Zu arm, um ein Studium aufnehmen zu können, trat Orwell nach der Schule auf Drängen seiner Eltern der kolonialen indischen Polizei bei und diente von 1924 bis 1927 in Burma. Dann zog er nach London und kurz darauf Paris, um nun endlich hauptberuflich Schriftsteller zu werden.

„Down and out“ – und ungemein produktiv

Seine Großstadterfahrungen kulmisierten 1933 in seiner ersten Veröffentlichung als „George Orwell“, dem (non-fiktionalen) Langtext *Down and Out in Paris and London* (*Erledigt in Paris und London*), der sich – wie alle Werke Orwells sozialkritisch – mit der Armut der unteren Schichten in beiden Städten befasste. Ein Jahr später brachte er seinen ersten Roman, *Burmese Days* (*Tage in Burma*), heraus, der seine Erfahrungen in der kolonialen Polizei verarbeitet. Es folgten fünf weitere sozialkritische Romane (darunter die bekanntesten Texte *Animal Farm* [*Die Farm der Tiere*, 1945] und *1984*) und zwei nicht-fiktionale aber ebenso sozialkritische Langtexte nebst einer überwältigenden Menge an journalistischen Texten, Kolumnenbeiträgen, Essays und



George Orwell 1943

Foto: Branch of the National Union of Journalists (BNU))

Denkschriften – im Ganzen 556 Texte –, die Orwell als überzeugter demokratischer Sozialist sowohl aus finanziellen als auch als Überzeugungsgründen schrieb. Trotzdem reichten seine begrenzten Finanzen zu dieser Zeit oft nicht aus und Orwell arbeitete in den 1930er Jahren immer wieder als (Privat-)Lehrer. Trotzdem erwiesen sich die 1930er Jahre für ihn literarisch als sehr erfolgreich.

1936 schloss sich Orwell dem Spanischen Bürgerkrieg auf republikanischer Seite an, wurde im Krieg verwundet und zog sich vermutlich im Hospital Tuberkulose zu, bevor er mit stark beschädigter Gesundheit 1937 nach England zurückkehrte. Im Zweiten Weltkrieg wurde er daher für dienststuntauglich erklärt und konnte erst ab 1941 kriegsrelevante Arbeit beim Rundfunk verrichten.

Noch vor Kriegsende erfuhr Orwell durch den Tod seiner Frau Eileen einen harten Tiefschlag, der in ihm eine wahre Arbeitswut auslöste. Orwells literarischer Output in den späten 1940er Jahren täuscht jedoch über seinen desaströsen Gesundheitszustand hinweg. Zu diesem Zeitpunkt litt er bereits an vermehrten Komplikationen seiner Tuberkulose, an der er 1950 schließlich starb.

Kerstin-Anja Münsterlein

Dr. Kerstin-Anja Münsterlein ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Englische Literaturwissenschaft der Universität Bamberg und Mitherausgeberin der Zeitschrift *Crime Fiction Studies*.

Medienzirkus

Fährt ein Elefant mit der Schwebebahn. Was wie ein Kinderbuch klingt, ist auch eines. Doch die Geschichte basiert auf einer wahren Begebenheit, die sich vor 75 Jahren in Wuppertal zugetragen hat.

Franz Althoff will Aufmerksamkeit. Denn die belebt das Geschäft. Und Althoff ist stolzer Besitzer eines Traditionsbetriebs: Er ist Zirkusdirektor – so wie es vor ihm schon sein Vater war. Und so ein Zirkus, der braucht Publikum. Da muss man schon ordentlich die Werbetrommel röhren, wenn man durch die Lande tourt. Dabei hilft seit Neuestem Tuffi. Die ist zwar erst vier, aber schon ein echter Star in der Manege. Und auch abseits davon, denn wo der Zirkus auch gerade Halt macht: Tuffi ist dabei. Und sie zeigt sich nicht nur von ihrer besten Seite. Denn das Mädchen ist ein Enfant, ... pardon – ein Elefant terrible. So trinkt das indische Elefantenkalb aus einem Weihwasserbrunnen in Altötting und pinkelt dem Oberbürgermeister von Oberhausen bei einem Empfang auf den Perserteppich. Skandalwerbung Anfang der 1950er Jahre – einer Zeit, in der ein Zirkusbesuch noch abendfüllende Unterhaltung verspricht und durchaus Stadtgespräch sein kann. Wo Tuffi hinkommt, sind alle Blicke auf ihr. So auch am 21. Juli 1950, als der Zirkus Franz Althoff in Wuppertal gastiert. Tuffi soll öffentlichkeitswirksam mit dem Wahrzeichen der Stadt fahren: der Schwebebahn. Dafür hat Franz Althoff sogar fünf Fahrkarten gezogen – eine für sich, vier für Tuffi, die brav an Bord trottet. Es ist nicht ihre erste Ausflugsfahrt, andernorts hat sie schon Straßenbahnen durch ihre Anwesenheit beeindruckt. Doch schnell wird es voll im Abteil. Zahlreiche Pressevertreter scharen sich um die lebendige Attraktion. Keiner fragt, ob der öffentliche Nahverkehr wirklich das natürliche Habitat für ein Tropentier ist. Lieber hält man beherzt mit der Kamera drauf, murmt „So, so“ und wittert die Sensation.

Die Bahn schwebt los. Die Kameras klicken. Unklar, ob es das Gedränge oder die Geräuschkulisse ist, aber der kleine Elefant fühlt sich sichtlich unwohl. Als die Bahn eine Kurve nimmt und es dabei laut quietscht, reicht es Tuffi: Der Elefant steigt auf eine Sitzbank, die unter ihrer Last von mehreren hundert Kilo zusammenbricht. Gedränge. Panik. Der Schaffner ruft „Ruhe bewahren, Ruhe bewahren!“ Doch Tuffi will nur noch raus. Zur Not mit dem Kopf durch die Wand. Sie nimmt Anlauf und reißt beim zweiten Versuch die Seitenwand des Waggons ein. Dann springt sie. Es ist dieser Sprung, der sie weltberühmt machen wird. Ein Sprung in die Wupper, die unter der Bahn fließt. Glücklicherweise geht Tuffi nicht sprichwörtlich über eben jene, sondern überlebt den Sturz aus rund zehn Metern ins seichte Wasser mit nur leichten Blessuren. Die Geschichte vom Elefanten, der aus der Schwebebahn sprang, geht dennoch um die Welt. Es schreiben Zeitungen in Österreich, den USA und England über die „tough“ Tuffi. Doch der Werbeeffekt ist nicht

Tuffis Sprung als Cover eines Bilderbuchs von Manuela Sanne und Ariane Rudolph.

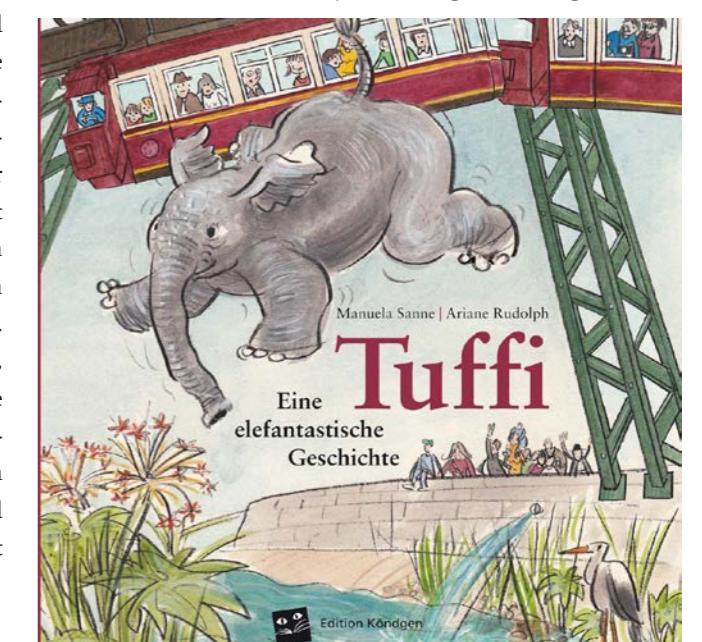
so international, wie es sich der Zirkusdirektor wohl gewünscht hätte: Die Geschichte ist es den Blättern wert, gedruckt zu werden – den Namen des Zirkus sparen sich die Weltmedien aber. Es muss sich doch aber aus einem fliegenden Elefanten irgendwie Profit schlagen lassen? Da ist leider schon das erste Problem: Obwohl sämtliche Reporter weit und breit direkt live vor Ort waren, drückte vor lauter Trubel im entscheidenden Moment keiner ab. Kein Problem: Kurzerhand wird eine Fotomontage erstellt, die Tuffi im vollen Sprung zeigt und bald als Postkarte kursiert. Als Werbung. Weniger für den Zirkus Franz Althoff und mehr für die Stadt Wuppertal.

Tuffi – das wird Kult. Ende der 1950er springen die Milch-Werke Köln-Wuppertal auf den Werbezug auf: TUFFI prangt es nun in großen roten Leuchtbuchstaben auf Molkereiprodukten im Kühlregal. Es folgt 1970 ein Kinderbuch über Tuffi und ihr Sprungmanöver. Die Wuppertaler Verkehrsbetriebe ernennen Tuffi schließlich zum Maskottchen für den Schienenersatzverkehr. Dort, wo Tuffi einst landete, wird 2020 eine steinerne Elefantenstatue in der Wupper platziert.

Und Tuffi selbst? Die starb 1989 in einem Zirkus in Paris, nachdem sich der Zirkus Franz Althoff Ende der 1960er aufgelöst hatte. Heute sind andere Zirkustiere internationale Meldungen wert. Der deutsche Zirkus Roncalli geht seit 2019 neue Wege. Statt echter Elefanten stehen hier Hologramme in der Manege, die Kunststücke zeigen.

Katharina Marie Möbius

Die Politologin und Journalistin Katharina Marie Möbius, Tochter von Markus Behmer, ist Mitarbeiterin des Herder-Instituts für historische Ostmitteleuropaforschung in Marburg.





Stalin, Hindenburg, Hitler ... und die Mode

Die Welt von 1925 dürfte jungen Menschen von heute überwiegend fremdartig vorkommen. Vielleicht fällt der Zugang noch am leichtesten, wenn wir ihn über Persönlichkeiten der damaligen Zeit versuchen.

Lassen wir die Spitzen der heutigen Weltmächte Revue passieren, dann wird allenfalls noch der Name Stalin in aller Munde sein, der nach Lenins Tod im Vorjahr seine Gewaltherrschaft über die Sowjetunion festigt; die Sowjetunion freilich gibt es seit geraumer Zeit nicht mehr. Stalin ist 1953 gestorben, und ab 1956 suchte man sich in einem „Entstalinisierung“ genannten Prozess seines blutigen Erbes zu entledigen. Desto gespenstischer mag anmuten, dass im Nachfolgestaat Russland heute diesem Verbrecher wieder gehuldigt wird.

Blicken wir nach China, so muss man im Geschichtsunterricht schon besonders gut aufgepasst haben, um parat zu haben, dass 1925 Chiang Kai-shek das Erbe Sun Yat-sens angetreten hat, der 1912 aus dem uralten Kaiserreich eine Republik gemacht hatte. Dass er den Kampf gegen den äußeren Feind, Japan, und den inneren Feind, die Kommunisten unter Mao

Tse-tung, verlor und sich mit seinen Getreuen 1949 nach Taiwan absetzen musste, ist da vielleicht präsenter.

Und wer wird aus dem Stegref den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika benennen können, der 1925 seine erste volle Wahlperiode antrat, nachdem er als Vizepräsident für den 1923 im Amt verstorbenen Warren G. Harding aufgerückt war. Calvin Coolidge? Die USA hatten sich schließlich nach ihrer Expedition im Weltkrieg über den Atlantik zurückgezogen, nachdem die Nachkriegsentwicklung in Europa ihren Vorstellungen zuwiderlief. Gleichwohl wird sein Vizepräsident, Charles G. Dawes, für Europa und besonders für Deutschland höchst bedeutsam werden.

In Europa ist nämlich das große Aufräumen nach dem Weltkrieg im Gange, und Dawes wird – zusammen mit dem britischen Außenminister Austen Chamberlain – für Verdienste

um die Nachkriegs-Friedensordnung den Friedensnobelpreis für 1925 erhalten; Dawes wird besonders für den nach ihm benannten Plan geehrt, der Deutschland durch amerikanische Anleihen die Zahlung seiner immensen Reparationslasten erleichtern soll, die dem Land im Versailler Vertrag auferlegt worden waren. Damit war übrigens auch der Weg zur Konferenz von Locarno im Oktober 1925 geebnet, bei der vor allem ein Sicherheitsabkommen zwischen Deutschland, Frankreich und Belgien und Deutschlands Aufnahme in den Völkerbund beschlossen wurde. Dafür wiederum sollten der französische Außenminister Aristide Briand und der deutsche Außenminister Gustav Stresemann den Friedensnobelpreis 1926 erhalten. Doch wir greifen vor.

Im Januar 1925 scheitert der bisherige Reichskanzler, der Zentrumspolitiker Wilhelm Marx, damit, nach den vorausgegangenen Dezemberwahlen eine neue Regierung zusammenzubringen; er wird von dem parteilosen Hans Luther an der Spitze einer Mitte-Rechts-Regierung abgelöst. Marx wird wenig später preußischer Ministerpräsident, und er wird noch ein wenig später beim ersten Wahlgang zum Amt des Reichspräsidenten unterliegen, bei dem allerdings keiner der Kandidaten die absolute Mehrheit erringen konnte.

Diese Wahl war nötig geworden, weil der erste Amtsinhaber, Friedrich Ebert, verstorben war. Der Sozialdemokrat war 1919 von der in Weimar tagenden verfassunggebenden deutschen Nationalversammlung gewählt worden. Der 1871 geborene gelernte Sattler war in Partei und Gewerkschaft aufgestiegen und hatte sich zuvor, im November 1918, in der Stunde der höchsten Not als Nachfolger des letzten kaiserlichen Reichskanzlers, Prinz Max von Baden, zur Verfügung gestellt. Unvergessen sollte der Wortwechsel bei der Amtsübergabe bleiben, den Max in seinen Erinnerungen überliefert hat: „Herr Ebert, ich lege Ihnen das Deutsche Reich ans Herz.“ Er antwortete: „Ich habe zwei Söhne für dieses Reich verloren.“ Leicht lässt sich vorstellen, wie gegen diesen bürgerlichen „Ersatzkaiser“ gehetzt wurde, obgleich – oder gerade weil – er das Reich in den Frieden führte: Von der extremen Rechten als Landesverräter verfeindet, sah Ebert sich gezwungen, zu seiner Ehrenrettung zu prozessieren; er starb an einem Blinddarmdurchbruch, nachdem er die rettende Operation eines Prozesstermins wegen hintenangestellt hatte.

Greiser Volksheld wird Präsident

Im zweiten Wahlgang, im April 1925, wurde der greise Volksheld des Weltkrieges, Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg, mit 48,3 Prozent der Wählerstimmen und drei Punkten Vorsprung vor Wilhelm Marx und vor dem weit abgeschlagenen Kommunisten Ernst Thälmann zum Reichspräsidenten gewählt. Hindenburg, von einem breiten „Reichsblock“ aufgestellt, sollte dieses Amt – mit ungleich größerer Machtfülle als das des Bundespräsidenten versehen – bei abnehmenden Kräften bis zu seinem Tode im Jahre 1934 ausüben.

Ein Politiker, der noch von sich reden machen wird, ein gewisser Adolf Hitler, hatte 1923 erfolglos in München geputscht und war zu Festungshaft in Landsberg am Lech verurteilt worden. Am Jahresende 1924 vorzeitig entlassen, gründet er 1925 die verbotene NSDAP neu und lässt den ersten Band seiner „Abrechnung“ *Mein Kampf* im Münchener Eher-Verlag erscheinen. Auch setzt der zuvor verbotene *Völkische Beobachter* sein Erscheinen fort; das *Kampfblatt der national-sozialistischen Bewegung Großdeutschlands* ist damals allerdings noch ein ziemlich elendes Winkelblatt. Doch mit diesen Kostproben wollen wir die Höhen der Politik verlassen – ohne zu vergessen, dass das Jahr 1925 als eines der ruhigen Jahre des Weimarer Republik beschrieben wird.

Museum der Technik ... und ein rasender Reporter

Wenn wir uns in der Kultur des Jahres 1925 umsehen, so möge genügen, dass in diesem Jahr Oskar von Millers Deutsches Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik in München öffnet, Alban Bergs Oper *Wozzek* in der Berliner Staatsoper Unter den Linden uraufgeführt wird, Lovis Corinth verstirbt, nachdem er noch das berühmte Ölgemälde „Ecce Homo“ geschaffen hatte, und der Philosoph Max Scheler eines seiner Hauptwerke, *Die Wissensformen und die Gesellschaft*, veröffentlicht. Was das engere Fach angeht, so sei nur vermerkt, dass 1925 Egon Erwin Kischs Reportageband *Der rasende Reporter* erscheint.

1925 wird übrigens auch die Internationale Radio-Union IRU, der spätere Weltrundfunkverein, gegründet. Doch eine Statistik im *Börsenblatt des Deutschen Buchhandels* vom 3. März 1925 zeigt sehr deutlich die dominante Stellung der gedruckten Medien im damaligen Deutschland an: 7.308 Buch- und Zeitungsdruckereien, darunter allein 785 in Berlin, beschäftigen fast 150.000 Personen. Grob geschätzt, war das deutsche Zeitungswesen etwa auf dreieinhalbtausend Titel aufgeblättert, die Zahl der Zeitschriften ging in die Zehntausende.

Zuallerletzt aber sei noch an einen heute im Fach vielfach vergessenen Buchtitel erinnert: 1925 veröffentlichte Max von Boehn bei Bruckmann in München den letzten der acht Bände seines Werkes *Die Mode*, an dem er über 20 Jahre lang gearbeitet hatte: Nachdem er zunächst neuzeitliche Moden beschrieben hatte, beschloss er sein Werk mit dem Rekurs auf *Menschen und Moden im Mittelalter: vom Untergang der alten Welt bis zur Renaissance*. Es gibt davon sogar Neuauflagen. Doch ist es ungerecht, wenn man urteilt, eine Kommunikationswissenschaft, die ihren Namen ernst nimmt, müsste sich viel gezielter mit dem sozialkommunikativen Signalement durch Kleidung in der Geschichte beschäftigen, als sie es tut?

Heinz Starkulla jr.

Dr. Heinz Starkulla jr. ist Privatdozent am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Ludwig-Maximilians-Universität München.



Wehrt euch, wehrt euch, wehrt euch!

Unbequem, unbeirrbar und ohne Angst vor Konfrontation. Das war die Politikerin und Autorin Trude Unruh. Mit Ihrer Partei, den Grauen Panthers, setzte sie sich für die Rechte älterer Menschen und soziale Gerechtigkeit ein – lautstark und kompromisslos.

Trude Unruh im August 2002.
Foto: Arne Koehler/Wikimedia Commons

„Wir wollen keine Almosen vom Sozialstaat. Wir verlangen soziales Recht, Gerechtigkeit und Menschenwürde bis zum Tod!“, so Trude Unruh 1987 in ihrem Buch **Aufruf zur Rebellion**. Sofort wird klar: Diese Frau nimmt kein Blatt vor den Mund. Trude Unruh war deutsche Politikerin und mit Sicherheit keine die schwafelte.

Trude Unruh und die Grauen Panther. Die beiden sind wohl untrennbar miteinander verbunden. Der Seniorenschutzbund und die gleichnamige Partei sind Unruhs Lebenswerk. Ihr gemeinsames Ziel: Selbstbestimmung bis zum Tod! „Ich war für Gerechtigkeit für die Menschen: egal, was sie sind“, so Trude Unruh in einem Interview mit dem Bayrischen Rundfunk im Jahr 2000. Hier wird klar: Trude Unruhs Politik ist gesamtgesellschaftlich. Sie kritisiert die Zustände unfairer Bezahlung und die Abstempelung arbeitssuchender Menschen, die zu faul seien, um zu arbeiten.

Unruh hebt in Texten und Interviews immer wieder hervor, dass es sich bei der Partei um einen Generationenbund handle, in dem sich jegliche Altersklassen zusammentun. In der Außenwahrnehmung werden sie aber als eine Partei der Alten wahrgenommen. Themen der 1989 gegründeten Partei Grauen Panther war der ungenügende Zustand des Gesundheitssystems, zum Beispiel die Überlastung von Pflegepersonal, fehlende Selbstbestimmung alter Menschen und die Zustände deutscher Alters- und Pflegeheime. Über letzteres schrieb Trude Unruh selbst Texte. 1989 veröffentlichte Sie das Buch **Tatort Pflegeheim: Zivildienstleistende berichten**. Neben struktureller

Vernachlässigung Alter Menschen, insbesondere der von Frauen, sei die Altersarmut eine „Schande für Deutschland“, so Unruh. Zusammen mit der SPD erreichten die Grauen Panther Aufklärung seitens der Bundesregierung über die rechtliche Situation der geistig Behinderten und psychisch kranken Menschen in Deutschland. In Zahlen war die Partei weit weniger erfolgreich. Bei jeder Bundestagswahl blieb die Partei bei unter einem Prozent, lediglich bei den Europawahlen 2004 erreichten sie 1,4 Prozent.

Unruhiger Werdegang

Trude Unruh wird am 7. März 1925 in Essen geboren. Ihre politische Karriere beginnt mit ihrem Eintritt in die SPD 1968. Fünf Jahre verbringt sie dort. Von nun an folgt ein Wechselspiel der Parteizugehörigkeit: FDP, Grüne Aktion Zukunft (die erste bundesweite Umweltpartei) und Bürgerpartei (eine Protestpartei, die vor allem Steuerreformen anstrebt) in nur sieben Jahren. 1987 dann der Höhepunkt ihrer politischen Karriere. Mit Mandat von den Grünen zieht Trude Unruh für drei Jahre in den Deutschen Bundestag ein. Doch schon nach zwei Jahren trennen sich die Wege wieder und Trude Unruh bestreitet das letzte Jahr im Bundestag fraktionslos. Trotzdem hält Trude Unruh unverfroren an Ihren Zielen fest: „Wenn es dann geheißen hat Frau Unruh hat jetzt wieder fünf Minuten Redezeit, dann habe ich natürlich schon versucht, sie fünf Minuten lang anzuballen“. In dieser Zeit entwickelt sich aus dem Selbsthilfeorgan der Grauen Panther eine Partei, dessen

Vorsitzende wer wird? Natürlich: Trude Unruh. Ein politisches Chamäleon? Angesichts der zahlreichen Parteiwechsel mag dieses Bild entstehen. Auf der anderen Seite offenbart sich ein Bild einer überaus entschlossenen Frau, die einiges für Ihre Visionen und politischen Ziele zu tun vermag.

Die Partei Graue Panther löste sich 2008 selbst auf. Besonders einflussreich waren die Grauen nie. Zu Fall brachten sie sich am Ende selbst: Eine Spendenaffäre wird öffentlich. Auch Trude Unruh steht unter Verdacht. Auf Grund Ihrer Demenz werden die Ermittlungen gegen Sie jedoch eingestellt. Ihre Erkrankung wird erst im Zuge der Affäre bekannt. Bis heute bestehen einzelne Graue-Panther-Vereine, die sich als Selbsthilfeorganisationen verstehen.

Kämpferische Aktivisten, soziale Utopistin

Trude Unruh mutet in ihrer Art und Handlungsweise oft mehr an wie eine Aktivistin als eine herkömmliche Politikerin. Innerhalb und abseits von Parlamenten hält sie energische Reden, ist direkt und unermüdlich, ja kämpferisch: „Solange ich lebe, kämpfe ich“.

Einen Teil Ihrer Visionen setzt Trude Unruh mit Ihrem Projekt Generationswohnungen um. Sie lebt zweitweise selbst in einer solchen Wohnung, ein stückweit gelebte Utopie. Die Idee: Wohngemeinschaften in denen Alt und Jung familienähnlich

zusammenleben. Gemeinsam werden Pflege- und Putzdienste organisiert. Das Projekt beinhaltet auch freistehende Not-Wohnungen, die kurzfristig von Menschen genutzt werden können, um sie aufzufangen. Gegen ehrenamtliche Arbeit im Projekt könnten Menschen mit Bedarf dort einziehen, so Unruh. 2024 sind 19,6 Prozent der Senior*innen ab 65 Jahren armutsgefährdet. Bis auf ein paar schwankende Prozent hält sich diese Zahl seit Jahren. Es ist unübersehbar, dass Trude Unruhs Anliegen bis heute aktuell sind. Trude Unruh verstand sich darauf, der älteren Generation das Gefühl zu geben, gesehen zu werden. Sie erzählt selbst: „Wenn ich gesagt habe, was da wirklich passiert, bekam ich waschkörbeweise Briefe“.

Trude Unruh schafft es über Jahre hinweg im Gespräch zu bleiben und triumphiert in Ihrem Umgang mit der Presse. Dabei ist ihr klar: „Wenn ich ein Mann wäre, dann hätten die Grauen Panther weitaus mehr Erfolg“. Sie bricht mit herkömmlichen Verhaltensweisen alter Damen. Und es scheint zu funktionieren. Trotzdem verschwindet ihr Kampf zunehmend von der Bildfläche mit dem Zusammenbruch ihrer Partei bis sie 2021 stirbt und Nachrichtenblätter erst Monate später über Ihren Tod berichten.

Lola Goldmayer

Studentin der Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.

The Iron Lady of the Western World

Margaret Thatcher ist auch noch an ihrem 100. Geburtstag eine globale Sensation. Ob als „Maggie“, als perfekte Hausfrau oder als „Eiserne Lady“, die ehemalige Premierministerin schafft es bis heute für Kontroversen in der Gesellschaft zu sorgen.

Für viele Retterin, für andere Monster der Nation. Mit ihrer Politik spaltete sie ein ganzes Land. Eine Spaltung, die noch bis heute zu spüren ist. Margaret Thatcher, die „Eiserne Lady“, ist nicht nur die erste weibliche Premierministerin Großbritanniens, sondern der gesamten westlichen Großmächte. 11 Jahre und 208 Tage regierte sie das Land im Namen ihrer Majestät Queen Elisabeth II. und schon während ihrer Regierungszeit war schnell klar, dass ihre Politik große Wellen schlagen und Großbritannien nachhaltig beeinflussen wird. Heute gilt Thatcher immer noch als eine der umstrittensten, aber zugleich einflussreichsten Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts. Sie hatte eine Vision für ein verändertes Land und hat diese, ob sie nun gut oder schlecht war, durchgesetzt.

Perfekt sitzende Dauerwelle, auffällige Perlenketten, makellos gestyltes Auftreten. Die perfekte Hausfrau von nebenan. Davon sollte man sich kaum täuschen lassen, denn ihr Charakter entsprach allem anderen als der typischen Frau von damals. Von Emotionalität und Gefühlen war bei „Maggie“ weit und breit nichts zu spüren. Kühl, hartnäckig, ruppig und empathielos.



Statue von Margaret Thatcher in ihrem Geburtsort Grantham.
Foto: Matt Brown/Wikimedia Commons

So wurde die zugleich vermeintlich perfekte Hausfrau oftmals beschrieben. Genau diese Attribute zeichneten ihren politischen Stil aus.

Als Thatcher in den Parlamentswahlen 1979 an der Spitze der konservativen Partei die Labour Regierung besiegte, war Großbritannien in einem miserablen Zustand. Das Land steckte in einer tiefen wirtschaftlichen Krise, aus welcher sie das Land herausführen und die einstige Weltmacht wieder herstellen wollte. Einiges musste sich ändern. Thatcher krempelte die britische Wirtschaft mit eiserner Hand um – der Thatcherismus war geboren.

Ihre Politik war stark von ihrer Kindheit geprägt. Als Tochter eines einfachen Krämers wurde sie am 13. Oktober 1925 im kleinen englischen Arbeiterort Grantham geboren. Sie hat von Kind an gelernt, sich nicht von anderen beeinflussen zu lassen. „Make up your own mind“, dieser Satz ihres Vaters, ihres großen Vorbildes, prägte ihr ganzes Leben und vor allem ihre politische Karriere. Sie hatte sich weder von ihrem Kabinett noch der unzufriedenen Gesellschaft abbringen lassen, sondern beharrte, wenn auch mit viel Gegenwind, auf ihrem radikalen Kurs.

Dies brachte ihr den Titel „Eiserne Lady“ ein. Erstmals erwähnt von der sowjetischen Armeezeitung *Roter Stern*, machte der Spitzname schnell die Runde. Margaret Thatcher wurde von der perfekten Hausfrau „Maggie“ zur eisigen „Iron Lady“. Sie setzte auf Deregulierung, Privatisierung und reduzierte

staatliche Eingriffe. Ihre Privatisierungswelle überrollte das Königreich förmlich. Kohlegruben und Stahlwerke wurden reihenweise geschlossen. Sie senkte Steuern und fing einen Kampf mit den britischen Gewerkschaften an. Thatcher formte die Nation von einer Arbeitergesellschaft zu der heute vorzufindenden Dienstleistungsgesellschaft. Dieses radikale Umkrempeln verursachte bürgerkriegsähnliche Zustände im Land. Die Arbeitslosenzahl stieg rapide. Streiks arteten massiv aus. Die Gesellschaft hasste Thatcher, die Unternehmen liebten sie. Ihre schonungslose kapitalistische Wirtschafts- und Sozialpolitik kostete sie fast die Wiederwahl. Beliebtheit gewann sie nur dank der Falkland-Kriege wieder. Als 1982 die britischen Falkland Inseln von Argentinien besetzt wurden, ließ sich dies die „Eiserne Lady“ nicht gefallen. Der Sieg brachte ihr nicht nur den temporären Status einer Nationalheldin ein, sondern sicherte ihr zwei weitere Regierungsperioden.

2007. Margaret Thatcher ist bereits viele Jahre nicht mehr in der Downing Street 10. Ihr geht es gesundheitlich nicht mehr blendend. Sie erleidet mehrere Schlaganfälle und hat mit fortschreitender Demenz zu kämpfen. Ihr zu Ehren wird eine Statue im House of Commons enthüllt: Margaret Thatcher als Politikerin, wie sie allen im Kopf bleibt – taff, hartnäckig, kompromisslos, eines jedoch nicht: eisern. „Ich hätte Eisen bevorzugt ... aber Bronze tut es auch.“ *Sophie Martorell Naßl*

Studentin der Bamberger Kommunikationswissenschaft.

„Keine Furcht vor Fürstentronen“

Weder Gestapo-Haft noch russische Kriegsgefangenschaft konnten seinen Mut brechen; vielmehr stärkten sie seine demokratischen Überzeugungen. Claus Hinrich Casdorff prägte das Format des öffentlich-rechtlichen Politik-Magazins wesentlich mit.

Der 17-jährige Gestapo-Schutzhäftling aus Zelle B2/17, Claus Hinrich Casdorff, wurde Ende 1942 wegen „staatsfeindlicher Äußerungen und Umtriebe“ eingesperrt und mit dem Tode bedroht. Sein Vergehen: Er hatte ausländische Sender im Radio gehört und deren Information über Vorgänge im Nazi-Deutschland weitergegeben. Im Rückblick auf diese Verhaftung sprach Casdorff von „viel Glück und väterlicher Fürsprache“, dass er nicht in einem Jugend-KZ landete, sondern seine „tiefen Schuld“ im soldatischen Kampf an der Front in Russland abzutragen hatte. Gegenüber dem Hitler-Staat musste er schriftlich „für alle Zeit auf jede verantwortliche Stellung“ verzichten.

Rundgang durch das nächtliche Moskau

Fünf Jahrzehnte später besuchte der nun angesehene WDR-Journalist, Gründer des TV-Magazins *Monitor* und streitbare Interviewer seine Auslandskollegen im ARD-Studio Moskau.

Der Missbrauch von Menschen durch Ideologie und Gewalt haben den jungen Claus Hinrich, der am 6. August 1925 in Hamburg geboren worden war, ein Leben lang geprägt und sein berufliches Ethos als Journalist bestimmt. Nach seinen eigenen Worten wollte er Fakten und Sachverhalte stets kritisch hinterfragen, den Dingen auf den Grund gehen und sich keinem Amts- und Funktionsträger mehr unterwerfen.

Der Hörfunk-Mann wechselt zum Fernsehen

1947 begann er als Nachrichtenredakteur beim damaligen NWDR, der später in NDR und WDR geteilt wurde. Bis 1963 blieb er dem Hörfunk verbunden, wechselte dann zum Fernsehen und leitet zunächst das zeitkritische Magazin *Report* beim WDR. Dann gründete er das Magazin *Monitor* mit seinen Recherchen von politischen und gesellschaftlichen Missständen. Diese Entwicklung gilt bis heute als Meilenstein in der deutschen Fernsehgeschichte.

Mit seinem Kollegen Rudolf Rohlingen entwickelte Casdorff ein Interviewformat, vor dem sich sogar gestandene Politiker fürchteten; doch gleichzeitig galt eine Einladung zu diesem

Kreuzfeuer-Interview als publizistischer Ritterschlag. Seither zählte Casdorff zu den profiliertesten Journalisten im öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Er „kannte keine Furcht vor Fürstentronen ... und ließ sich nie mit Ausflüchten abspeisen oder gar von den Größen unseres Staates einschüchtern“, schrieb der damalige WDR-Intendant Fritz Pleitgen über seinen Kollegen in einem Nachruf zu dessen Tod 2004.

Wer heute das Grab von Casdorff auf dem Melaten-Friedhof in Köln besucht, auf dem er zusammen mit zahlreichen Prominenten aus Kunst, Kultur und Politik ruht, wird oberhalb seiner Grabplatte einen Löwen entdecken. Diese steinerne Figur soll den Löwenmut symbolisieren, den der ehemalige Gestapo-Häftling und strafversetzte Frontkämpfer aus der Hitlerzeit als unabhängiger und streitbarer Journalist im Nachkriegsdeutschland aufgebracht hat.

Johannes Grotzky

Dr. Johannes Grotzky ist Honorarprofessor an der Universität Bamberg. Er war vor seinem Ruhestand Hörfunkdirektor des Bayerischen Rundfunks – und kannte Claus Hinrich Casdorff wie auch Carola Stern (siehe unten S. 81) aus zahlreichen Treffen.

Ein Dach für das Radio

Am 15. März 1925 wurde die RRG gegründet.

Bereits am 29. Oktober hatte die Funk-Stunde AG in Berlin ihren regelmäßigen Rundfunkbetrieb aufgenommen und 1924 folgten acht weitere regionale Sendegesellschaften – von Stuttgart bis Königsberg, von Hamburg bis Breslau. Finanziert wurden waren sie von privatem Kapital. Die Hörerschaft wurde rasch größer. Das Radio als neues Massenmedium war nun etabliert. Die rechtliche Struktur blieb aber zunächst ungeklärt. Die Länder und das Reich, zudem die Reichspost, dem die Sendeanlagen gehörten, und das Reichsinnenministerium, das sich inhaltlich zuständig sah, hatten teils widersprüchliche Interessen. So kam es erst 1925 zu einer Einigung, die in eine Ordnung gegossen wurde. Weithin unpolitisch sollte das Programm aller Sender sein, auf Bildung oder Belehrung und Unterhaltung konzentriert. Politische Nachrichten wurden von einer dem Innenministerium unterstehenden Institution geliefert, der Dradag. Und alle übergeordneten Belange wurden von einer neu gegründeten Dachgesellschaft geregelt: der Reichs-Rundfunk Gesellschaft, kurz RRG, die von der Reichspost dominiert wurde und an die alle Regionalgesellschaften 51 Prozent ihrer Anteile übertragen mussten. Zudem wurden von Reich und Ländern bestimmte Kontrollausschüsse installiert. Der Weg in die (1932 gänzlich umgesetzte) Verstaatlichung des Rundfunks war eingeschlagen. *Markus Behmer*



Radiohören und Programmzeitschrift-Lesen im Familienkreis. Gestelltes Bild, wie es die RRG für Werbezwecke eingesetzt hat. Quelle: Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv

Mit Ausdauer und Angriffslust

Er beginnt sein Berufsleben als Journalist bei der Presse und begründet später im Österreichischen Rundfunk eine Ära. Dort wird Gerd Bacher (1925-2015) fünfmal zum Generalintendanten gewählt.

Der Lehrer in den USA fragt: „Was passiert 1932, 1936, 1940, 1944“ und als Antwort erwartet er: „Es ist ein Schaltjahr.“ Der Schüler aber antwortet: „Roosevelt wird gewählt, Roosevelt wird gewählt, Roosevelt wird gewählt ...“ Eine ähnliche Geschichte erzählt man sich über Hans Bausch, der zwischen 1958 und 1986 insgesamt achtmal zum Intendanten des Südwestfunks in Stuttgart gewählt wurde.

Mit ihm lässt sich Gerd Bacher vergleichen: 1967 erstmals zum Generalintendanten des ORF gewählt, war er insgesamt 20 Jahre in diesem Amt, allerdings mit zwei Unterbrechungen (1974 bis 1978 und 1986 bis 1990). Michael Schmolke, Publizistik-Professor in Salzburg, hat zusammen mit zwei Mitarbeitern Bachers Reden, Vorträge und Stellungnahmen über drei Jahrzehnte gesammelt, in einem ziegelsteindicken Buch herausgegeben und kommentiert. Sein Urteil im Vorwort: „Einen Rundfunkintendanten dieser Qualität (Motivation, Schaffenskraft, Arbeitsfreude, politischer Kantigkeit, nicht zuletzt: publizistischer Begabung) wird man suchen müssen.“

Es war ein Leben mit vielen Wendungen: Am 18. November 1925 in Salzburg als Sohn eines Holzkaufmanns und einer Lehrerin geboren, beide über längere Zeit arbeitslos, wuchs Gerd Bacher in ärmlichen Verhältnissen auf. Mit 13 Mitglied der Hitlerjugend, mit 17 Aufnahme in die NSDAP-Kartei. Freiwillige Meldung zum Wehrdienst. Im April 1945 verwundet, danach zunächst in britischer, dann in US-amerikanischer Gefangenschaft. Zurück in seiner Heimatstadt, holt er 1946 die Matura nach. Im gleichen Jahr Volontär bei der *Salzburger Volkszeitung*, Anfang 1951 Wechsel in die Redaktion der *Salzburger Nachrichten*, und zwar als Leiter der Lokalredaktion. Seine journalistischen Lehrjahre verbrachte der junge Bacher also in Zeitungsredaktionen seiner Heimatstadt. 1954 dann Wechsel nach Wien, um Chefredakteur des neuen Boulevardblattes *Bild-Telegraf* zu werden. Dort gründete er später zusammen mit dem Verleger Fritz Molden den *Express*. Über viele Jahre veröffentlichte er hier auch später noch wöchentliche Kommentare.

Richtlinienkompetenz versus Parteiproporz

Was den Rundfunk betrifft, so begann nach dem Ende der Besetzung Österreichs im Jahr 1955 ein großes Tauziehen um die Neuordnung – zur gleichen Zeit, als auch das Fernsehen seine Kinderschuhe abstreifte. In der Folge wurde der Rundfunk immer mehr zum Spielball der Parteien. Der Proporz zwischen ÖVP und SPÖ, also zwischen den Schwarzen und den Roten, bestimmte jahrelang die Personal- und die Programmpolitik. Hinzu kamen gravierende Finanzierungsprobleme,

sodass einige Zeitungen in einer gemeinsamen Aktion zu einem Volksbegehren in Sachen Rundfunkreform aufriefen. Dieses wurde im Oktober 1964 durchgeführt, und nach vielen gesellschaftlichen und parlamentarischen Debatten wurde schließlich eine Rundfunkreform beschlossen, die anstelle der Proporzpraxis der vergangenen Jahre einen starken Generalintendanten vorsah.

Der Aufsichtsrat entschied sich im Januar 1967 im zweiten Wahlgang für Gerd Bacher, der damals als Verlagsleiter bei Molden arbeitete. Stark war schon der Einstieg des Neugewählten: Schon nach wenigen Tagen stellte er in einer Pressekonferenz seine „Gedanken zur Rundfunkreform“ vor, die Programm, Organisation und Finanzierung ins Visier nahmen. Von den bisherigen Programmverantwortlichen trennte er sich umgehend (Begründung: „Abfertigungen sind oft die besten Investitionen“) und setzte aufgrund seiner Richtlinienkompetenz neue Direktoren ein.

Es ist hier nicht der Platz, um die von ihm angestoßenen Innovationen im Detail nachzuzeichnen. Aber eine Karikatur, die Gustav Peichl alias Ironimus 1967 veröffentlicht hat, zeigt Gerd Bacher nicht zufällig als angriffslustige Kreatur, die gern die Krallen ausfährt. Der Tiger wurde zu seinem Markenzeichen – und Peichl, von Beruf Architekt, lieferte später die Entwürfe für die neuen Funkhäuser in den Bundesländern. Diese gelten noch heute als architektonische Meisterwerke.

An mangelndem Selbstbewusstsein fehlte es dem neuen Generalintendanten nicht. In seiner Begrüßungsansprache an die Angestellten des Senders verkündete er unverblümt: „Das Parteibuch hat bei uns seine Funktion als karriereförderndes Wertpapier verloren.“ Und er schloss seine Rede mit dem Satz: „Zum ersten Mal ist der Österreichische Rundfunk unabhängig von Besatzungsmächten und von Parteien.“

Generalintendant versus Kanzler

Macht und Verantwortung waren für Bacher zwei Seiten derselben Medaille, 1971 wurde er wiedergewählt, nicht zuletzt wegen der erfolgreichen Informationsoffensive, der Programmreformen und der Durchsetzung einer Gebührenerhöhung. Die folgenden Jahre waren geprägt von Auseinandersetzungen mit dem SPÖ-Bundeskanzler Kreisky. Dieser ließ ein neues Rundfunkgesetz entwerfen, das die Befugnisse des Generalintendanten einschränkte, die der Regierung jedoch erweiterte. Auf dieser Grundlage wurde dann Ende 1974 ein neuer Generalintendant gewählt.

Gerd Bacher überbrückte die vier Jahre bis zur Wiederwahl mit journalistischer Tätigkeit (u.a. als Chefredakteur des *Kurier*)

und mit Management-Aktivitäten (u.a. als Medienberater von Helmut Kohl im Wahlkampf 1976). Nach diesem Intermezzo kehrte er für acht Jahre auf seine alte Position beim ORF zurück (gewählt 1978 und 1982). Jetzt spielten die sogenannten Neuen Medien, die Beteiligung an 3SAT sowie die Regionalisierung und Lokalisierung des Hörfunks wichtige Rollen.

In mehreren Grundsatzreden befasste sich Bacher mit Satellitenkommunikation und weiteren technischen Entwicklungen. Aber auch Kulturinitiativen und Literatursendungen waren ihm wichtig. Exemplarisch sei nur auf die mehrtägige Übertragung der Lesungen zum Bachmann-Preis verwiesen, die bis heute fortgeführt wird. Besonders gern hat er in seiner Geburts- und Heimatstadt Salzburg gesprochen, etwa anlässlich der Salzburger Humanismus-Gespräche oder zur Eröffnung der Salzburger Festspiele, die übrigens seine Tochter Helga Rabl-Stadler mehr als zwei Jahrzehnte lang geleitet hat.

Öffentlich-rechtlicher versus privater Rundfunk

Gerade angesichts der zunehmenden Konkurrenz auf dem Medienmarkt durch die Zulassung privater Anbieter wurde Bacher immer mehr zu einem Lordsiegelbewahrer des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Und er sah früh voraus, dass kommerzielles Fernsehen zum „Oligopol weniger Medienmultis“ wird. So war es nur konsequent, dass er sich vor knapp drei Jahrzehnten dem Münchner Arbeitskreis öffentlicher Rundfunk (MAR) anschloss. In einer Pressekonferenz, in der diese

Bürgerinitiative zur Unterstützung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks vor die Öffentlichkeit trat, erklärte er: „Ich halte den von der BBC abgeleiteten öffentlichen Rundfunk auf dem Kontinent für die wichtigste massenkulturelle Entwicklung der Nachkriegszeit.“

Nach einem weiteren vierjährigen Intermezzo, in dem er unter anderem als Herausgeber der Wiener Tageszeitung *Die Presse* tätig war, wurde Bacher 1990 zum fünften und letzten Mal zum Generalintendanten gewählt. Auch in Österreich setzte sich mit der Zulassung privater Sender das duale Rundfunksystem durch. Die Monopolzeit war zu Ende – aber der ORF blieb mit deutlichem Abstand Marktführer, und dies unangefochten bis heute.

Gerd Bacher war ein kantiger und streitlustiger Mann. Sensibel für aktuelle Entwicklungen, unkonventionell in der Personalpolitik, konsequent in der Durchsetzung der für richtig erkannten Ziele hat er wie kein zweiter die Rundfunkentwicklung im modernen Österreich geprägt.

Walter Hömberg

Dr. Walter Hömberg war Lehrstuhlinhaber für Journalistik und Kommunikationswissenschaft an den Universitäten Bamberg und Eichstätt und hat zwei Jahrzehnte lang als Gastprofessor an der Universität Wien gelehrt. Er ist Herausgeber des Almanachs *Marginalistik*, der sich an Freunde fröhlicher Wissenschaft wendet (Allitera Verlag, München). Der dritte Band ist 2025 erschienen.



Meinungsfreudig und wortgewandt – Gerd Bacher beim Internationalen Management Gespräch an der Universität St. Gallen 1986.
Foto: Universitätsarchiv St. Gallen CC-BY-SA 4.0. Quelle: Wikimedia Commons

Für alle Fälle: Sammy

Sammy Drechsel war ein Tausendsassa: Ob als Sportreporter, Kabarettist, Schriftsteller, Regisseur, Schauspieler oder Humorist – seine Fähigkeit, Menschen zu fesseln, durch Worte, Witze oder Weisheiten, machte ihn zu einer unverwechselbaren Stimme.

„Jetzt hier Kirchner, der Verteidiger, Löwiger kommt nicht heran, aber die Latte rettet für ihn. Und im nächsten Spielzug eine ähnliche Situation. Hier müsste es passieren, diesmal ist der Pfosten im Wege. Statt 2:0 bleibt es 0:0. [...] Aber auch die Fürther machen es so ähnlich – Schussposition – und ja... die Latte.“ Sammy Drechsel bei einer Live-Übertragung im Dezember 1964 beim Fußballspiel FC Wacker München gegen die Spielvereinigung Fürth. Wenn er das Mikrofon übernimmt, ist eines klar: Es wird mehr als nur ein Spielbericht. Es wird ein Erlebnis, eine Geschichte, die er so lebendig erzählen kann, wie kaum ein anderer.

Sammy Drechsel, geboren am 25. November 1925 in Berlin als Karl-Heinz Kamke, wächst in einer Zeit voller Gegensätze auf: Kultur und politische Spannungen, Hoffnung und Unsicherheit. Schon als Jugendlicher begeistert er sich für den Sport, besonders für Fußball. Gleichzeitig sammelt er erste Erfahrungen als Sportreporter.

Während des Kriegs arbeitet er bei verschiedenen Radiosendern, wird dann eingezogen – und kommt schließlich in amerikanische Gefangenschaft. Die Erfahrungen – von den ohrenbetäubenden Bombennächten in Berlin bis zu den langen Tagen in Kriegsgefangenschaft – prägen ihn stark. Anstatt daran zu zerbrechen, findet er im Humor eine Möglichkeit, damit umzugehen. Er wird für ihn zu einem Mittel, um sich selbst und anderen ein Stück Hoffnung und Menschlichkeit zurückzugeben, auch in den dunkelsten Momenten.

Nach dem Krieg entscheidet er sich für eine journalistische Ausbildung – und für seinen Künstlernamen: Sammy Drechsel. Der ist in der Unterhaltungsbranche einprägsamer und klingt international. Im Sportjournalismus wird er bald ein Begriff. Durch Vergleiche, Metaphern und Humor lässt Drechsel Jeden jedes Spiel hautnah mitfühlen. Er erschafft Bilder im Kopf der Hörerinnen und Hörer in einer Zeit, als das Fernsehen noch längst nicht allgegenwärtig war.



Sammy Drechsel war nicht nur Sportreporter und Kabarettist, er schrieb auch ein Jugendbuch über sein Lieblingsthema: den Fußball. *Elf Freunde müsst ihr sein* erschien 1955.

gehen? Aber dann kam das erste Lachen – und plötzlich war die Anspannung weg. Elf Freunde, die bereit waren, alles zu geben.“ Nicht eigentlich der Sport, keine Ergebnisse stehen dabei im Mittelpunkt, sondern es geht vielmehr um Teamgeist, Freundschaft und Durchhaltevermögen.

Am Ball bleibt Sammy Drechsel auch im Wortsinne: 1956 gründet er mit seinen Kabarettfreunden den „FC Schmiede“, der bald zu vielen Benefizspielen antritt – verstärkt oft durch Prominenz bis hin zu Nationalspielern wie die Weltmeister Fritz Walter und Helmut Rahn oder später Paul Breitner. Den Verein gibt es immer noch. Der Rekordtorschütze: Sammy Drechsel. Fast tausend Mal spielte er und er hat dabei rund 1.500 Tore geschossen.

Schießen – mit Ball und auf der Bühne

Gemeinsam mit Dieter Hildebrandt gründet Sammy Drechsel 1956 die Münchner Lach- und Schießgesellschaft. Hier bringt er seine Fähigkeit, Geschichten zu erzählen, vom Radiomikro auf die Bühne. Nun als politischer Satiriker. Meistens arbeitet er hinter den Kulissen, schreibt Texte, entwickelt Ideen, setzt Pointen und führt Regie. Dies schließlich gelegentlich auch im Fernsehen, für die Satiresendungen *Notizen aus der Provinz* und *Scheibenwischer* seines Freundes Hildebrandt.

Doch er rückt auch selbst ins Rampenlicht. So hat er Kurzauftritte in mehr als einem Dutzend Spielfilmen und Fernsehserien – vom *Tatort* bis zu *Kir Royal*. Sammy Drechsel beweist seine Vielseitigkeit auch in seinem Buch *Elf Freunde müsst ihr sein*, 1955 erschienen, heute ein Klassiker der Sportliteratur.

Eine der bekanntesten Passagen beschreibt, wie das Team sich auf ein wichtiges Spiel vorbereitet: „Die Schuhe waren geputzt, der Ball prall gefüllt, und in den Köpfen der Spieler kreisten die Gedanken wie Motten um eine Glühbirne: Wird es heute reichen? Werden wir als Sieger vom Platz

Aber sein Hauptmetier ist der Journalismus. Ein Beispiel für sein Talent, den Alltag in Kunst zu verwandeln, ist sein berühmter Kommentar zu einem verschossenen Elfmeter: „Der Schütze nimmt Anlauf, die Spannung ist greifbar – und dann schießt er den Ball mit der Präzision eines Briefträgers, der versehentlich den falschen Briefkasten trifft.“

Sammy Drechsel zeigte, dass Sport mehr ist als nur Wettbewerb, dass Humor mehr ist als nur Lachen und dass

Geschichten die Kraft haben, uns alle zu berühren. Im Alter von 61 Jahren stirbt das Allroundtalent, das so viele inspiriert hatte. Wohl auch mit seinem Motto: „Das Leben ist wie ein Spiel – entscheidend ist, dass man immer den Ball im Auge behält.“

Alina Brehm

Studentin der Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.

Keineswegs alles war: spitze

Hans Rosenthal, der fröhlich-zugewandte Unterhalter, hatte ein sehr hartes Schicksal.

„Ich konnte mit meinem Vater lange Gespräche führen, aber nicht über ihn selbst“, erzählte Hans Rosenthals Tochter Birgit Hoffmann in einem Interview zu seinem 100. Geburtstag der Wochenzeitung *Die Zeit*. „Von meiner Mutter habe ich später erfahren, dass er nachts unruhig schlief.“

Was ihn schlecht schlafen lies, darüber hat der vor der Kamera immer fröhlich wirkende Entertainer erst spät öffentlich Auskunft gegeben.

Am 2. April 1925 am Berliner Prenzlauer Berg geboren, durchlitt er nahezu alle Stufen des antisemitischen Furors der NS-Zeit: Sein Vater starb 1937, nachdem er, der „Nichtarier“, seine Arbeitsstelle, die Deutsche Bank, verlassen musste. Seine Mutter, ebenfalls als Jüdin schikaniert und verfolgt, starb vier Jahre später. Sein sieben Jahre jüngerer Bruder Gert, mit dem er in ein Weisenhaus gekommen war, wurde deportiert und wohl erschossen. Lange hoffte Hans ihn wiederzusehen – vergebens. Selbst musste er ab 1940 Zwangsarbeit leisten, unter anderem als Totengräber.

Im März 1943 konnte er untertauchen. Versteckt überlebte er in einer Berliner Schrebergartensiedlung. „Die Einigkeit“ hieß sie, wo ihn eine Bekannte seiner Oma versorgte. Allenfalls nachts konnte er die Laube verlassen.

Im April 1945 wurde er von der Roten Armee wahrlich befreit. Zum (Ost-)Berliner Rundfunk kam er bald; 1948 wechselte er zum Westberliner RIAS, moderierte im Radio Ratesendungen



und frühe Shows: *Das klingend Sonntagsrätsel* oder *Spaß muss sein* hießen sie. 1962 wurde er Unterhaltungschef des RIAS. Einem ganz großen Publikum bekannt wurde er dann beim ZDF: 153 Mal, von 1971 bis 1986, moderierte er *Dalli Dalli*.

Legär bis heute ist seine Leutseligkeit, sein lockerer Umgang mit Prominenten wie Saalpublikum. Gab es besonders viel Applaus, rief er „Sie sind der Meinung, das war ...“ Während hundertfach die Antwort „SPITZE“ ertönte, sprang er in die Luft und die Szene wurde, frühe Stop-Motion-Technik einen Augenblick lang eingefroren.

Wie schwer sein Schicksal gewesen ist – die Millionen vor den Fernsehern konnten es kaum ahnen.

Nur einmal ließ er sein Schicksal in der Donnerstag-Abend-Show anklingen: Als 1978 die 75. Ausgabe von *Dalli Dalli* ausgerechnet auf den 9. November fiel, den 40. Jahrestag der Reichspogromnacht. Rosenthal war als Ehren-

gast zum Gedenkakt in der Frankfurter Paulskirche eingeladen. Aber der ZDF-Programmdirektor bestand darauf, dass die Livesendung stattfand. Rosenthal moderierte ganz in Schwarz gekleidet und statt Unterhaltungsshows gab es in den Ratepausen Opernmusik. Es war für ihn wohl der Auslöser, seine (1980, sieben Jahre vor seinem frühen Tod erschienene) Biografie zu schreiben: *Zwei Leben in Deutschland*.

Markus Behmer

Foto: Autogramm postkarte von Hans Rosenthal / Wikimedia Commons

Italien von innen gesehen

Rom, Marseille, Zürich und London. Was nach einem reizvollen Roadtrip quer durch Europa klingt, sind die prägendsten Lebensstationen für die erste weibliche ARD-Auslandskorrespondentin aus der italienischen Hauptstadt: Franca Magnani.

Zwischen Mussolinis Faschismus und den Goldenen Zwanzigern wird Franca Magnani am 1. Juli 1925 in Rom geboren. Als Tochter des Chefredakteurs Fernando Schiavetti, der für die antifaschistische Zeitung *La Voce Repubblicana* tätig ist, wird ihr die Affinität für den Journalismus bereits mit in die Wiege gelegt. Aufgrund der oppositionellen Ansichten des Vaters zieht die Familie oft um. Von der Großstadt Rom aufs italienische Land, an die Côte d'Azur und schließlich in ein Schweizer Exil.

Franca wächst in einer Zeit des massiven politischen Umbruchs in Europa auf. Bei ihren Umzügen lernt die junge Magnani nicht nur fließend Französisch, Deutsch und Englisch, sondern auch viele Wegbegleiter kennen, die zu ihrer Persönlichkeitsentwicklung beitragen. Allen voran prägte sie aber ihr Vater. Freiheit und Civilcourage bilden die Basis seines Erziehungsstils. Ob er seine Tochter Franca bewusst nach der Freiheit benannte?

Nach Heirat, Kind, Scheidung und zweiter Ehe widmet Magnani sich journalistischen Tätigkeiten. Dabei bekommt sie Kind und Karriere miteinander vereint. Sie schreibt für die SPD-Parteizeitung *Vorwärts*, die Frauenzeitschrift *Annabelle* und weitere Schweizer Wochenblätter, bevor sie 1964 das ARD-Korrespondentenbüro in Rom übernimmt. Mit ihrem Einzug verändert sich die Berichterstattung, jedoch nicht zur Freude

aller. Sie porträtiert das Dolce Vita und berichtet vor allem engagiert und meinungsstark über sozialpolitische Themen für das ARD-Fernsehen und den Hörfunk.

In ihren 23 Jahren des Korrespondentinnen-Daseins erstellt sie auch diverse feministische Beiträge – noch bevor der Begriff „Feminismus“, wie heutzutage, als ein popkulturelles Narrativ verstanden wird. Nach 13 Jahren als Auslandskorrespondentin in der Ewigen Stadt wird Magnani ein neuer Chef vorgesetzt, der CSU-nahe Wolf Feller, und mit ihm auch neue Vorschriften. Sie bekommt weniger Beiträge – sehr zu ihrem Unwillen.

Weitere zehn Jahre vergehen, bis die Differenzen zu einer fristlosen Kündigung Magnanis führen.

Berichten der *Süddeutschen Zeitung* zufolge soll Feller geäußert haben: „Sie werden noch auf den Knien vor mir liegen!“. Magnani soll lächelnd erwidert haben: „Ich werde, außer vor Gott, niemals vor irgend jemandem auf den Knien liegen“. Das ist auch eine Methode mit Italo-Charme Civilcourage zu zeigen – wie sie es von ihrem Vater beigebracht bekommen hat.

Die italienische Journalistin lässt den Entlassungs-Eklat nicht auf sich sitzen und zieht vor Gericht. Sie bekommt Recht und

Franca Magnani, wie die KI sie sieht.
Illustration: Victoria Hegeler mit ChatGPT



kann wieder ins Korrespondentenbüro einziehen. Theoretisch. Praktisch bleibt sie in den Jahren, während des Urteilsprozesses, dem Journalismus treu.

Egal ob als Talkshowgast oder Teilzeit-Radiomoderatorin: Magnani berichtet weiterhin über Bella Italia und die Welt. Am 28. Oktober 1996, im Alter von 71 Jahren, erliegt sie einem Krebsleiden. Sie hinterlässt der Welt zwei Kinder, literarische Werke

über ihr geliebtes Italien und das chaotische Familienleben während Mussolinis Faschismus sowie eine politische Philosophie, die auch heute noch relevant ist: „Je mehr Bürger mit Civilcourage ein Land hat, desto weniger Helden wird es einmal brauchen.“

Victoria Hegeler

Studentin der Bamberger Kommunikationswissenschaft.

Missionarin der Menschenwürde

Carola Stern erlebte zwei deutsche Diktaturen, war angepasst, dann kritisch, schließlich verfolgt. Die Schlüsse, die sie aus ihren Erfahrungen zog und als WDR-Journalistin wie auch als Sachbuchautorin weitergab, machten sie zur moralischen Instanz.

„Wer bin ich?“, fragt sich Erika Asmuß von der beschaulichen Insel Usedom am Anfang und zum Abschluss ihrer Autobiographie *Doppelleben*, die sie am Ende eines bewegten und publizistisch einflussreichen Lebens unter ihrem bekannten Pseudonym Carola Stern vorgelegt hat.

Am 14. November 1925 geboren, ist sie noch als jugendliche Gruppenführerin im Bund deutscher Mädels, Hitler-Lieder singend, durch ihr Dorf gezogen und gestand später ein: „Wir wussten mehr, als wir zugeben mochten.“ Doch nach dem Krieg suchte sie eine neue Orientierung und einen neuen Halt. Den fand sie als Anwärterin für den Lehrberuf in der damaligen sowjetischen Besatzungszone zunächst bei ehemaligen Hitler-Gegnern, die nun für die Ausbildung der jungen Pädagogen herangezogen wurden. Politische Widersprüche tauchten auf. Ihr kritischer Geist war geweckt. 1947 wurde sie – damals eher recht naiv und „ohne das geringste Schuldgefühl“ – von der amerikanischen Spionageabwehr als Agentin angeworben, trat dafür der SED bei und durchlief die Parteihochschule. Sie landete noch in der Stalinzeit – nach einer Denunziation – vor der Parteikontrollkommission. Gefahr war im Verzug. Sie setzte sich nach West-Berlin ab. Im Rückblick urteilt sie über jene Jahre: „Hauptsächlich tat ich, was die SED befahl; ich redete, was ich selbst nicht glaubte, und lehrte andere, es mir nachzumachen.“

Ihre Erfahrung in der SED nutzte sie während des Studiums in Westberlin zum Aufbau einer systematischen Forschungsarbeit über die DDR. Doch die Angst begleitete sie noch lange Zeit. Später erfuhr sie, dass sie zwei Mal auf der Entführungsliste der Stasi stand, die immer wieder „abtrünnige“ Parteigenossen aus dem Westen kidnappten, um sie im Osten vor Gericht zu stellen. Zweihundertmal, so schilderte sie später, waren Stasi und KGB mit dem Menschenraub in Westdeutschland erfolgreich. Aus diesem Grund wollte sie auch bei ihren Artikeln für das SBZ-Archiv nicht ihren richtigen Namen verwenden, sondern unterzeichnete lediglich mit drei Sternen. Daraus ist ihre Pseudonym Carola Stern geworden.

Ihr politisches Engagement war ihr geblieben, als Mitglied der SPD und als Gründungsmitglied der deutschen Sektion von Amnesty International. Nach längerer Zeit als Verlagslektorin in Köln wechselte sie beim WDR ganz in die Publizistik, immer mit einem stimmstarken Engagement gegen atomare Bewaffnung und für eine neue Ostpolitik. Ihre Kommentare wurden zwischenzeitlich zu einem Fall für den westdeutschen Verfassungsschutz.

Mit Heinrich Böll und Günter Grass gab sie Mitte der 1970er Jahre eine Zeitschrift zu „Demokratie und Sozialismus“ heraus, um den verfolgten Schriftstellern nach dem Prager Frühling 1968 und den Dissidenten in Osteuropa und eine publizistische Plattform anzubieten. Ihr Ziel war es stets, die Welt zum Besseren zu verändern.

Produktiv Getriebene und Antreiberin

Wer mit ihr zusammenarbeitete, sah in Carola Stern oft eine Getriebene, die beim Diskutieren, Spazieren, auch beim gemeinsamen Essen, keine Muße kannte. Alles stand unter dem Druck, etwas zu bewegen und zu verändern. Sie selbst hat später zugegeben, dass diese Haltung zwar bei einem Kommentar gerechtfertigt gewesen sei, aber im Rahmen des öffentlich-rechtlichen Rundfunks zuweilen zu missionarisch war.

Dabei pflegte sie eine ungewöhnlich starke Solidarität nicht nur mit Ihren Kolleginnen im WDR. Auch nach außen engagierte sie sich für die Frauenfrage, als sie die Selbstbeziehungsaktion „Wir haben abgetrieben“ im *Stern* mitunterzeichnete. Als erfolgreiche Buchautorin verfasste sie zahlreiche Biografien – etwa Doppelporträts über Helene Weigel und Bert Brecht, über Marianne Hoppe und Gustav Gründgens, über Isadora Duncan und Sergej Jessenin –, in denen sie besonders die historische Rolle von Frauen hervorhob. Selbstkritisch wie sie war, gab Carola Stern später zu, es schmerzte sie, am Ende ihres Lebens (gest. am 19. Januar 2006) „dazustehen ohne Antworten, ohne Perspektive, wie eine menschenwürdige Gesellschaft für alle erreicht werden“ könne. Johannes Grotzky

Von Menschenrechten zu Bürgerrechten

... und von Malcom Little zu Malcom X. Seine Ideen beeinflussen bis heute die sozialen Bewegungen in den USA und trotz seines radikalen Ansatzes ist er weiterhin eine Symbolfigur für Widerstand und Selbstbestimmung.

„Human rights are something you were born with. Human rights are your God-given rights.“ – Worte des Bürgerrechters Malcom X, der am 19. Mai 1925 in Omaha, Nebraska, als Malcom Little zur Welt kommt und zu einer der größten und umstrittenen Figuren der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung werden wird. Sein Buch *The Autobiography of Malcom X* ist ein zentrales Werk der afroamerikanischen Literatur. Schon früh lernt er durch seinen Vater, Earl Little, das Engagement für eine anti-rassistische und gleichberechtigte Gesellschaft kennen.

Earl unterstützt den schwarzen Aktivisten Marcus Garvey, was ihm später zum Verhängnis werden sollte: Als Malcom sechs Jahre alt ist, findet man den Körper seines Vaters auf den Gleisen – laut der örtlichen Polizei ein Unfall. Bei Familie Little hielt sich jedoch die Überzeugung, dass Earl Opfer einer weißen rassistischen Gruppe war.

Ein weiteres einschneidendes Ereignis in Malcom X's Leben ist die Einweisung seiner Mutter in eine psychiatrische Anstalt Ende der 1930er Jahre aufgrund ihrer Trauer und psychischen Leidens nach dem Tod ihres Mannes. Infolgedessen werden Malcom und seine Geschwister auf mehrere (weiße) Pflegefamilien verteilt. Als Jugendlicher gerät Malcom X in kriminelle Kreise und wird 1946 wegen Einbruch zu zehn Jahren Haft verurteilt.

X als Abwendung vom alten Sklavennamen

Im Gefängnis schließt er sich der „Nation of Islam“ (NOI) an, einer religiös-politischen Bewegung, die schwarze Selbstbestimmung und Abtrennung von Weißen sowie einen eigenständigen schwarzen Staat propagiert. Hier ändert er auch seinen Namen zu Malcom X: „Little“ betrachtet Malcom als einen erzwungenen Familiennamen während „X“ den Verlust seines eigentlichen Namens im Zuge der Sklaverei repräsentiert.

Als Malcom X 1952 aus dem Gefängnis freigelassen wird, zieht er nach Chicago, wird führender Sprecher der NOI und enger Vertrauter deren Anführers Elijah Muhammad. Er gründet neue Moscheen in Detroit und Harlem und seine charismatischen und wortgewandeten Reden, Artikel und Radioansprachen führen zu einem signifikanten Anstieg der NOI-Mitglieder.

In seinen Veröffentlichungen argumentiert X – im starken Kontrast zu Martin Luther King Jr. –, dass eine Gleichberechtigung und das Ende des Rassismus nicht (nur) durch friedlichen Protest erreicht werden könnten, sondern einen Kampf gegen die Unterdrückung mit jeglichen Mitteln erforderten; inklusive bewaffneter Gewalt. 1964 distanziert sich Malcom X

jedoch von der NOI nach einem Bruch mit Elijah Muhammad: dessen Doppelmoral, insbesondere sein Ehebruch und Lebensstil, widersprechen den Lehren der NOI.

Pilgerfahrt zu neuen Perspektiven

Auf der Suche nach neuer Inspiration unternimmt X anschließend eine Pilgerreise nach Mekka, die sein Leben nachhaltig beeinflussen und verändern sollte. Nach dem Austausch mit anderen Muslimen kehrt Malcom X mit neuen Sichtweisen auf Integration zurück. Er spricht nun nicht mehr ausschließlich zu Afro-Amerikaner:innen, sondern appelliert an alle Menschen. Infolgedessen gründet er auch die „Organization of Afro-American Unity“ (OAAU), die seine Vision für eine globale, schwarze Solidarität verkörpert.

Sein wachsender Einfluss macht Malcom X jedoch zu einem Ziel für zahlreiche Feinde: Das FBI beobachtete den Aktivisten jahrelang und infiltrierte sogar die NOI, um bessere Einblicke in seine Aktivitäten zu haben. Nach mehreren Mordversuchen wird Malcom X am 21. Februar 1965 während einer Rede im Audubon Ballroom in New York von drei NOI-Mitgliedern erschossen.

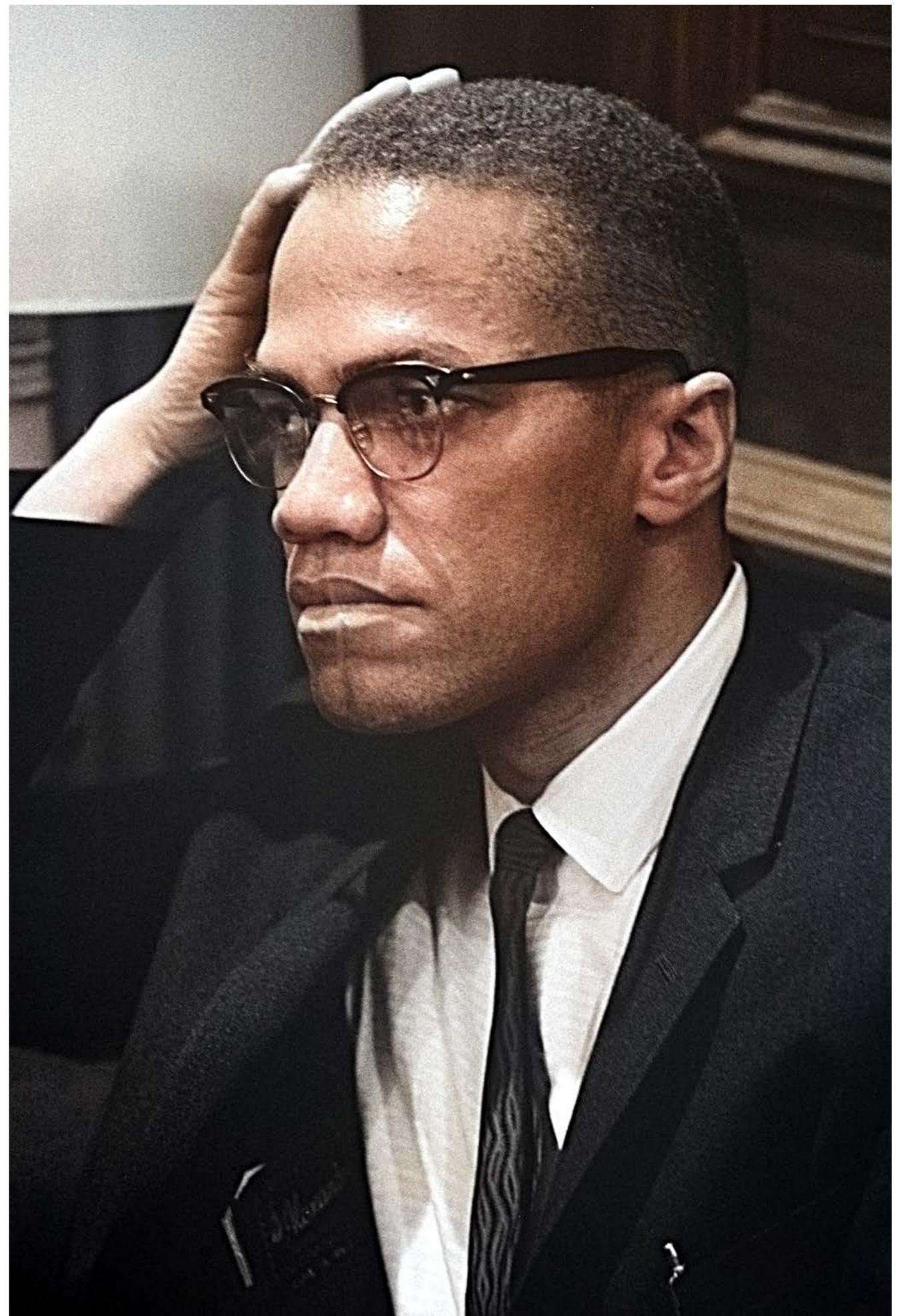
Autobiografie als Vermächtnis

Malcom X behält aber trotzdem das letzte Wort: Nicht nur trug er signifikant zur Black-Power-Bewegung bei, sondern seine posthum veröffentlichte Autobiographie ist bis heute äußerst einflussreich und fasziniert mit dem beeindruckenden Lebensweg des Bürgerrechters: vom traumatisierten Kind über den Straftäter bis hin zum polarisierenden Aktivisten. Trotz einiger umstrittener Details bietet das Werk tiefgehende Einblicke in zwischenmenschliche Beziehungen, Rassismusdebatten und den amerikanischen Traum. Es zählt dadurch zu den zentralen Werken der amerikanischen Literatur- und Kulturwissenschaft.

Susen Halank

Susen Halank, M.A., ist Doktorandin und Lehrbeauftragte in der Amerikanistik der Universität Bamberg. Forschungsschwerpunkte von ihr sind u.a. Feminist Studies und Genretheorie.

Malcolm X vor einer Pressekonferenz am 26. März 1964.
Foto: Marion S. Trikosko/Wikimedia Commons;
Quelle: Library of Congress: LC-U9- 11695-5



Kommentiert am Telefon

Die erste Liveübertragung eines Fußballspiels feiert in diesem Jahr ihr 100. Jubiläum. Die Geschichte eines Pioniers des Sportjournalismus und warum bei der Ausstrahlung fast alles schiefgelaufen wäre.

„Sechs Minuten noch im Berner Wankdorstadion und keiner wankt... Bozsik, immer wieder Bozsik, der rechte Außenläufer der Ungarn, er hat den Ball verloren, dieses Mal an Schäfer. Schäfer nach innen geflankt. Kopfball. Abgewehrt. Aus dem Hintergrund müsste Rahn schießen... Rahn schießt... Tooor! Tooor! Tooor!“ Dieser legendäre Kommentar von Herbert Zimmermann steht sinnbildlich für einen der bedeutendsten Momente der deutschen Fußballgeschichte – dem „Wunder von Bern“. Noch heute beschert er vielen Fußball-Fans Gänsehaut.

Zimmermanns Stimme wird oft in Kombination mit den Fernsehbildern der Live-Übertragung gezeigt, dabei begleitete er das Spiel nur für den Hörfunk. Die Zuschauer vor den Fernsehgeräten verfolgten das Spiel mit der Stimme eines anderen Kommentators: Dr. Bernhardt Ernst. Der Fernsehkommentar ist heute völlig vergessen, denn im Jahr 1954 gab es noch keine technische Möglichkeit, Livesendungen im Fernsehen aufzuzeichnen. Dennoch trug Ernst einen bedeutenden Teil zur Entwicklung des Sportjournalismus bei.

Ernst war einst selbst Sportler und betrieb in seiner Jugend unter anderem Leichtathletik, Tennis, Hockey, Faustball und Schlagball. Ab 1920 war er als Sportjournalist tätig. Zwei Jahre später promovierte er an der Universität Münster. Seine Dissertation hatte das Thema *Sportpresse und Sportberichterstattung mit besonderer Berücksichtigung Westdeutschlands. Eine kritische Studie zur Sportpropaganda*. Ab März 1925 war Ernst bei der Westdeutsche Funkstunde AG (WEFAG), die im Oktober des Vorjahres in Münster gegründet worden war angestellt.

Am 1. November 1925 kommentierte der damals 26-Jährige das Spiel Preußen Münster gegen Arminia Bielefeld. Es war das erste Mal, doch nicht nur für ihn. Die Berichterstattung über das Spiel in der seinerzeit erstklassigen Bezirksliga Westfalen war die erste Liveübertragung eines Fußballspiels überhaupt. Doch bei dieser lief alles anders als geplant.

Telefon als Notlösung

Der Reporter war hinter einem der beiden Tore positioniert, „damit der Schlachtenlärm der Kämpfer die Atmosphäre noch besser belebe“, formuliert Ernst später in seinem Buch *Rund um das Mikrofon*. Ein mit Maschendraht bespanntes Hockeytor diente dabei sowohl zur Befestigung als auch zum Schutz des Mikrofons. Für die Übertragung des Signals war extra eine Kabelstrecke vom Sportplatz bis zum Funkhaus verlegt worden. Doch als Ernst

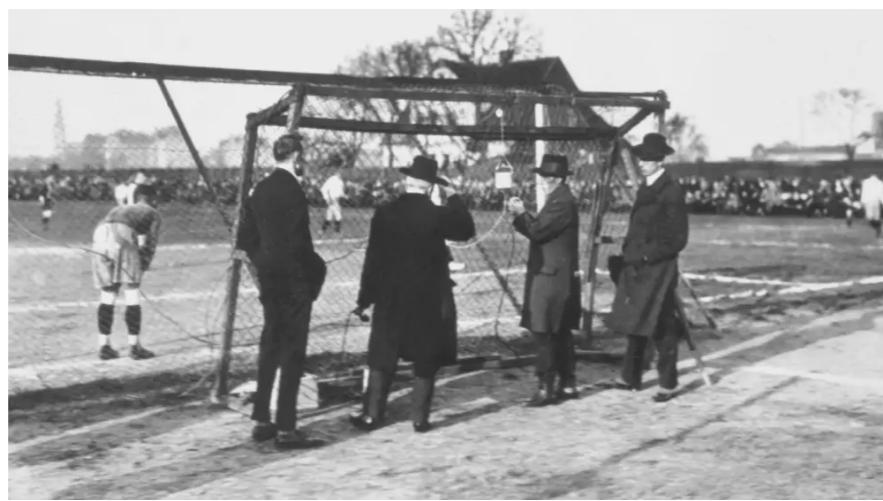
kurz vor dem Anpfiff seine Hörer begrüßen wollte, passierte: nichts. Keines seiner Worte gelangte nach draußen und in den Empfangsgeräten ertönte nur Rauschen. Die Enttäuschung war groß, zumal die Generalprobe am Vortag reibungslos verlaufen war. Doch ein findiger Techniker hatte eine Lösung: Zur Kommunikation mit dem Funkhaus wurde zusätzlich eine Telefonverbindung eingerichtet, die nun zweckentfremdet wurde. Anstatt mit einem Mikrofon kommentierte Ernst das Spiels, das mit einem 5:0-Auswärtssieg für Bielefeld endete, am Telefon. Im Nachhinein stellte sich heraus, dass ein übereifriger Posttechniker die für ihn unbekannte Schaltung entdeckt hatte und den vermeintlichen Fehler kurzerhand in Ordnung brachte.

Ein Pionier des Sportjournalismus

Den bedeutenden Moment deutscher Rundfunk- und Fußballgeschichte schilderte Ernst Jahre später so: „Also begann ich mit einiger Verspätung, dazu mit einem sehr merkwürdigen Gefühl und mit aus technischen Gründen gebotener, ungewohnter Stimmstärke meinen ersten Fußballbericht.“

Wie viele Zuhörer Ernst an Allerheiligen 1925 wirklich erreichte, ist nicht bekannt, doch sein Erbe lebt weiter. Fußball-Liveübertragungen sind ein fester Bestandteil der Sportberichterstattung und begeistern Millionen von Fans weltweit. So erreichte beispielsweise das EM-Spiel der deutschen Nationalmannschaft gegen die Schweiz 2024 über 26 Millionen Fernsehzuschauer.

Seit den Anfängen der Liveübertragung im Radio hat sich die Technik stetig weiterentwickelt. Doch alles lässt sich auf diesen einen Moment zurückführen: den 1. November 1925 und die Pionierarbeit von Dr. Bernhard Ernst. *Florian Hofmann*



Ein mit Maschendraht bespanntes Hockeytor diente zur Befestigung und zum Schutz des Mikrofons. Es spricht: Dr. Bernhard Ernst. Bildquelle: WDR

Was zwischen den Ohren passiert

Gefahr – so hieß das erste originär für das Radio verfasste Hörspiel, ausgestrahlt vor 100 Jahren. Neuer Stoff für den Rundfunk, der die Möglichkeiten des Radios aber noch unausgeschöpft lässt.

Oft wiederholt, nie kopiert: Am 24. August 1925 läuft mit *Gefahr* das erste Hörspiel über die deutschen Radiokanäle. Live durch die Nordische Rundfunk AG (NORAG) aufgeführt, wird die Sendung damals nicht aufgezeichnet und erreicht zudem nur einen Teil des Landes. Einen Umkreis von höchstens 150 Kilometern können die Sender abdecken. Im selben Jahr spielen deshalb auch die mittel- und die westdeutsche Sendeanstalt eine Version der deutschen Übersetzung von *A Comedy of Danger* von Richard Hughes (zuerst am 15. Januar 1924 von Radio London ausgestrahlt). Aufgrund der fehlenden Dokumentation hätte die Geschichte des Stücks hier enden können, doch als das englische Originalmanuskript wiederentdeckt wird, entscheiden sich 1961/62 auch einige deutsche Sender für eine Neuauflage.

Dunkelheit in der Kohlegrube

Als Teil einer größeren Besuchergruppe, aber doch getrennt von den Anderen besichtigen Mary und Jack eine Kohlegrube. Unvermittelt fällt das gesamte Licht aus. Im Dunkeln stößt ein weiterer Besucher, der ältere Mr. Bax, zu den beiden. Zunächst interpretiert die Gruppe den Stromausfall als vorübergehende Unannehmlichkeit; Mary hat sogar Freude daran, sich in der Dunkelheit ein Schreckensszenario auszumalen. Doch mit dem Geräusch von Explosionen sowie dem Heranrauschen von Wasser kippt die Stimmung. Thema des Gesprächs ist nun der Tod und die Frage, wer ihn mehr zu fürchten hat, der junge oder der alte Mensch. Schließlich trifft Rettung ein, doch zu spät: Mr. Bax lässt Mary und Jack den Vortritt und kommt ums Leben.

Gefahr ist das erste Stück, das originär für das Radio verfasst wird. Schon zuvor gab es Literatur im Radio. Allerdings waren das durchwegs sogenannte Sendespiele: mehr oder weniger rundfunktaugliche Bearbeitungen von vorliegenden Stücken und Literaturklassikern. Goethes *Die Laune des Verliebten*, Schillers *Wallensteins Lager* oder *Erster Klasse* von Ludwig Thoma laufen früher über den Sender. Auch, um hochkulturelle Werke einem breiten Publikum, dass sich einen Theaterbesuch nicht leisten kann, zugänglich zu machen. Doch tatsächliche Hörspiele sind sie nicht.

Zugegeben, mit *Zauberei auf dem Sender* gibt es einen echten Mitbewerber um das erste jemals in Deutschland gesendete Hörspiel. Das Stück lief schon am 24. Oktober 1924 über den Äther. Es stammt von Hans Flesch, dem künstlerischen Leiter der Frankfurter Sendegesellschaft SÜWRAG. Die Rundfunkgroteske, so der Untertitel, thematisiert die Störung des Sendebetriebs und wurde wohl ohne künstlerischen Anspruch

verfasst. Deshalb und, weil auch hier eine Aufzeichnung fehlt, ist heute unklar, was genau geboten wurde und ob der Beitrag wirklich als Hörspiel gelten kann.

Bescheidener Anfang einer baldigen Kunstform

Es ist zunächst aber auch nicht einfach, Hörspielautoren und -texte aufzutun. Die noch fehlende Aufzeichnungstechnik und seltene Wiederholungen der Stücke führen zu mageren Honoren. Außerdem halten etablierte Autoren das Radio für eine minderwertige Kunstform. Mit der Überlegung, ob der Rundfunk überhaupt selbst produzierend wirken oder sich auf die Übertragung und Reproduktion existierender Phänomene der Wirklichkeit beschränken muss, wird seine Geltung als Kunstform gar ganz angezweifelt.

Auch wenn *Gefahr* in der Rezension auf Kritik stößt, teils als zusammenhangslos und emotional wenig tiefgründig empfunden wird, hat Hughes dennoch einiges an Pionierarbeit geleistet, indem er eigens für den Rundfunk schrieb.

Da wird es auch verzeihbar, dass er sich eines Kniffs bedient, der zu Beginn der Hörspielgeschichte nur allzu verbreitet ist: Er taucht die Szene von Beginn an ins Dunkel und treibt die Handlung nur durch akustische Eindrücke und den emotionsgeladenen Dialog der Figuren voran.

Mehr Sinneseindrücke, erleichterte Vorstellungskraft

Dadurch nimmt er dem Hörer die Herausforderung, sich mittels Vorstellungskraft in eine optische Szenerie hineinzudenken. Ohne größere Anstrengung kann er an der Handlung teilhaben, denn die übertragenen Sinneseindrücke entsprechen genau denen der Charaktere.

Unzweifelhaft ist das Zeugnis der frühen Frage des Rundfunks, ob es möglich ist, über das Hör- auch das Sichtbare zu transportieren.

Glücklicherweise wird diese bald überwunden und die Hörspielautoren beginnen, die Imagination ihres Publikums höher zu schätzen und auch von hell erleuchteten Geschehnissen zu erzählen. Es stellt sich heraus: Das Hörspiel endet keineswegs im akustisch Wahrnehmbaren. Viel mehr dienen Musik, Geräusche und Sprache dem Hörer als Anstoß der Fantasie. Erst zwischen dessen Ohren entstehen alle möglichen und unmöglichen Welten, in die das Hörspiel entführen kann.

Laura Marek

Bachelor-Absolventin der Kommunikationswissenschaft und Master-Studentin der Informatik an der Universität Bamberg.

Der Kriminalfall in Hannover

Der Serienmörder Fritz Haarmann wird am 15. April 1925 hingerichtet. Das Motiv für dessen Gewaltverbrechen sieht die damalige Presse vor allem in der Sexualität des Täters. Der Fall zeigt, wie Medien Kriminalität auf ihre eigene Art konstruieren.

Das Vorgehen folgt stets einem Muster: Fritz Haarmann spricht „Strichjungen“ oder Ausreißer in und um den Hauptbahnhof in Hannover an, lädt sie – seine „Puppenjungens“, wie er sagt – zu sich nach Hause ein. Viele seiner Opfer tötet er bei oder nach dem Sexualakt mit einem Biss in die Kehle. Die Leichen zerlegt er, entsorgt Überreste im privaten Abort und in öffentlichen Gewässern. Die genaue Zahl der Opfer ist bis heute unbekannt. Letzen Endes wird Haarmann für die Ermordung von 24 Jungen und Männern verurteilt. Im April 1925 erfolgt die Hinrichtung mit dem Fallbeil.

Eines unterscheidet Haarmann von den vielen Serienmörtern der Zwischenkriegszeit: seine Homosexualität. Dies weckt die Höllenhunde des Sensationalismus. In der Publizistik der Weimarer Republik ist von den „sadistischen Lustmorden“ und der „Perversnatur“ des Täters die Rede; Haarmanns Sexualität wird Top-Thema innerhalb des Kriminalfalls.

Dies ist bedeutsam, geht die Repräsentation von Kriminalität in den Medien – die *Medienkriminalität* – doch weit über die bloße, berichterstattende Darstellung hinaus. Vor allem hat sie schöpferische Kraft: Medien kultivieren durch ihre Narrationen ein nachhaltiges Bild von Gewaltverbrechern in der

Öffentlichkeit. Sie vermögen Vorstellungen eher zu verfestigen denn zu hinterfragen; ihr Potenzial zur Reproduktion von Stereotypen ist enorm.

Schwuler Täter, Sensationspresse, schlimme Stereotypisierung ...

Wird nun Homosexualität – wie im Falle Haarmanns – als Motiv für Verbrechen dargestellt, kann dies ein Bild befeuern, dass schwule Menschen zwangsläufig in kriminelles Licht rückt. Das mediale Agenda Setting jener Zeit lieferte eben jenes Material, um diffuse Verunsicherung und Furcht vor allem Homosexuellem zu schaffen. Die dramatisierende Inszenierung entsprach weder dem Realphänomen der Kriminalität noch jenem der Homosexualität.

Für die Weimarer Republik war dies besonders brisant, bestand in jener Zeit doch erstmals Hoffnung auf die Entkriminalisierung gleichgeschlechtlicher Handlungen unter Erwachsenen. Diverse Reformvorschläge wurden diskutiert. Die Berichterstattung über die Verbrechen in Hannover trug wohl dazu bei, dass der berüchtigte Paragraf 175 nicht liberalisiert wurde; Homosexualität blieb Straftatbestand.



Kein Bild des Mörders wollen wir zeigen, vielmehr die Gedenkstätte für seine Opfer. 27 Namen, keine Todesumstände, sind in den Stein auf dem Friedhof in Hannovers Stadtteil Stöcken eingraviert.
Foto: Tim Schredder / Wikimedia Commons

Ja mehr noch: Die Drangsalierung von Homosexuellen nahm in der Folge stark zu; Szenelokale mussten schließen. Die „Schwulenkartell“ der hannoverschen Polizei wuchs rasant. Reichsweit stiegen die Verurteilungen: Wurden 1923 noch 445 Menschen wegen Vergehen nach Paragraf 175 verurteilt, so lag die Zahl in den Jahren 1925 bis 1927 mit durchschnittlich über 1.000 Verurteilungen auf einem Allzeithoch in der Weimarer Republik. Die Medien hatten daran Anteil, weil sie dem kollektiven Bewusstsein ein bestimmtes Bild von Homosexualität einzeichneten.

Der Fall Haarmann besaß eine exponierte Stellung: Er stellte das Dagewesene alltäglicher Kriminalität in den Schatten. Und um das Neuartige dieser Verbrechen einordnen zu können, griff die Massenpresse dankbar auf die Kategorien Homosexualität und Normalität zurück; grenzte beide scharf voneinander ab. Homosexualität wurde als Absonderlichkeit oder als extreme Einschränkung etikettiert – zur Sichtbarmachung, Untermauerung, Absicherung und Abgrenzung der universell wünschenswerten gesellschaftlichen Norm, eben der Heterosexualität.

Das *Hamburger Echo* schrieb: „Die Formen seines Körpers sind weibisch“, und attribuierte dem Verdächtigen ganz dem damaligen Zeitgeist entsprechend feminine Merkmale. Die *Deutsche Reichszeitung* aus Bonn bezeichnete die „Befriedigung homosexueller Gelüste“ als „peinlich-grausig.“ Und die kommunistische *Rote Fahne* aus Berlin berichtete, Haarmann „tobte sich an seinen Opfern in homosexuellen und sadistischen Orgien aus.“ Weitere Darstellungen sollen hier nicht reproduziert werden.

Die unterstellte Deformierung der Sexualität entsprach nach Auffassung des Journalismus wie selbstverständlich der Deformierung der Seele des Täters. Für viele Presseorgane galt Haarmann als erbärmlich, als unheimlich und wahnsinnig. Der Serienmörder wurde wiederholt als animalisches, triebgesteuertes Unwesen inszeniert. Sukzessive entmenschlichte die Publizistik Haarmann; sie wies ihm klar seinen Platz außerhalb der Gesellschaft zu.

... inklusive einer Stigmatisierung der Opfer

Mehr noch: Den Opfern Haarmanns wurde eine Mitschuld gegeben, schließlich hätten sie sich mit ihm eingelassen. Hannovers Polizeipräsident von Beckerath hielt sie für „mehr oder weniger verwahrlost und moralisch minderwertig.“ Diese Meinung wurde in einer polizeilichen Stellungnahme in beinahe allen großen Blättern der Zeit gedruckt. Nicht wenige der Überlebenden wurden vor Gericht gestellt. Besonders infam war die dreiteilige Serie „Das homosexuelle Deutschland“ im Wiener Boulevardblatt *Die Stunde*, das parallel zum Haarmann-Prozess eine reißerische und diffamierende Innenansicht der Homosexuellszene publizierte. Ist Homosexualität zugleich das Übel, ist die Ausgrenzung leicht gemacht. Die *B.Z. am Mittag* fragte nach dem Urteilsspruch rhetorisch:

„Glaubt denn wirklich jemand, daß das Gericht angesichts der vorhandenen Volksstimmung den Mut gefunden hätte, Haarmann straffrei ausgehen zu lassen?“ Die „Volksstimmung“ war gegen Haarmann; das Todesurteil reine Formsache. Den Rest besorgte das – selbst nach damaligem Maßstab – fragwürdige psychiatrische Gutachten, das Haarmann als voll schuldfähig auswies.

Die Kopplung der Homosexualität Haarmanns an seine Gewaltverbrechen war allerdings nicht einzig Kalkül zur Reichsweitensteigerung (Mord als „Mordgeschäft“). Infotainment spielte gewiss eine herausragende Rolle, aber genauso muss von individuellen Ressentiments – Berichterstattung ist in jener Zeit nicht selten tendenziös und stigmatisierend – ausgegangen werden. Auch der Diffamierung des politischen Gegners diente Haarmann als Vehikel: Er war unter anderem Polizeispitzel, was die kommunistische Presse süffisant heraushob. Und nicht zuletzt ist es möglich, dass die Berichterstatter – so mutmaßt der Kriminalhistoriker Thomas Kailer – mit dem Ausmaß der Gewaltverbrechen schlüssig überfordert waren, sie quasi nach dem angemessenen Umgang mit diesen Taten suchten.

Was bewegte Haarmann ...

Für Haarmann lassen sich eine Reihe von Faktoren finden, die dessen Verhalten erklären könnten. Sie sind ein komplexes Zusammenspiel aus biologischen, psychologischen, sozialen wie auch gesellschaftlichen und historischen Variablen. Für Haarmann sind etwa dessen belastendes familiäres Umfeld und fehlende Bindung festzustellen – beides könnte dessen Ephobie bedingt haben. Das Gros der Massenpresse hatte dafür nur wenig Interesse: Da sich die Berichterstattung auf die Vereinigung von „Krankheit der Sexualität“ (eben der Homosexualität) und unvorstellbarer Monstrosität fixierte, blieben für potenzielle Erklärungen schlüssig nur wenige Zeilen.

... und was bewirkte die Sensationsberichterstattung?

Über die Wirkung der damaligen Berichterstattung auf Homosexuelle lassen sich keine gesicherten Aussagen treffen. Allerdings ist anzunehmen, dass die Pressemeldungen negativ zum Selbstbild beitragen, ja die Entwicklung einer positiven schwulen Identität erschweren. Identifikationsmöglichkeiten waren seinerzeit ohnehin nur spärlich vorhanden. Gleichwohl: Einige wenige Lichtblicke gab es, die versuchten, der polarisierten Öffentlichkeit etwas entgegenzusetzen. Etwa der 1924 uraufgeführte Stummfilm *Michael* über die Liebe eines Malers zu seinem Modell. Oder die im selben Jahr gestartete erste lesbische Zeitschrift der Welt: *Die Freundin*.

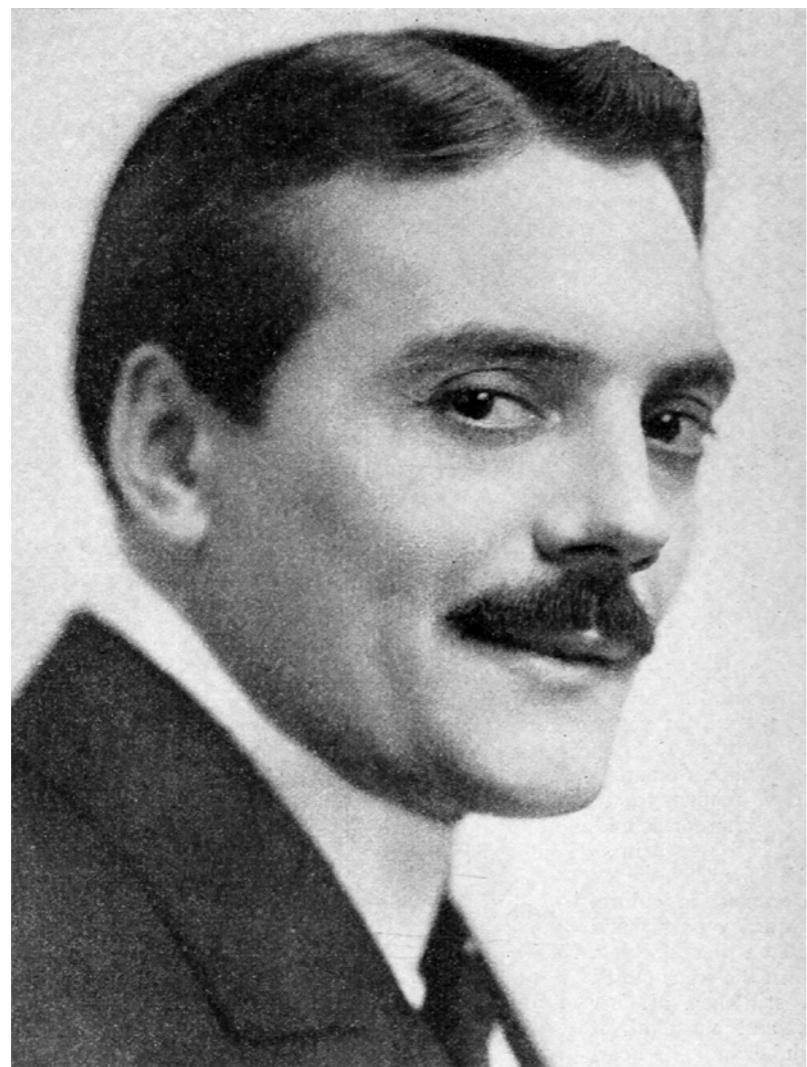
Matthias Kast

Matthias Kast M.A. ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Medien, Wissen und Kommunikation der Universität Augsburg.

Anmutige, Abenteurer und andere Akteure

Sehr lang ist die Liste der späteren großen Leinwandstars, die in unserem Jubiläumsjahr 1925 geboren wurden, in dem Jahr, als Chaplins *Goldrauch* und Eisensteins *Panzerkreuzer Potemkin* uraufgeführt wurden.

Doch fangen wir an mit einem, der vor 100 Jahren, am 31. Oktober 1925, gestorben ist: Max Linder. Er gilt als erster internationaler Filmstar überhaupt – und das, obwohl er nur eine Handvoll langerer Filme gedreht hat.



Porträt von Max Linder in der Zeitschrift *Photoplay* vom Februar 1917.
Foto: Lewis-Smith. Quelle: Wikimedia Commons

Dafür aber unzählige Kurzfilme (mehrere hundert sollen es gewesen sein, doch sind viele verschollen), wie es in den Nuller- und Zehnerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts, als die Bilder erst so richtig laufen lernten, üblich war.

Max, der galante Komödiant

Was bei ihm lief, war Galanterie. Meist mit Smoking, Zylinder und Glacéhandschuhen ausstaffiert, verführte er die Frauen, immer mit viel Komik. Sein Vorname wurde rasch zur Marke: *Max und die Liebe* hieß sein erster (rund einstündiger) Langfilm aus dem Jahr 1913, bei dem er auch Regie führte, *Max nimmt ein Bad*, *Max und sein Hund Dick*, *Max, der Tangolehrer* und so fort viele seiner

Kurzfilme. Dabei war Max Linder nur sein Künstlername; bürgerlich hieß er Gabriel-Maximilien Leuvieille. Produziert wurden alle seine Filme von dem einst größten Filmstudio der Welt: Pathé in Paris.

Im Weltkrieg diente er an der Front, wurde schwer durch Giftgas verwundet. Um 1920 versuchte er in den USA als Schauspieler Fuß zu fassen, mit mäßigem Erfolg. Auch in Frankreich war seine große Zeit vorbei. Der einstige strahlende Held starb verzweifelt: Er nahm sich, erst 41 Jahre alt, gemeinsam mit seiner Frau das Leben.

Sieben Weltstars Jahrgang 1925

Was Linder versagt blieb, hatten sieben Schauspieler, die in seinem Todesjahr geboren wurden, fast schon im Übermaß: Erfolg in Hollywood, sieben Akteure, die auf unterschiedliche

Weise die Ära des großen Starkinos teils über ein halbes Jahrhundert hinweg mit prägten: Paul Newman (geboren am 26. Januar 1925), Jack Lemmon (8. Februar), Rod Steiger (14. April), Tony Curtis (3. Juni), Peter Sellers (8. September), Richard Burton (10. November) und Rock Hudson (17. November).

Zählt man zusammen, wurden sie 33 mal für einen Oscar nominiert, Paul Newman allein zehn Mal. Erst bei seiner achten Nominierung wurde er (nach einem Ehrenoscar 1985) ausgezeichnet: 1986 für seine Hauptrolle in *Die Farbe des Geldes* als Billardspieler Eddie Felson. Den hatte er schon 25 Jahre zuvor in *Haie der Großstadt* erstmals gespielt und war für einen Oscar nominiert worden. Jack Lemmon

war acht Mal nominiert und wurde zwei Mal prämiert: 1956 für seine Rolle in *Keine Zeit für Heldentum* und 1974 für *Save the Tiger*. Größter „Verlierer“ an den Oscar-Abenden war Richard Burton: sieben Mal nominiert, kein Mal ausgezeichnet. Einen Oscar bekam 1968 der drei Mal nominierte Rod Steiger – für seine Rolle als von rassistischen Vorurteilen geprägten Polizeichef im Südstaaten-Fahndungsdrama *In der Hitze der Nacht* von Norman Jewison.

Die Charaktere, die die sieben „Jahrgangsbesten“ verkörperten, waren höchst unterschiedlich. Der Brite Peter Sellers und Jack

Lemmon glänzten vor allem in Komödien. So Sellers sechs Mal als trotteliger Inspector Clouseau in der *Rosarote-Panther*-Reihe des Regisseurs Blake Edwards oder, gleich in drei tragenden Rollen, in Stanley Kubricks fantastisch-böser Antikriegssatire *Dr. Seltsam oder: Wie ich lernte, die Bombe zu lieben*. So Lemmon zum Beispiel gleich in zehn Filmen an der Seite seines kongenialen Grummel-Partners Walter Matthau, beste Freunde auch im echten Leben. In sieben Filmen Lemmons führte Billy Wilder Regie – so auch in *Manche mögen's heiß*, der vielleicht besten Komödie aller Zeiten (wiewohl solche Superlative immer fraglich, stets Geschmacksache sind), hier an der Seite von seinem Altersgenossen Tony Curtis und, klar, der magischen Marilyn Monroe alias Sugar Kowalsky.

Rock Hudson hingegen war auf die Rolle des Liebhabers festgelegt – vor allem an der Seite von Doris Day in den Filmen *Bettgeflüster* und *Ein Pyjama für zwei*. Begonnen hatte seine große Karriere aber in Western, dann in großen Melodramen wie *Was der Himmel erlaubt* von Douglas Sirk. Dass der Schwarm vieler Frauen, in Deutschland von 1958 bis 1964 gleich je fünf Mal ausgezeichnet mit dem Bravo Otto und dem Bambi, schwul war, wurde erst postum öffentlich bekannt.

Richard Burton war der große Charakterdarsteller im Reigen dieser sieben vor hundert Jahren geborenen Stars. Sei es als Marcus Antonius in *Cleopatra* (seinem ersten von rund zehn Filmen gemeinsam mit seiner späteren Doppel-Ehefrau Liz Taylor), sei es als Alexander der Große, als *Spion, der aus der Kälte kam* oder als Mann im Eheclinch in *Wer hat Angst vor Virginia Woolf?*, wiewohl er auch in manchen (mal besseren, mal schlechteren) Horror- und vor allem Kriegsfilmen mitspielte. Und Paul Newman, der konnte einfach alles spielen: Sportasse, egal ob Boxchampions, Eishockeyspieler, Billardprofis oder Rennfahrer (der er auch privat war), Westernhelden wie in *Man nannte in Hombre* oder George Roy Hills *Zwei Banditen* an

der Seite von Robert Redford und Lebensretter wie in *Flammen des Inferno*, gebrochene Charaktere wie in *Die Katze auf dem heißen Blechdach*, Gentleman-Gangster wie in *Der Clou*, einen jüdischen Hagana-Aktivisten wie in *Exodus* und und und. Nur als Komödiant ist er mir weniger in Erinnerung, wenngleich manche seiner mehr als 50 Filme durchaus humorvoll waren.

Robert Altman und Konrad Wolf

Erinnert sei auch an zwei große Regisseure des Jahrgangs 1925 – ein Amerikaner und ein Deutscher. Robert Altman, geboren

am 20. Februar in Kansas City war, um noch einmal auf den prominentesten Filmpreis zurückzukommen, fünf Mal für den Oscar nominiert. Erhalten hat er „nur“ einen Ehrenoscar – 2005 für sein Lebenswerk. 86 Filme umfasst es, für 37 hat er auch das Drehbuch geschrieben. Damit ist er einer der großen Autorenfilmer des New Hollywood.

Der kriegskritisch-komödiantische Film *Mash*, spielend in einem Feldlazarett im Koreakrieg, war 1970 sein erster großer Erfolg, *Robert Altman's Last Radio Show* über die Produktion einer berühmten US-Hörfunksendung sein letzter, in die Kinos gekommen kurz vor Altmans Tod im Jahr 2006. Er drehte Filme über Country Music und über Buffalo Bill, über Modeschauen und das Leben in Los Angeles,



Erste Ausgabe des *Stern* vom 1. August 1948 mit Hildegard Knef als „Covergirl“.

les, über einen Gynäkologen zwischen vielen Frauen oder über einen Mord in einem englischen Adelssitz. Fast immer waren seine Satiren gesellschaftskritisch und meist wirkte ein riesiges Starenensemble darin mit.

Ganz anders war die Welt des Konrad Wolf. Geboren am 20. Oktober 1925 im schwäbischen Hechingen, emigrierte seine Familie mit ihm 1933 in die Sowjetunion. Er wurde russischer Staatsbürger, kämpfte für die Rote Armee, war dabei, als sie Berlin einnahm. Dann studierte er an der Moskauer Filmakademie, wurde schließlich Regisseur bei der DEFA, der

Filmgesellschaft der DDR. In *Ich war neunzehn* beschrieb er 1968 seine eigenen Kriegserlebnisse. Erfolg auch im Westen hatte sein 1980 auf der Berlinale mit einem Kritikerpreis ausgezeichnete Film *Solo Sunny* über die Lebenskrise einer ostdeutschen Schlagersängerin und die Situation der Jugend im (vorgeblichen) Arbeiter- und Bauernstaat. Von 1965 bis zu seinem frühen Tod im Jahr 1982 war er Präsident der Akademie der Künste der DDR. Heute ist die hoch renommierte Filmuniversität Babelsberg Konrad Wolf, Deutschlands größte akademische Filmausbildungsstätte, nach ihm benannt.

Goldrausch und ein Aufstand der Matrosen

Um nun auch noch ausführlich auf zwei der wohl bedeutendsten Filme einzugehen, die 1925 erstaufgeführt wurden, dafür fehlt uns jetzt leider der Platz. Erwähnt seien sie wenigstens.

Da ist einmal der vielleicht beste „Propagandafilm“ aller Zeiten (nochmal so ein sicher zu hinterfragender Superlativ): *Panzerkreuzer Potemkin*, dessen Regisseur, Sergei Eisenstein wir in Anno 23 gewürdigten haben.

Und da ist zum anderen die klassische Meisterkomödie *Goldrausch* von Charlie Chaplin, der schon in manchem Anno-Heft Erwähnung fand.

Die natürliche Anmut der Hildegard Knef

So viel haben wir nun über Männer berichtet, Schauspieler und Regisseure genannt. Da soll doch abschließend wenigstens eine Frau gewürdigten werden. Zitieren wir das Cover der ersten Ausgabe des *Sterns* vom 1. August 1948. Das Porträt einer jungen, blonden Schauspielerin ist darauf zusehen (mit Lippenstift und Wimperntusche). Sie wird so vorgestellt: „Der Stern unserer Zeit ist kein extravaganter Star. Natürliche Anmut bewundern wir an Hildegard Knef.“ 22 Jahre war sie damals alt, geboren am 28. Dezember 1925 in Ulm. Bereits in



sieben Filmen hatte sie da mitgewirkt, darunter heutige Klassiker des Trümmer- und Nachkriegskinos wie *Unter den Brücken* und *Die Mörder sind unter uns*. Noch berühmter, gar berüchtigt sollte die junge Schauspielerin 1950 werden mit ihrer Rolle in *Die Sünderin*, spielte sie darin doch eine Prostituierte, die am Ende in den Selbstmord geht, und war ganz kurz nackt zu sehen: Ein Skandal! Und ein Kassenerfolg.

Die Schauspielerin wird Sängerin

In den 1950er Jahren drehte Knef, die die US-Staatsbürgerschaft annahm, Filme in Hollywood und trat auf dem Broadway auf. In Deutschland reüssierte sie in den 1960er und 70er

Jahren vor allem als Chansonsängerin, für die es (so ihr großer Hit) „rote Rosen regnen“ sollte, – und schließlich als Buchautorin. 1970 erschien ihre ungemein erfolgreiche, in 17 Sprachen übersetzte Autobiografie *Der geschenkte Gaul*, 1975 *Das Urteil*, in dem sie sehr offen über ihre Krebserkrankung schrieb. In der Boulevardpresse wurde schließlich ausführlich über Schönheitsoperationen der einstig „natürlich Anmutigen“ berichtet. Umstritten war sie, ein Star blieb sie bis zu ihrem Tod am 1. Februar 2002.

Gestorben sind sie alle schon, die großen Filmschaffenden des Jahres 1925. In ihren Werken, soviel Pathos sei abschließend erlaubt, leben sie noch heute.

Markus Behmer

Russisches Originalplakat von *Panzerkreuzer Potemkin* aus dem Jahr 1925 (Graphiker unbekannt). Quelle: Wikimedia Commons

Jessenin und das Glaubensbekenntnis der Poesie

Am 28. Dezember 1925 nahm sich der russisch-sowjetische Dichter Sergei Jessenin dreißigjährig in Leningrad das Leben. Er wurde populär als „letzter Dichter des Dorfes“ und „Skandalist“, der zwischenzeitlich mit Isadora Duncan verheiratet war. Jessenins Suche nach einer Synthese aus dem alten und dem revolutionären Russland endete in tiefer Enttäuschung. Aber seine hochemotionale Dichtung ist geblieben.

1930 schrieb der russische Philologe Roman Jakobson in Prag einen seiner berühmtesten Essays: *Von einer Generation, die ihre Dichter vergeudet hat. „Der Westen“*, bemerkte Jakobson, begeisterte sich für die russische und sowjetische Kunst, „für die Ikonen und den Film, für das klassische Ballett und die neuen Theaterexperimente, für den gestrigen Roman und die heutige Musik. Doch mag es sein, daß die vielleicht größte der russischen Kunstarten, die Dichtung von heute, noch nicht zum Exportartikel geworden ist. Sie ist viel zu intim und nahtlos mit der russischen Sprache verbunden, um Mißgeschicke des Übersetzens zu überstehen.“ (Übers. Iris Knoop) Seither hat sich viel getan, man denke nur an Paul Celans Übertragungen russischer Poesie, die so frei sind, dass es müßig wäre, von „Missgeschicken“ zu sprechen. Und doch hat die Poesie den realistischen Roman und andere Kunstformen in der Gunst des internationalen Publikums nie einzuholen vermocht. Was aber machte die russische Poesie Jakobson zufolge so besonders? Wie nach der ersten Blüte der russischen Poesie im frühen 19. Jahrhundert, fuhr er fort, habe es auch in ihrer zweiten Blüte, dem frühen 20. Jahrhundert, als „Epilog“ eine Reihe schicksalhafter Todesfälle großer Dichter gegeben. Alexander Puschkin war 1837 mit 37 Jahren gestorben, Michail Lermontow 1841 mit 26 Jahren – beide nach Duellen. Knapp hundert Jahre später wählten in den Jahren nach der Oktoberrevolution die beiden populärsten russisch-sowjetischen Dichter den Freitod: Sergei Jessenin als Dreißigjähriger (1925) und Vladimir Majakowski mit 36 Jahren (1930).

Das vulnerable Gesicht der Moderne

Jessenin war der Sänger des Dorfes und der Birken, des Bauerntums, sodann des bürgerlichen Aufstands, der mythisierten Revolution, des zwiespältigen „Nachdenkens über industrielle Kraft“ und „Motorengebell“, also der versuchten Ankunft in der bolschewistischen Moderne, aber auch der Großstadtkneipe und des dandyhaft drapierten, heillos betrunkenen Skandals in der großen Welt, des Fremdseins in der geliebten Heimat und schließlich: einer himmelschreienden, alles überschattenden Enttäuschung am Leben.

Majakowski, eigentlich ein grandioser Liebeslyriker (so in „Wolke in Hosen“, 1914), wurde am Ende der 1910er Jahre mit Gedichten wie „Der linke Marsch“ und Poemen wie „Hundert-fünfzig Millionen“ zur Stimme der bolschewistischen Revolution. Wenn Majakowski die urbanistisch-futuristische Dominante der modernen russischen Poesie verkörpert, so steht

Jessenin für ihre rural-nostalgische Schlagseite, man könnte auch sagen: Jener zeigt das aggressive, dieser das vulnerable Gesicht der Moderne. Beide aber hatten das eigene Ende in ihren Gedichten immer wieder künstlerisch vorweggenommen, ja angekündigt – „Ich kam auf diese Erde, um sie baldmöglichst zu verlassen“, hatte Jessenin 1914 noch nicht zwanzigjährig gedichtet –, bis diese scheinbar stilisierten Botschaften von dem hypnotisierten Publikum nicht mehr überhört werden konnten.

Als Sergei Jessenin sich am 28. Dezember 1925 in einem Zimmer des Hotels Angleterre in Leningrad aufhängte, hinterließ er ein kurzes Abschiedsgedicht:

Freund, leb wohl. Mein Freund, Auf Wiedersehen.

Unverlorner, ich vergesse nichts.

Vorbestimmt, so wars, du weißt, dies Gehen.

Da's so war: ein Wiedersehn versprichts.

Hand und Wort? Nein, laß – wozu noch reden?

Gräm dich nicht und wird mir nicht so fahl.

Sterben – nun, ich weiß, das hat es schon gegeben;

doch: auch Leben gabs ja schon einmal.

(Übers. Paul Celan)

Gerade Majakowski, mit Jessenin nie eng verbunden, blieb dieses Lebwohl ohne „Hand und Wort“ im Halse stecken. „Nein, Jessenin / mir gelingt / kein Lächeln, – / Schmerz, / nicht Spott, / hält mich beim Hals gepackt“, bekannte Majakowski einige Monate später in „An Sergei Jessenin“ voll tiefer Anteilnahme. Er klagt darin reflexartige Reaktionen der Öffentlichkeit auf Jessenins Selbstmord an. „Sehn Sie, / hätt auf Sie / statt der Boheme / die Klasse / eingewirkt, / man brauchte keinen Nekrolog“, umschreibt Majakowski diese latente Vorphaltung vonseiten des kulturpolitischen Establishments, die besagt, dass der Bauernsohn Jessenin sein ohnehin tönernes proletarisches Klassenbewusstsein leichtfertig im Alkohol ertränkt habe. Majakowski erwähnt, hier durchaus sarkastisch: „Leider / trinkt die Klasse / auch nicht Kwaß und Wasser ...“ Im Wissen um seine eigene Obsession mit dem Ende konnte Majakowski dennoch nicht einstimmen in Jessenins bitteren Weltschmerz, und er fragt: „Ist das schön: / daß die Selbstmordziffer steigt? / Sinnlose Zahl! / Besser wärs, / die Produktion von Schreibzeug / zu erhöhn!“ Zwar gibt Majakowski zu, dass das Zeitalter „ein bisschen schwierig sei für die Feder“,

um sich in dem gedichteten Nachruf schließlich doch wieder zu revolutionärem Optimismus und dem Glauben an den Umbau zu überreden: „Unser Erdplanet erweist / den Lustbarkeiten / wenig Gust. / Jede Freude / muß / dem Kommenden / entrissen werden. / Sterben / ist hienieden / keine Kunst. / Schwerer ists: / das Leben baun auf Erden.“ (Übers. Hugo Huppert).

Zwischen alter Rus und neuer Sowjetunion

Solche Lösungen ändern nichts daran, dass Jessenin zwischen der Erwartung so vieler Leser, er möge weiter und weiter das alte Russland – die moskowitische Rus – besingen, und andererseits dem Druck, in der Sowjetunion anzukommen, zerrieben worden war. „Ich bin kein neuer Mensch, / Was soll ich's leugnen?“, heißt es im Gedicht „Die abtretende Rus“ (1924). Jessenin, gebürtig aus Konstantinowo im Gouvernement Rjasan, hatte sich nach seiner Übersiedlung zunächst nach Moskau (1912), dann nach Petersburg/Petrograd (1915) von der dörflichen Welt losgesagt und sehr bald festgestellt, dass er nicht imstande wäre, das Leben zu „bauen“ und auf die leuchende Zukunft des Kommunismus zu wetten, wie von Majakowski gefordert. Doch wie wir wissen, hat auch Majakowski diesen von ihm propagierten Weg nicht durchgehalten und ist letztlich an ihm verzweifelt.

In Jessenins schönsten Gedichten ist die alte Welt im Entschwinden, entrückt, aber umso mehr als bleibendes Bild festgehalten, wie in diesen Versen von 1916:

*In meiner Heimat leb ich nicht mehr gern,
Buchweizen ruft, aus Weiten, endlos großen.
Ich laß die Kate Kate sein, bin fern,
ich streun, ein Dieb, umher im Heimatlosen.*
(Übers. Paul Celan)

Oder in einem Gedicht von 1917 – bereits im Strudel der revolutionären Umwälzungen –, das in Celans Übertragung den Titel „Rätselhaftes“ trägt:

*Rätselhaftes, nie erraten,
fern, auf andrem Feld.
Ich – ein Gast, hierhergeraten
auf die Hügelwelt.*

Traum von der anarchisch-bäuerlichen Revolution
Während er sich noch in monarchistischen Kreisen bewegte und sogar eine Begegnung mit der Zarenfamilie hatte, näherte sich Jessenin in jenen Jahren den Linken Sozialrevolutionären an. Er träumte von einer anarchisch-bäuerlichen Revolution, die „bei weitem linker“ wäre als die bolschewistische (wie er noch 1922 zu sagen wagte). Leo Trotzki bemerkte gönnerhaft, Jessenin – einer der sog. „Mitläufer“ der Revolution – sei „zwar linker als wir Sünder“, dennoch „rieche er nach Mittelalter“.

Jessenin unternahm damals lange Reisen nach Deutschland und in die USA, nachdem er 1922 unter den Augen der WeltPresse in zweiter Ehe die berühmte amerikanische Tänzerin Isadora Duncan geheiratet hatte. Während der Überfahrt nach New York habe er angesichts der Wunder der Technik „dem ärmlichen Russland die Liebe für immer aufgekündigt“, behauptete er in einem Reisebericht 1923 – wohl nicht zuletzt auf Trotzkis Wohlwollen hoffend. Aber weder in Amerika, im Schleptau seiner Frau, des Weltstars, noch zurück im Moskau der Neuen Ökonomischen Politik (NÖP), noch im Dorf seiner Kindheit fand Jessenin das Glück. Die Ehe mit Isadora Duncan ging nach einem Jahr wieder in Brüche.

Wladislaw Chodassewitsch, der große Dichter der russischen Emigration, bemerkte in einem Nachruf 1926: Jessenin „spürte die ganze schändliche Diskrepanz zwischen den bolschewistischen Lösungen und der sowjetischen Wirklichkeit. Er fing wieder an zu trinken, und seine betrunkenen Skandale hatten zunächst die Form antisemitischer Ausfälle. Hier kam zum Teil eine alte Prägung zum Ausdruck, und die Erbitterung Jessenins nahm die gröbste und primitivste Form an.“ (Übers. Frank Göbler). So enthemmt Jessenins Verhalten gemäß vielen Zeitgenossenerinnerungen war, kamen ihm doch Intuition und Fähigkeit zur Distanz nicht abhanden. In seinem vielleicht bekanntesten Gedicht, „Die sowjetische Rus“ (1924), heißt es:

*Ach, Heimat! Welch höchst komische Figur
geb ich hier ab: hohlwangig, hektisch, krank.
Die Sprache all der Leute ist mir stumm.
Ich bin ein Emigrant im eigenen Land.*
(Übers. Rainer Kirsch)

Chodassewitsch nennt Jessenins Lebensgeschichte nicht zu Unrecht eine „Geschichte von Irrungen“. Dennoch bleibe „etwas, was zutiefst für ihn einnimmt. Gleichsam durch all diese Irrungen hindurch tritt eine große, wertvolle Wahrheit hervor.“ Chodassewitsch meint damit nicht nur jene künstlerische Wahrheit, die in der emotionalen Intonation von Jessenins Vers liegt – und über die sich von dem Symbolisten Alexander Blok über den Formalisten Juri Tynjanow bis zu Majakowski alle einig gewesen waren. Chodassewitsch deutet eine moralische Gerechtigkeit an, auf die kein anderer als Ossip Mandelstam in seiner *Vierten Prosa* (1929/1930) mit bemerkenswertem Nachdruck zu sprechen kam: „Es gibt einen herrlichen Vers, den zu wiederholen ich nicht müde werde ...“ Und Mandelstam zitierte aus Jessenins Gedicht „Betrügen werde ich mich nicht ...“ (1922): „... ich habe keine Wehrlosen erschossen in dunklen Verliesen ...“ Jessenins Vers bezieht sich auf den Bürgerkrieg, den Roten Terror. Mandelstam kommentierte, dieser Vers sei „das Glaubensbekenntnis, der authentische Kanon eines echten Schriftstellers, des Todfeindes der Literatur“. Was meinte er damit? Unter „Literatur“ versteht Mandelstam Staatskunst, Lohnschreiberei und – nun im Zeichen des

Stalinismus – Inkaufnehmen oder gar Verüben hinterhältiger Gewalt. Im Kontrast dazu fiel der Dichter Sergei Jessenin, von Mandelstam liebevoll Serjoscha genannt, hältlos durch alle Maschen – was ihn nicht vor Legendenbildung und Vereinnahmung gefeit macht. So kursieren bis heute Gerüchte, er sei in Wirklichkeit von der sowjetischen Geheimpolizei ermordet worden. Aber das Abschiedsgedicht („Freund, leb wohl. Mein Freund, auf Wiedersehen“) spricht für sich. Jessenins Stimme geht auch heute, hundert Jahre nach seinem Freitod, noch ans Herz. Und sein Glaubensbekenntnis der Poesie bleibt gültig.

Christian Zehnder

Christian Zehnder ist Professor für Slavische Literatur an der Universität Bamberg.



Melancholie im Blick: Sergei Jessenin kurz vor seinem Tod im Jahr 1925.
Quelle: Wikimedia Commons

Das schwarze Schaf vom Niederrhein

„Sterben kann man nicht üben, Beerdigungen aber schon.“ Mit seinen Milieustudien vom niederrheinischen Gemüt trifft der „Moerser Jung“ Hanns Dieter Hüsch das Herz seines Publikums.

„Mein Leben verdanke ich meinen Füßen“. So beginnt Hanns Dieter Hüsch, Kabarettist aus dem niederrheinischen Moers, seine Autobiographie (*Du kommst auch drin vor*, 1990). Als er im Mai 1925 das Licht der Welt erblickt, „standen meine Füße bei der Geburt 180 Grad exakt nach hinten und in der Achse 90 Grad nach innen“. Den Jungen erwarten Jahre voller Schmerz und Qual. Mit seinen eingegipsten Beinen und den endlosen Krankenhausaufenthalten wird Hanns Dieter zwangsläufig zum Allein-Unterhalter. Auf der Straße mit Kindern zu toben ist unmöglich. Er verbringt Stunden bei Tanten und Onkeln an den Küchentischen. Das prägt. Im späteren Leben fragen die Leute Hüsch nach einem Bühnenabend oft: „Sie müssen in unserer Küche gesessen haben. Woher wissen Sie das bloß?“ Seine Füße sichern sein Überleben sehr existiell: Hüsch wird wehrunfähig geschrieben. Die Hälfte seiner Abiturklasse von 1943 fällt in Russland. „Vielleicht säße ich sonst gar nicht hier“, sagt er dem Kölner Theologen und Journalisten Martin Buchholz in langen Gesprächen (*Was machen wir hinterher?*, 2010). Nach dem Krieg starten in Moers erste Kleinkunstprojekte, so „der Club der schwarzen Schafe“. Vater Hüsch kommentiert „dummes Zeug“, und drängt den Junior in ein aussichtloses Gießener Medizin-Studium: „Da war ich eine Null“.

Schnell folgt die Flucht an die Uni Mainz: Theaterwissenschaft, Philosophie. Zusammen mit einer Jazzband unterhält Hüsch die Studentenschaft mit Songs a lá „Ich bin ja so unmusikalisch“. Die „Arche Nova“, ein Mainzer Kabarettprojekt, wird gegründet. Dann erreicht ein Brief des Südwestfunks aus Baden-Baden die Mainzer Einzimmer-Wohnung, wo Hüsch mit seiner Frau Marianne, Tochter Anna und gebrauchtem, selbst bepinseltem Kinderwagen lebt („wie neu!“). Hüsch verdingt sich tagsüber als Nachrichtensprecher („Reisekosten und sonstige Diäten übernimmt der Sender“), abends steht er auf der Bühne.

Mit der „philicorda“ auf Endlos-Tour

Besser: Er sitzt, ab den 1960er Jahren immer hinter seiner braunen, wimmernden Philips-Orgel „philicorda“. Die schleppt er sein langes Bühnenleben mit, was durchaus beschwerlich ist. Bei bis zu 200 Auftritten im Jahr, von Langeoog bis Oberamergau, von Elmshorn bis Dresden. Er reist per Zug, ab und



an mit Fahrer, hat selber keinen Führerschein. Im Laufe seiner Karriere erarbeitet Hüsch etwa 50 Kabarettprogramme, in denen er oft mit verblüffender Leichtigkeit in einen Dialog mit dem Publikum kommt: „Haben Sie das auch schon erlebt?“. Er sitzt den Leuten gegenüber, leicht erhöht auf der Bühne, redet aber nie „von oben herab“. Die so genannten „kleinen Leute“ vom Niederrhein bieten ihm Stoff für seine Parodien und Milieustudien. Der Austausch bleibt immer herzlich, vielleicht sei es „das offenwarme Gemüt, das sie wie ein Netz täglich über mich werfen“, vermutet Hüsch.

Gut getroffen findet er einen Satz in der *Stuttgarter Zeitung*: „Hüsch liebt die Menschen, die er verspottet“. Sein Bühnenvortrag: Atemlos und stakkatoartig. Der Kabarettist, der „seine Pausen mit eigenem Gelächter füllt“, mäkelt der *Spiegel*. Das ficht Hüsch nicht an. Er will nicht „missionieren“, aber bewegen, anrühren. Ideologien sind ihm suspekt. Viele Studenten und Genossen sehen das aber anders. Beim linken Liedermacher-Festival auf Burg Waldeck 1968 wird Hüsch gnadenlos ausgebuht. Zeit seiner schwersten künstlerischen Krise.

Familiäre Schicksalsschläge kommen hinzu. „Ich bin ein Protestant mit Hang zum Katholizismus“. Ab 1985 tritt Hüsch regelmäßig bei Kirchentagen auf. Zeiten der Bürgerbewegungen, die Partei Die Grünen – eben erst gegründet. Der „Seelen-Hirte“ und „heilige Narr“ (Buchholz) Hüsch findet im bibelfesten damaligen NRW-Ministerpräsidenten Johannes Rau einen engen Freund und Vertrauten. Grundstürzende Katastrophen, wie der Brandanschlag von Solingen 1993, werden gemeinsam ge- und ertragen. Hüsch erkrankt 1998 schwer; in kräftezehrenden, letzten Auftritten „übt ein alter Mensch den Abschied“ (Hüsch). Er stirbt 2005, mit 80 Jahren. Im Frühjahr 2025 verabschieden sich die Größen der alpenländischen Kabarett-Szene wie Hader, Polt, Jonas, Zimmerschied in einer SZ-Traueranzeige von einer geschätzten BR-Kulturjournalistin. Eine Lösung ihres niederrheinischen Kollegen Hanns Dieter Hüsch stellen sie voran: „Vergnügt, erlöst, befreit“.

Ulrich Meer

Der Kabarett-Fan Ulrich Meer ist freier Journalist; sein Schwerpunkt ist Zeitgeschichte.

Hüsch bei einem Auftritt im Jahr 1974; ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv / Foto: Christof Sonderegger

Zur lex Heinze

(Zeichnung von F. von Reznicek)

1900

neunzehnhundert

Lex Heinze

Ein Schwein, wer Schlimmes dabei denkt. So legt es die Zeichnung des berühmten *Simplicissimus*-Karikaturisten Ferdinand von Reznicek nahe: „Pfui Teufel!“ spricht die Sau zur Venus von Milo. „Wie kann man so ohne Borsten herumlaufen?“ Was war der Anlaß? Auf Initiative von Kaiser Wilhelm II. sollten im Reichsstrafgesetzbuch Vorschriften gegen Pornografie und Kuppelei drastisch verschärft werden. Da Paragraph 184 gegen „unzüchtige Schriften, Abbildungen und Darstellungen“ sehr allgemein formuliert war, wurden willkürliche Zensurmaßnahmen in Theatern wie auch gegen Kunstwerke und Druckschriften möglich.

Dagegen formierte sich breiter Widerstand von Künstlern, Literaten und liberalen sowie sozialdemokratischen Politikern, so dass schließlich das Gesetz am 25. Juni 1900 vom Reichstag in abgeschwächter Form verabschiedet wurde.

Die zweifelhafte Ehre, als „Namensgeber“ des Gesetzes bekannt zu werden, hatte übrigens eine unzweifelhaft unehrenhafte Person: Hermann Heinze war ein Berliner Zuhälter, der bereits 1887 wegen Körperverletzung mit Todesfolge verurteilt worden war. Nach 15 Jahren wurde Heinze aus dem Gefängnis entlassen. Das „Lex Heinze“ blieb bis 1973 in Kraft, als das Sexualstrafrecht reformiert wurde.

Markus Behmer

Brend'amour, Simplicissimus & Co.

„Pfui Teufel! Wie kann man so ohne Borsten herumlaufen?“

Ferdinand von Reznicek: Zur lex Heinze.
In: *Simplicissimus*, 4. Jg. vom 27.02.1900, S. 396

Reznicek

„Jeder kann kochen“

Wie sich auch im Film *Ratatouille* gezeigt hat, hat jeder das Potenzial, der Beste zu werden in dem, was er liebt. Um Schätze der Kulinarik finden zu können, mag einem wohl zuerst der *Guide Michelin* einfallen. Anfangs verfolgte dieser jedoch noch ein anderes Ziel.

Die Reifenfirma Michelin wollte ursprünglich den damals noch wenigen Autobesitzern lediglich eine Hilfestellung im Umgang mit dieser neuartigen Technologie liefern. Um den Absatz ihres Geschäfts zu steigern, erarbeitete deren Touristikabteilung für die Weltausstellung 1900 einen Wegweiser, welcher sowohl Orte für Erholungspausen als auch Werkstätten, Tankstellen, Tipps für eigenständige kleinen Reparaturen oder nötigenfalls passende Adressen für größere enthielt.

Wurde anfangs noch versucht, alle Tipps in einem Heft unterzubringen, sind sie heute auf themenspezifische Ausgaben aufgeteilt. Egal, ob man einen allgemeinen Touristik-Reiseführer (grünes Cover) mit interessanten Touren und Sehenswürdigkeiten präferiert oder in ausgezeichneten Gaststätten seinen Gaumen verwöhnen lassen möchte (rotes Cover) – jeder kommt auf seinen Geschmack und die Bewertungseinheiten sind seit 1936 auch weltweit einheitlich:



* interessant
** nicht verpassen
*** unbedingt besichtigen

* einen Stopp wert
** einen Umweg wert
*** eine Reise wert

Bei Restaurants sind dabei die Kriterien Produktqualität, Know-How und Originalität der Gerichte ausschlaggebend für die Bewertung und das sowohl über die Zeit als auch die gesamte Karte hinweg. Die Sterne werden jährlich nach einstimmigem Beschluss in sogenannten Sternekonferenzen verliehen und anders als die Bezeichnung „Sternköchin“ vermuten lässt, gilt die Vergabe der gesamten Küche und nicht allein dem chef de la cuisine.

Wie es Gusteau's Restaurant in dem berühmten Disney-Klassiker *Ratatouille* schon zum Verhängnis wurde, können bei nachlassender Leistung Sterne wieder aberkannt werden. Dazu muss nicht unbedingt eine Ratte die Kontrolle über die Küche übernehmen, es reicht mitunter auch ein Besitzerwechsel aus.

Fun Facts

Das Michelin-Männchen heißt Bibendum („Nunc est bibendum“ lat.: „Jetzt lasst uns trinken“), kurz Bib – Namensgeber der Auszeichnungen Bib Gourmand für gutes Preis-Leistungs-Verhältnis. Es wurde 1894 erfunden und hat einen Hund namens Bubbles.

Bibendum hatte unter anderem eine Rolle im französischen Kurzfilm *Logorama* und in einigen Ausgaben von *Asterix bei den Schweizern*.

Es stellt einen Stapel Autoreifen dar, ist aber weiß, da diese erst seit 1912 durch Kohlenstoff als Konservierungs- und Verstärkungsmittel schwarz gefärbt wurden.

Aus Sorge, nach dem Zweiten Weltkrieg könnten Schilder und Wegweiser zerstört worden sein, wurde die Vorkriegsausgabe des *Guide Michelin* von 1939 „for official use only“ neu aufgelegt, damit sich die Alliierten nach dem D-Day, der Landung der Alliierten im von deutschen Truppen besetzten Frankreich, anhand der dort verzeichneten Landkarten zurechtfinden würden.

Lukas Stark

Student der Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.

Was vor 125 Jahren als Wegweiser für Kraftfahrer begann, ist heute der prominente Gastronomieführer der Welt: Ausgabe des deutschen *Guide Michelin* von 2025.

Zwischen Himmel, Worten und Sternen

Ein Mann, der die Lüfte durchflog und die Herzen berührte, bleibt bis heute unvergessen – durch seine Worte, seine Träume und seinen kleinen Prinzen: Der französische Schriftsteller Antoine de Saint-Exupéry.

Sein Name ist für viele untrennbar mit seinem bekanntesten Werk *Der kleine Prinz* verbunden. Doch hinter dem Mann, der diesen zeitlosen Klassiker schuf, verbirgt sich eine Geschichte voller Abenteuer, Gefahren, poetischer Gedanken und einer tiefen Sehnsucht nach dem Wesentlichen. Er war Pilot, Schriftsteller, Träumer, aber vor allem ein Mensch, der die Welt mit offenen Augen und einem noch offeneren Herzen betrachtete. Sein Leben, das viel zu früh endete, leuchtet bis heute wie der Stern, von dem er selbst sagte, dass er jedem Menschen gehört, der mit dem Herzen sucht.

Antoine Marie Jean-Baptiste Roger de Saint-Exupéry wurde am 29. Juni 1900 in Lyon in eine aristokratische Familie geboren. Sein Leben begann mit einem Verlust: Der Vater starb, als Antoine gerade vier Jahre alt war. Von da an lag die Verantwortung für die Erziehung der fünf Kinder allein bei seiner Mutter, die eine Quelle der Inspiration und Zuneigung für ihn wurde. Sie weckte in ihrem Sohn die Liebe zur Literatur und Kunst und ließ ihm den Freiraum, seine Träume zu verfolgen. Ihre innige Verbindung zeigt sich auch in den Briefen, die er ihr später schrieb und die ein zärtliches Zeugnis ihrer Beziehung sind.

Aufgewachsen in einem Schloss

Ein großer Teil seiner Kindheit spielte sich auf Schloss Saint-Maurice-de-Rémens ab, dem rund 50 Kilometer östlich von Lyon am Fuße der Alpen gelegenen Anwesen seiner Großmutter. Für Antoine war dies ein Zufluchtsort, ein magischer Raum, der die Fantasie beflog. Später schrieb er: „Das Wunder eines Hauses besteht nicht darin, dass es uns schützt oder wärmt, sondern darin, dass es einen Vorrat an Beglückung in uns aufgespeichert hat.“ Diese Erinnerungen prägten ihn, genauso wie seine Begeisterung für Technik und das Fliegen. Bereits als Junge bastelte er mit seinen Geschwistern an kleinen Erfindungen, und ein Flug mit zwölf Jahren, den ihm ein Pilot ermöglichte, weckte in ihm eine lebenslange Leidenschaft für den Himmel.

Doch der Weg zum Piloten war kein geradliniger. Nach der Schule begann er ein Architekturstudium, scheiterte jedoch bei der Aufnahmeprüfung zur Marineschule. In einer Phase des Suchens begann er, erste Gedichte zu schreiben, die seine literarische Neigung zeigten, auch wenn der Erfolg auf sich warten ließ.

Erst als er 1921 in die französische Armee eintrat und eine Pilotenausbildung begann, fand er zu seiner Bestimmung. Fliegen wurde für ihn nicht nur ein Beruf, sondern eine Lebensphilosophie. Sein Leben nahm eine entscheidende Wendung, als er 1926 Pilot bei der Luftpostgesellschaft Aéropostale wurde. In einer Zeit, in der die Luftfahrt noch in den Kinderschuhen steckte, war das Fliegen ein Abenteuer voller Gefahren. Er überquerte Wüsten und Berge, trotzte Stürmen und flog oft auf Sicht. Diese Erfahrungen prägten nicht nur ihn selbst, sondern auch seine literarischen Werke. Während seiner Zeit als Luftpostpilot schrieb er seinen ersten Roman *Südkurier*, der von der Einsamkeit und Verantwortung eines Piloten erzählt. Sein nächstes Werk, *Nachtflug*, brachte ihm 1931 den Femina-Preis ein und festigte seinen Ruf als Schriftsteller.

Doch sein Leben war geprägt von Extremen. Er überlebte mehrere Flugzeugabstürze, darunter einen, der ihn 1935 in der libyschen Wüste stranden ließ. Vier Tage kämpfte er zusammen mit seinem Mechaniker gegen Durst und Hitze, bevor sie von Beduinen gerettet wurden. Diese existenzielle Erfahrung, in

50 Francs-Note der Banque de France aus dem Jahr 2008.

Quelle: Wikimedia Commons



der er dem Tod so nahe war, verarbeitete er in *Wind, Sand und Sterne*. Das Buch wurde ein internationaler Erfolg. Es zeigt, wie eng Fliegen und Schreiben für ihn verbunden waren. In den Lüften fand er eine Perspektive, die ihn die Welt und die Menschen aus einer neuen Tiefe heraus verstehen ließ.

Während des Zweiten Weltkriegs meldete sich Saint-Exupéry freiwillig als Aufklärungsflieger. In einem Brief schrieb er: „Alles, was ich liebe, ist bedroht. Wie könnte ich untätig bleiben?“ Seine Missionen waren gefährlich, doch sie inspirierten ihn auch zu neuen Werken. In *Flieger im Krieg* verarbeitete er die inneren Konflikte eines Mannes, der zwischen Pflicht und Menschlichkeit stand.

Nach der Niederlage Frankreichs war er in die USA emigriert. Hier, in New York, schrieb er 1942 *Der kleine Prinz*, ein Buch, das sich an Kinder richtet, aber alle Altersgruppen anspricht. Es ist eine poetische Parabel über Liebe, Freundschaft und die Suche nach dem Wesentlichen. Mit seinen eigenen Illustrationen verlieh er dem kleinen Prinzen ein Gesicht. „Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar“. Dieser Satz wurde zu einem der berühmtesten Zitate der Weltliteratur. *Der kleine Prinz* wurde in rund 500

Sprachen und Dialekte übertragen gilt damit als das nach der *Bibel* und dem *Koran* am häufigsten übersetzte Buch der Welt. Es wurde über 140 Millionen Mal verkauft.

Im Mai 1943 ging Saint-Exupéry nach Algerien und meldete sich wieder bei den Luftstreitkräften, doch wurde er nur für wenige Aufklärungsflüge eingesetzt. Von seinem letzten, zu dem er am 31. Juli 1944 auf Korsika gestartet war, sollte er nie zurückkehren. Sein Verschwinden blieb lange ein Rätsel, bis 1998 Wrackteile seines Flugzeugs im Mittelmeer gefunden wurden. Die genauen Umstände seines Todes bleiben unklar, doch sein Vermächtnis lebt weiter.

Saint-Exupéry war ein Mann, der das Fliegen als Metapher für das Leben verstand. Er sah den Himmel nicht nur als Ort des Abenteuers, sondern als Quelle der Erkenntnis. Er war ein Dichter, ein Pilot, ein Träumer, dessen Stern noch immer leuchtet. „Jeder Mensch hat seine eigenen Sterne“, schrieb er. Sein Stern erinnert daran, dass es nie zu spät ist, nach dem Wesentlichen zu suchen – und dass die Antworten dort zu finden sind, wo man mit dem Herzen hinblickt. *Anastasia Grett*

Studentin der Bamberger Kommunikationswissenschaft.

Pazifist und Humorist

Als Chefredakteur der Zeitschrift *Die Jugend* hatte er im „Dritten Reich“ versucht, die Freiheit des Humors zu verteidigen. Fünf Jahre Haft im KZ Sachsenhausen waren der Preis, den Arnold Weiss-Rüthel dafür bezahlen musste.

Er ist einer der vielen heute vergessenen Literaten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts: der Humorist und Satiriker, Lyriker und Romancier, Hauptschriftleiter und Chefdrdramaturg Arnold Weiss-Rüthel. Am 21. Februar 1900 wird er als Arnold Weiss in München geboren, entwickelt Interesse an der Schauspiel- und Kabarettkunst und gehört nach dem Ende des Ersten Weltkrieges zu den Boheme-Zirkeln der Isar-Metropole. Aus Arnold Weiss wird das Künstlerpseudonym Arnold Weiss-Rüthel: Eine Namensänderung, für die Else Rüthel (1899-1938) Patin stand, eine der letzten großen femmes fatales der Schwabinger Szene. In sie verliebten sich junge Literaten und Künstler reihenweise. Die frühen 1920er Jahren führen den Eleven ohne Schauspielausbildung zu ersten Engagements an Provinzbühnen. Bedrückt von den materiellen Alltagssorgen zieht Weiss-Rüthel 1925 in die Landeshauptstadt zurück und beginnt zu schreiben. Erste Couplets und satirische Texte erscheinen in dem in Berlin herausgegebenen Monats-Magazin *Uhu*. Es folgen humoristische Glossen im Münchener *Simplicissimus* und wenig später gehört Weiss-Rüthel zu den Stammätoen der renommierten *Weltbühne*.

Er geht pointiert gegen das Spießbürgertum und den Untertanengeist in der Weimarer Republik vor, dem erstarkenden Nationalismus wird unmissverständlich eine Absage erteilt.

Nichts sperrt ihn mehr an, seine Feder zu spitzen, als Militarismus und die schon wieder einsetzende Kriegsverherrlichung. 1929 kündigt sich ein erster literarischer Erfolg an. Hermann Kesten nimmt dessen anti-militaristische Erzählung vom „Musketier Reue“ in seine neu-sachliche Anthologie *24 neue deutsche Erzähler* auf.

1933 ändern sich mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten die Möglichkeiten für politische Satire grundlegend. Zurückhaltung wäre angebracht, doch der streitbare Humorist kann nicht stumm bleiben. Er versucht, die Freiheit des Humors zu verteidigen. Mit Heft 7 vom 6. Februar 1934 übernimmt er die Schriftleitung der in München erscheinenden Zeitschrift *Jugend*. Das einstige Forum für den „Jugend-Stil“ ist mittlerweile ein 16-seitiges Unterhaltungsblatt, ein wöchentliches Sammelsurium aus Erzählungen, Lyrik, Anekdoten, Witzen und Aphorismen. Bildende Künstler werden vorgestellt, Cartoons bilden den Abschluss.

Seine redaktionelle Arbeit ist eine Gratwanderung. Zugeständnisse müssen gemacht werden. Ausgerechnet Arnold Weiss-Rüthel, der Pazifist, muss eine „Soldaten“-Nummer verantworten, die reichlich martialische Töne anschlägt. Der Schriftleiter weiß sich zu rächen. Immer wieder sind Karikaturen eindeutig anti-militaristisch, geißeln zum einen das Wettrüsten der

europäischen Nachbarn Frankreich und Großbritannien – womit sie der nationalsozialistischen Propaganda dienen –, verspotten aber ebenso den Kasernenton und das Großmachtge- habe in Deutschland.

Dieser Kurs von Arnold Weiss-Rüthel, die *Jugend* redaktionell zwischen Anpassung und Freiraum zu manövrieren, ist äußerst gewagt. Denn die Nationalsozialisten verstehen in puncto Humor keinen Spaß. Verschiedene Nazi-Blätter wie *Die Bewegung*, die Zeitschrift des „NSD Studentenbundes“, das *Schwarze Korps*, die Zeitschrift der SS, und der *Völkische Beobachter* schießen sich auf die *Jugend* ein. Im Hintergrund standen auch wirtschaftliche und politische Absichten: Die NSDAP versucht, die *Jugend* in ein nationalsozialistisches Blatt zu verwandeln; der Verlag Georg Hirth soll die Zeitschrift an den nationalsozialistischen Franz Eher Nachf. Verlag verkaufen.

Als dies jedoch nicht gelingen wollte, blies man schließlich zum letzten Angriff. Zielscheibe des Münchener Pressestreits ist die Person Arnold Weiss-Rüthels. Das letzte Heft, für das er offiziell noch verantwortlich zeichnet, erscheint im November 1936. Es folgen Monate der intensiven Bespitzelung und provozierender Schikanen. Als die Gestapo, die „Geheime Staatspolizei“, nach mehreren Hausdurchsuchungen Ende 1939 endlich fündig wird und Tagebücher und Manuskripte beschlagnahmt, ergeht am 5. März 1940 der sogenannte „Schutzhaltbefehl“. Er mündet in fünf Jahre Haft im Konzentrationslager Sachsenhausen in Oranienburg bei Berlin.

Bald ein Leben „in der Nachbarschaft des Todes“

Ein Leben auf Abruf, täglich in der Gefahr, vernichtet zu werden. Ein Leben – „in der Nachbarschaft des Todes“ – wie der Häftling Nr. 18710 Arnold Weiss-Rüthel später im Gedicht „Sachsenhausen“ schreibt:

„Ich wohne / in der Nachbarschaft des Todes, / ich höre ihn / allnächtlich dumpf rumoren, / ich sehe ihn / am Abend als ein rotes / und wildes Flammenspiel im Essenrauch. / Dann wissen wir, / daß hinter jenen Toren / die Teufelspriester ihre Hymnen singen, / dem Horngkrönten / ihre Opfer bringen, / dem braunen Götzen mit dem Trommelbauch. / Der Minotaurus / wälzt sich durch die Gänge / des Labyrinths / und bläst ins Opferfeuer, / das seiner Taten Spur vertilgen muß. / Ich aber höre seine Festgesänge, / ich sehe schemenhaft das Unheuer - / und alle fünf Sekunden / fällt ein Schuß.“

Der KZ-Haft folgen nach Kriegsende kurze, arbeitsintensive Stationen, die überschattet sind von Krankheit und einer zerrütteten physischen Konstitution: Anfang 1946 wird Weiss-Rüthel als Erster öffentlicher Kläger bei der Spruchkammer in Wasserburg am Inn eingesetzt. Daneben entstehen publizistische Beiträge und literarische Arbeiten, darunter für die in München redigierte *Neue Zeitung*. Ein größerer pazifistischer Essay – überschrieben: „Der verratene Soldat“ – erscheint; *Die Dienste der Nachricht* (2024).

Herzensuhr, ein Sammelband mit Gedichten, wird veröffentlicht. Sein wichtigstes Buch aber wird der eindrucksvolle Bericht über die KZ-Haft, die unter dem Titel *Nacht und Nebel. Aufzeichnungen aus fünf Jahren Schutzhalt* in verschiedenen



Weiss-Rüthel in einer Karikatur zur Sammlung Hörerpost von Radio München, 1948. Zeichner: Unbekannt. Quelle: Historisches Archiv des BR

Ausgaben verlegt wird. Nur noch eine kurze Periode ist ihm als Rundfunkmacher bei Radio München vergönnt. Im Juli 1947 beginnt er am Sender als Chefdramaturg, körperlich gezeichnet von den Folgen seiner KZ-Haft. Weiss-Rüthel fördert nachdrücklich die literarischen Sendungen und das Hörspiel, initiiert eine Bearbeitung des Hamburger Heimkehrerstückes *Draußen vor der Tür* von Wolfgang Borchert. Er widmet sich explizit politischen Programminhalten, etwa mit „Gedenkstunden für die Opfer des Faschismus“. Aber sein Interesse gilt ebenso der Unterhaltung und dem bayerischen Humor. Am 26. Juni 1949 stirbt Arnold Weiss-Rüthel. Der Münchener Sender, inzwischen der öffentlich-rechtliche Bayerische Rundfunk, verliert eine seiner prägendsten Persönlichkeiten in der unmittelbaren Nachkriegszeit.

Hans-Ulrich Wagner

Dr. Hans-Ulrich Wagner ist Leiter des Forschungsprogramms „Wissen für die Mediengesellschaft“ am Hamburger Leibniz-Institut für Medienforschung/Hans-Bredow-Institut. Seine jüngste Buchpublikation ist eine voluminöse Geschichte der dpa: *Im Dienste der Nachricht* (2024).

Lange Mitläufer, später Nazigegner

Seine Bildsprache hat das Kommunikationsdesign im 20. Jahrhundert geprägt: Das Allround-Genie Herbert Bayer war als Maler und Architekt, Fotograf, Bildhauer und Landschaftsgestalter tätig – aber nirgendwo so erfolgreich wie als Werbegestalter.

Im Jahr 1900 in einem kleinen österreichischen Bergdorf nahe Linz geboren, entdeckte der Naturbursche, „Wandervogel“ und exzellente Skifahrer Bayer schon bald seine Vorliebe für den künstlerischen Ausdruck. Nachdem sein Vater in seinen Armen gestorben war und einem kurzen Wehrdienst lernte er zunächst im Umfeld der Darmstädter Künstlerkolonie, bevor ihn seine Wege 1921 an das Bauhaus in Weimar führten. Dort wurde sein Talent schnell erkannt – noch als Schüler trug er maßgeblich zur Werbekampagne für die legendäre erste Bauhaus-Ausstellung von 1923 bei. Als frisch geprüfter Geselle im Wandmalerei-Handwerk (!) verschlugen ihn seine Wanderjahre bis nach Italien, bevor er am inzwischen nach Dessau übergesiedelten Bauhaus eine Anstellung als „Jungmeister“ fand (Abb. 1).

Stark von seinem Lehrer László Moholy-Nagy beeinflusst, einem ungarischen Konstruktivist und Vordenker der Medienkunst, entwickelte er die erfolgreiche Reklamewerkstatt des Bauhauses zu einer Brutstätte der „Neuen Typografie“; also jener internationalen Erneuerungsbewegung, die das klassische Erscheinungsbild von Drucksachen zugunsten einer einfacheren, in der sich beschleunigenden Welt der „Roaring Twenties“ schnell erfassbaren Optik zu reformieren trachtete.



Statt des klassischen Mittelachsensatzes dominierte nun eine asymmetrische Anordnung der Bildelemente, gerne auch in unterschiedlichen Blickrichtungen und insbesondere entlang der dynamischen Diagonalen. Weißraum war als Gestaltungsmittel ausdrücklich erwünscht, die deutsche Fraktur und die Antiqua wurden durch serifenlose Schriften wie die moderne Futura ersetzt, entweder als Versalien oder in schicker Kleinbeschreibung, und statt klassischer Illustrationen wurden Fotografien verwendet, bevorzugt im Stil des „Neuen Sehens“. Herbert Bayer setzte sich früh für dieses innovative Gestaltungsprogramm ein, und sollte es sein Leben lang verfechten: Noch auf dem Sterbebett 1985 hielt er in seinen letzten Briefen an der Kleinschreibung fest. Mit seinen Drucksachen, die er zunächst für das Bauhaus selbst, aber schon bald für viele externe Auftraggeber produzierte, erntete er weltweite Anerkennung. Sein Umschlag für den Relaunch der Bauhaus-Zeitschrift von 1928 (Abb. 2) wurde zwei Jahre später in einem Gestaltungswettbewerb in New York als Siegerentwurf ausgezeichnet.

Vom Bauhaus über die Vogue zur Werbeagentur

Zu dieser Zeit hatte Bayer bereits das Bauhaus verlassen und sich in Berlin niedergelassen, zunächst als Art Director der kurzlebigen deutschen Ausgabe des Lifestyle-Magazins *Vogue*. Als der Mutterkonzern Condé Nast das wegen der Weltwirtschaftskrise verlustträchtige Blatt schon nach zwei Jahren wieder einstellte, blieb Bayer dem Haus dennoch treu und heuerte als künstlerischer Leiter des Vermarkters, der internationalen Werbeagentur Dorland, in deren Berliner Filiale an.

Bis zu seiner Emigration 1938 in die USA baute er das Studio, das er schon bald alleinverantwortlich leitete, zur wichtigsten deutschen Werbeagentur aus; er selbst galt als Bestverdiener unter den deutschen Grafikdesignern. Möglich war dies nur mit Kompromissen gegenüber dem NS-Regime, das im Rahmen seiner Maßnahmen zur Gleichschaltung des öffentlichen Lebens auch die angewandten Künste erfasste. Dementsprechend registrierte sich Bayer als Mitglied bei der zuständigen Reichskammer, bewarb sich darüber hinaus aber niemals bei der NSDAP oder einer ihrer Unterorganisationen. In seinen Erinnerungen legte er größten Wert auf die Feststellung, er habe „niemals Heil Hitler gesagt“, und tatsächlich sind aus seinen Tagebüchern und Korrespondenzen zahlreiche kritische Äußerungen gegenüber dem Nazi-System überliefert. In seinem Studio Dorland gab er noch lange den vom Regime verfolgten linken oder jüdischen Mitarbeitern Lohn und Brot. Seine Abneigung gegenüber den Nazis war dabei primär künstlerisch-ästhetisch, weniger politisch begründet; auch mag dazu



Emigration zurückschreckte: Als „anonymer Favorit des Propagandaministers“, wie ihn Freunde bezeichneten, mit einem ausschweifenden Lebensstil in seinem Herrenclub rund um den Kurfürstendamm und ohne Perspektiven für eine Arbeit im Ausland zögerte er seine Ausreise bis in den Herbst 1938 hinaus.

Erst mit dem so genannten „Anschluss“ seiner Heimat Österreich nach dem Überfall durch das Deutsche Reich wurde der Wunsch nach Emigration akut. Er war zwar bereits im Sommer 1937 zu seinem väterlichen Mentor, dem Bauhausgründer Walter Gropius, an die amerikanische Westküste gereist; aber nur, um mit einem bezahlten Auftrag, nämlich der Organisation einer Bauhaus-Ausstellung 1938 im New Yorker Museum of Modern Art (MoMA), nochmals in den Nazistaat zurückzukehren. Hier wickelte er seine Verpflichtungen bei Dorland ab, löste seinen Hausstand auf und setzte mit seinen Kunstwerken und seinem Archiv schließlich per Atlantikdampfer in seine neue Heimat über – nicht ohne zuvor pflichtschuldig seine Reichsfluchtsteuer zu entrichten. Im Gegensatz zu vielen Verfolgten des Regimes, denen nur unter großen Schwierigkeiten und Entbehrungen die Flucht aus Nazideutschland gelang, konnte Bayer also dank der amerikanischen Staatsangehörigkeit seiner Gattin, die ihm kurze Zeit später mit beider Tochter nachfolgte, unter vergleichsweise kommoden Bedingungen emigrieren.

Erfolg auch in den USA

Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten bot dem talentierten Bayer mit seiner universal geschätzten Bildsprache – nach einigen Anlaufschwierigkeiten – schon bald hervorragende



Abb. 1: Herbert Bayer am Zeichentisch, 1926 (Foto: Irene Bayer)
 Abb. 2: Entwurf für den Umschlag der Zeitschrift *bauhaus*, Nr. 1/1928 (Montage: Herbert Bayer)
 Abb. 3: Umschlag der Broschüre zur Ausstellung *Das Wunder des Lebens* (Berlin 1935; Gestaltung: Herbert Bayer)

Karriereoptionen: Bauhaus-Ausstellung im MoMA und Katalog machten ihn in der amerikanischen Designer-Szene weit hin bekannt, nach Kriegseintritt der USA gestaltete er (aus dem sicheren Ausland!) mehrere antifaschistische Propagandaausstellungen mit.

Ende der 1940er Jahre lernte er mit dem etwa gleichaltrigen Walter Paepcke, Direktor der berühmten Container Corporation of America, seinen Mäzen kennen, der ihn bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand in seinen künstlerischen Aktivitäten unterstützen würde. Bayer wirkte maßgeblich am Aufbau des Skorts Aspen zu einem kulturellen und intellektuellen Zentrum der USA mit und setzte sich 1969 mit der von ihm gestalteten Wanderschau „50 Jahre Bauhaus“, die in der ganzen Welt gezeigt wurde, sein eigenes Denkmal. Eine dem gegenüber

differenziertere Sichtweise seines Schaffens gerade während der NS-Zeit konnte sich erst in den vergangenen Jahren durchsetzen, als mit dem Tod seiner zweiten Ehefrau Joella der letzte Teil seines Nachlasses an öffentliche Archive überging. Wie bei vielen Kunstschaufenden seiner Generation fällt heute die Abwägung zwischen seinen herausragenden Leistungen als Gestalter und seinem zweifelhaften Umgang mit seiner Rolle im NS-Deutschland nicht leicht.

Patrick Rössler

Professor Dr. Dr. Patrick Rössler hat bereits mehr als ein Dutzend Bücher (auf Deutsch und Englisch) allein zum Bauhaus und seinen Künstlerinnen und Künstlern publiziert, darunter auch eine Kurzbiografie über Herbert Bayer: *Der einsame Großstädter* (2014).

Kein Hund, doch viele Filmgrößen

Kennen Sie Friedrich von Ledebur oder Jean Negulesco? Nicht? Aber Luis Buñuel, Helene Weigel und Spencer Tracy, die könnten Sie eher kennen, oder? Wir erinnern an einige, die das Kino mitprägten – und die alle im Jahr 1900 geboren worden waren.

Ein Mann schärft ein Rasiermesser. Umschnitt: Eine Wolke zieht vor den Mond. Radikaler Schnitt: der Mann zieht das Messer durch das Auge einer Frau – in Großaufnahme. Es folgen viele weitere filmische Schnitte, kurze Szenen, die keine Handlung ergeben. Die Surrealität war hier das Konzept in Luis Buñuels provokantem, nur 16 Minuten langen Meisterwerk *Ein andalusischer Hund*, 1929 uraufgeführt in Paris. Ein Hund taucht übrigens im ganzen Film nicht auf.

Faszinierend große Augen, ein geradezu stechender Blick, ein leicht hängendes rechtes Lid sind es, die bei dem großen Regisseur als erstes auffallen, sieht man Porträts von ihm. Geboren wurde Luis Buñuel am 22. Februar 1900 im aragonischen Städtchen Calanda. Während eines Aufenthalts in Paris ab Mitte der 1920er Jahre lernte er unter anderem Man Ray, Louis Aragon und André Breton kennen; mit Salvador Dalí war er bereits aus Spanien befreundet. So stand er im Kern der neuen Kunstbewegung des Surrealismus; aufrührerische Geister in unruhigen Zeiten. Buñuel drehte erste Filme, Hollywood wurde auf ihn aufmerksam, doch lange blieb er dort nicht, wurde vielmehr Leiter der spanischen Synchronabteilung von Warner Brothers in Madrid. Dann kam der Bürgerkrieg; ein unruhiges Wanderleben begann: Er ging wieder nach Paris, sammelte unter anderem republikanische Filme für den Propagandaeinsatz. 1939 übersiedelte er nach New York, wo er zeitweise in der Filmabteilung des Museums of Modern Art arbeitete; 1946 zog er nach Mexiko, wo er 14 Jahre blieb und 20 Filme drehte, die seinen Ruf als großer Regisseur neu begründeten – mit Auszeichnungen unter anderem in Cannes. 1960 ging er, der dezidiert Linke, der Antibürgerliche, zurück nach Spanien unter Franco. Angepasst war er aber nie, genoss als

Aushängeschild – vielmehr wohl Feigenblatt – der spanischen Kultur jedoch große künstlerische Freiheiten. Während seine Filme international gefeiert wurden, waren sie gleichwohl in Spanien selbst teils verboten.

Meisterwerke entstanden wie *Belle de Jour* (1966) mit Catherine Deneuve, die scharfe, wieder surrealistische Gesellschaftssatire *Der diskrete Charme der Bourgeoisie* (1972), dessen Titel sprichwörtlich wurde und für den er 1973 den Oscar für den besten fremdsprachigen Film erhielt, oder, sein letzter Spielfilm, *Dieses obskure Objekt der Begierde* (1977). 1983 starb Buñuel, wieder in Mexiko, dessen Staatsbürgerschaft er bereits 1949 angenommen hatte. Es war ein Leben voller teils absurd erscheinender Wendungen, ein Werdegang, wert von einem wie Luis Buñuel verfilmt zu werden, diesem Meister des Absurden.

Regisseur der Stars

Auch Jean Negulesco, geboren am 26. Februar 1900 im rumänischen Craiova, kam in den 20er Jahren in Paris mit den Surrealisten in Berührung und mit Künstlern wie Amadeo Modigliani und Pablo Picasso. Maler wollte auch er zunächst werden, doch kam er rasch zum Film – und nach Hollywood, wo er, anders als Buñuel, blieb. Zunächst als Drehbuchautor, dann als Regieassistent und schließlich als Regisseur.

Avantgardistisch, gar surreal waren seine Filme eher nicht. Abenteuerstreifen, Romanzen und Komödien waren es, mit denen er vor allem in den 1950er Jahren große Erfolge hatte. Sein heute vielleicht bekanntester Film ist *Wie angelt man sich einen Millionär?* (1953) mit Lauren Bacall und vor allem Marilyn Monroe. *Daddy Langbein* (1955) war voll auf den Hauptdarsteller zugeschnitten: Fred Astaire. In dem indischen

Kolonial-Abenteuerfilm *Der große Regen* aus dem gleichen Jahr glänzten Lana Turner und Richard Burton. So war Negulesco einer der Großen in der Ära des Starkinos Hollywoods. Ab Mitte der 1960er Jahre klang seine Karriere bereits aus, wiewohl er noch bis 1993 lebte.

Erfolgreich erst in Berlin, dann in Hollywood

Robert Siodmak, am 8. August 1900 in Dresden geboren, kam aus anderen Gründen als die beiden oben Kurzporträtierten nach Paris: jüdischer Herkunft und antifaschistisch eingestellt, emigrierte er im März 1933. Als Regisseur war er in Berlin bekannt geworden schon mit seinem Debütfilm, dem halbdokumentarischen, vor allem mit Laien gedrehten Stummfilm *Menschen am Sonntag* (1930), an dessen Drehbuch auch der später viel berühmtere Billy (damals noch Billie) Wilder mitgearbeitet hatte.

In Frankreich drehte Siodmak einige Filme. Größere Bekanntheit erlangte er in den USA, wohin er 1939 weiter geflohen war. Rund zwei Dutzend Filme inszenierte er in Hollywood, Thriller und Krimis aus der „Schwarzen Serie“ zumeist – und (auch er) oft mit Stars – so *Rächer der Unterwelt* (1946) mit Ava Gardner und Burt Lancaster, so *Gewagtes Alibi* (1949) und *Der rote Korsar* (1952), beide wieder mit Lancaster. Noch im gleichen Jahr, 1952, übersiedelte er wieder nach Europa, ins Tessin. Nahtlos setzte er seine Karriere fort: 1955 wurde er für seine Verfilmung des Gerhard-Hauptmann-Stückes *Die Ratten* mit dem Goldenen Bären auf der Berlinale ausgezeichnet, sein Film *Nachts, wenn der Teufel kam* (1957) mit Mario Adorf in der Rolle eines Massenmörders in der NS-Zeit wurde gar für den Auslands Oscar nominiert.

Kommerziell weit erfolgreicher waren aber andere, weit weniger ambitionierte Filme von ihm, nämlich *Der Schut* (1964) und zwei weitere Karl-May-Verfilmungen. Siodmak starb 1973. Seine Filmographie als Regisseur umfasst rund 60 Filme, gedreht in vier Kinosystemen und vier Jahrzehnten.

Queequeg, der österreichische Adelige

Weit weniger umfangreich ist das Werk von Friedrich (später Fredrick) von Ledebur. Ich erinnere mich an ihn gar nur aus einem einzigen Film – in einer geheimnisvoll-charismatischen, zugleich sehr wortkargen Rolle, die man heute kaum mehr so

besetzen würde: die des Südseeinsulaners Queequeg in John Huston Meisterverfilmung von *Moby Dick* (1956). Wer den Film je gesehen hat, wird sich an ihn erinnern, den stark tätowierten, hünenhaften Harpunier, den sein Knochenorakel den Tod vorhersagt, woraufhin er vollends verstummt und seinen Sarg schnitzt ...

Eigentlich war er ein am 3. Juni 1900 geborener österreichisch-ungarischer Adelsspross, mit vollem Namen Friedrich Anton Maria Hubertus Bonifacius Graf von Ledebur-Wicheln. Und er war ein Abenteurer, arbeitete in einer Mine in Kalifornien, als Goldgräber in Alaska, als Schwimmlehrer auf Hawaii, als

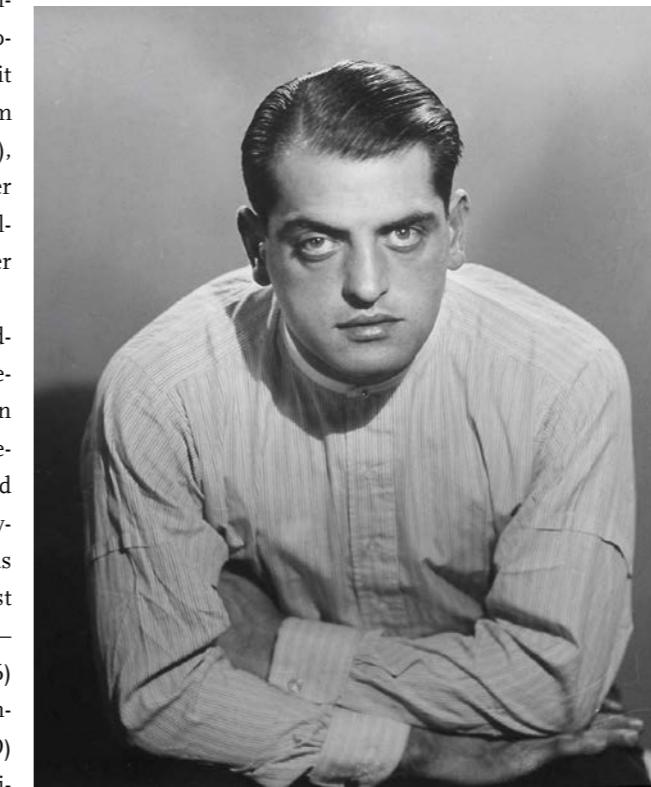
Tiefseefischer in Tahiti; wieder in den USA – wo er schließlich blieb – gewann er Preise als Rodeoreiter, wurde schließlich Schauspieler – fast immer in Nebenrollen, teils in Werken berühmter – auch europäischer – Regisseure wie Federico Fellini und Luchino Visconti.

In Robert Siodmaks *Schut* hatte von Ledebur, der 1986 (in Österreich, wo seine Abenteuerreise einst begonnen hatte) starb, übrigens ebenfalls eine Rolle als – „kulturelle Aneignung“ auch hier – Mübark, einem Scharlatan und Verbrecher auf dem Balkan.

Als Schauspieler weit bedeutsamer als der weltläufige Austro-Amerikaner war zweifellos ein anderer 1900 (konkret am 5. April) Geborener: Spencer

Tracy, Oscar-Preisträger in den Jahren 1938 und, gleich darauf wieder, im Jahr 1939, Star in 75 Hollywood-Spielfilmen, darunter neun mit seiner Leinwand- und (lange geheimen) Lebenspartnerin Katharine Hepburn. Ihn hier angemessen vorstellen zu wollen, sprengte den Rahmen unseres Magazins. Mindestens erwähnt sei auch noch, dass die große Helene Weigel ebenfalls 1900 geboren wurde, nämlich am 12. Mai. Als Theaterschauspielerin in ihrer Geburtsstadt Wien begann ihre Karriere, im Berlin der 1920 Jahre an der Seite und in den Stücken ihres Ehemannes Bertolt Brecht erreichte sie ihren frühen ersten Höhepunkt. Im Exil in den USA trat sie weiter vor allem in Brecht-Stücken auf – und dann auch wieder nach der Rückkehr nach Ostberlin, wo sie das Berliner Ensemble im Theater am Schiffbauerdamm mit aufbaute und leitete. 1971 gestorben, liegt sie in einem Ehrengrab im Dorotheenstädtischen Friedhof an der Seite von Brecht bestattet.

Markus Behmer



Luis Buñuel im Alter von 29.

Foto: Man Ray/Emmanuel Radnitzky/Wikimedia Commons

Psyche, Phantasie und Provokation

Das Buch *Die Traumdeutung*, vor 125 Jahren erschienen und in unzähligen Auflagen nachgedruckt, begründete die Psychoanalyse. Es war ebenso wirkungsmächtig wie umstritten. Sigmund Freud wurde damit zum „Chefdeuter“ unserer intimen Nachtgedanken.

„Angst vor Kontrollverlust“ wird Ihnen zugesprochen, wenn Sie von einem Fall geträumt haben. Wenn Sie jedoch fliegen, fühlen Sie sich in Ihrer momentanen Lebenssituation frei. Keine Sorge, falls mal der eigene Tod im Traum vorkommt, bedeutet das nur, dass ein Umbruch im Leben stattfindet – so die Internetseite *Schlafraffia*, die Matratzen vertreibt. Das klingt alles nach viel Interpretation und Hokuspokus, es erinnert an Horoskope. Psychologen versprechen sich allerdings ernstzunehmende Erkenntnisse, zumindest einer von ihnen.

Sigmund Schlomo Freud, später bekannt als Sigmund Freud, wird 1856 in Mähren geboren; bald zieht die jüdische Familie nach Wien, wo er, der älteste von acht Geschwistern, auf das Gymnasium geht und acht Jahre lang Medizin studiert. Als Arzt und Psychologe widmet er sich intensiv der Erforschung des Unterbewussten. Im November 1899 veröffentlicht er sein bahnbrechendes Werk *Die Traumdeutung*, vordatiert auf 1900 – eine Geste, die seine Arbeit symbolisch ins neue Jahrhundert und nun auch in unser Jubiläumsheft führt.

Dass sich Freud den Träumen widmet und so die *Traumdeutung* entsteht, ist nicht vorherzusehen. So ist er in den 1890er Jahren noch stets bemüht, seine Theorien biologisch abzusichern. „Vielleicht finde ich bei Dir den Boden, auf dem ich aufhören kann, psychologisch zu erklären, und beginnen, physiologisch zu stützen“, wünscht sich Freud 1896 in einem Brief an den Mediziner Wilhelm Fließ.

Der Austausch mit anderen Forschenden lässt sich in der von Ernest Jones geschriebener Biografie *Das Leben und Werk von Sigmund Freud* teilweise nachlesen. Die Hoffnung Freuds vergeht, Fließ ist nicht bereit, den Theorien zweifellos zuzustimmen und führt damit den Bruch zwischen beiden Wissenschaftlern herbei. Eine von vielen Freundschaften, die nicht nur auseinander geht, sondern sich auch zu gegenseitiger Verachtung entwickelt.

Traumtheorie: Wünsche, die nicht schlafen können
Der Tiefenpsychologe betrachtet die Träume eines Menschen als eine Manifestation seiner stärksten Wünsche und noch vieles mehr. Das über 400 Seiten dicke und in den ersten zehn Jahren nur rund 600 Mal verkauft Werk, schließlich eines der einflussreichsten Bücher des 20. Jahrhunderts, bringt Freuds grundlegende Annahmen und Erkenntnisse aus seiner Praxis zusammen. Besonders daran ist, dass die Lektüre an ein breites Publikum adressiert ist, was sich in seiner zugänglichen Sprache äußert. So kann auch die Allgemeinheit erfahren, dass Träume die Manifestation des Unterbewussten seien: Die Träume der Nacht spiegelten die Wünsche der Realität wider.

Nach Freud beginnt der Traum mit verborgenen, latenten Gedanken oder Vorstellungen, die tief im Unterbewussten liegen. Diese Inhalte könnten im Traum auftauchen, doch weil sie oft als „peinlich“ oder „inakzeptabel“ empfunden werden, müssen sie vorab in symbolischer Form verschlüsselt und stark verändert werden. Dieser Prozess, den Freud als „Traumarbeit“ bezeichnet, sorgt dafür, dass die innere „Zensur“ des Ichs die transformierten Inhalte akzeptiert und sie als Traumbilder ins Bewusstsein gelangen lässt.

Der Schlüssel zum Verständnis dieses Prozesses liegt im von Freud entwickelten Instanzenmodell der Psyche, das die psychische Struktur des Menschen in drei Bereiche gliedert: das Es, das Über-Ich und das Ich. Das Es repräsentiert die impulsiven und hedonistischen Seile der Persönlichkeit, die nach unmittelbarer Bedürfnisbefriedigung strebt. Das Über-Ich hingegen steht für moralische Werte und das Idealbild der Person, das bereits in der Kindheit durch äußere Einflüsse geprägt wird. Es dient als moralischer Kompass, der alle Entscheidungen daran misst, ob sie mit den verinnerlichten Wertvorstellungen übereinstimmen. Zwischen Lustprinzip und Moralapostel agiert das Ich als Mediator und versucht, die oft widersprüchlichen Anforderungen in Einklang zu bringen.

Dieser Balanceakt ist essenziell, denn ein Ungleichgewicht kann schwerwiegende Folgen haben. Bei Misslingen entstehen laut Freud Abwehrmechanismen, Ängste oder, breiter gefasst, psychische Störungen. Damit zeigt Freud auf, wie eng Traumarbeit und die Dynamik der Psyche miteinander verknüpft sind – eine Erkenntnis, die bis heute die psychoanalytische Theorie prägt.

Bewunderung und Widerstand

Psychologen befinden Sigmund Freuds Theorien als streitbar. Diejenigen, die die Thesen unterstützen, bezeichnen sich – pathetisch ausgedrückt – als Jünger. Einer von Freuds Schülern ist der Schweizer Carl Gustav Jung. 1906 lernen sie sich durch Jungs Bezug auf Freud in seinen Habilitationsschriften kennen. Er entdeckt in Freuds Lehren Begründungen seiner eigenen Forschung und kann so eine bessere Behandlung seiner Patienten praktizieren.

Diese Vorbildnahme schmeichelt, wie es jeden von uns würde, dem Begründer der Psychoanalyse. So entsteht eine enge Beziehung zwischen den Psychologen. Jung ist einer der zu diesem Zeitpunkt wenigen Unterstützern Freuds. Die Differenzen der Beiden ist zu Beginn Teil der interessanten Symbiose, diese führen allerdings auch zum Bruch der Freundschaft. So glaubt Freud an die starke Macht der Vergangenheit, welche die

Psyche beeinflusst, während Jung die Gegenwart als relevante Einfluss bewertet: „Ich bin nicht, was mir passiert ist. Ich bin, was ich entschieden habe, zu werden!“ Mit einer schriftlichen Kündigung per Post beendet Freud 1913 die emotionale Ebene des Verhältnisses, die professionelle ein Jahr später. Wieder eine Verbindung weniger. Die Kontroversen, unter anderem, dass Freud alle psychischen Probleme in der Sexualität begründet sieht, sowie sein schwieriges Gemüt, führen dazu, dass sich immer mehr Freunde und Weggefährten von ihm abwenden – beruflich und privat. Angehende wie auch erfahrene Psychologen wollen sich nicht mit den „einfachen“, plakativen Begründung der „infantilen Amnesie“ begnügen, wenn es um das Vergessen fröhlicher Traumata geht.

Der Abschied des Psychoanalytikers

1938 emigriert Freud mit seiner Frau Martha und Tochter Anna nach London. Der Kettenraucher schmaucht 20 Zigarren pro

Tag – seine „verschobene Masturbation“ – und leidet schließlich an Gaumenkrebs. Vier Jahrzehnte nach Erscheinen der *Traumdeutung* stirbt er. Die Todesursache 1939 ist letzten Endes die ererbte Überdosis an Morphin, die ihm sein behandelnder Arzt verabreicht. Es lässt hoffen, dass sein Tod so verlief, wie er es nach einer Ohnmacht 1912 vermutet: „Es muß [sic!] süß sein zu sterben...“.

Heute ist die Freudsche „aufdeckende“ Arbeit von neurotischen Träumen noch immer relevant. Allerdings stellen sich sogenannte anarchische Träume in den Vordergrund. Diese sollen der träumenden Person eindeutig ihr Befinden schildern und bedürfen keine weitere Interpretation. Nichtsdestotrotz behält Freuds „Königsweg in die Unterwelt“ eine besondere Stellung.

Luise Przemeck

Studentin der Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.

„Wir lügen alle.“

Margret Bovari, einst Nazi-Mitläuferin, wurde zur Grand Dame des Journalismus.

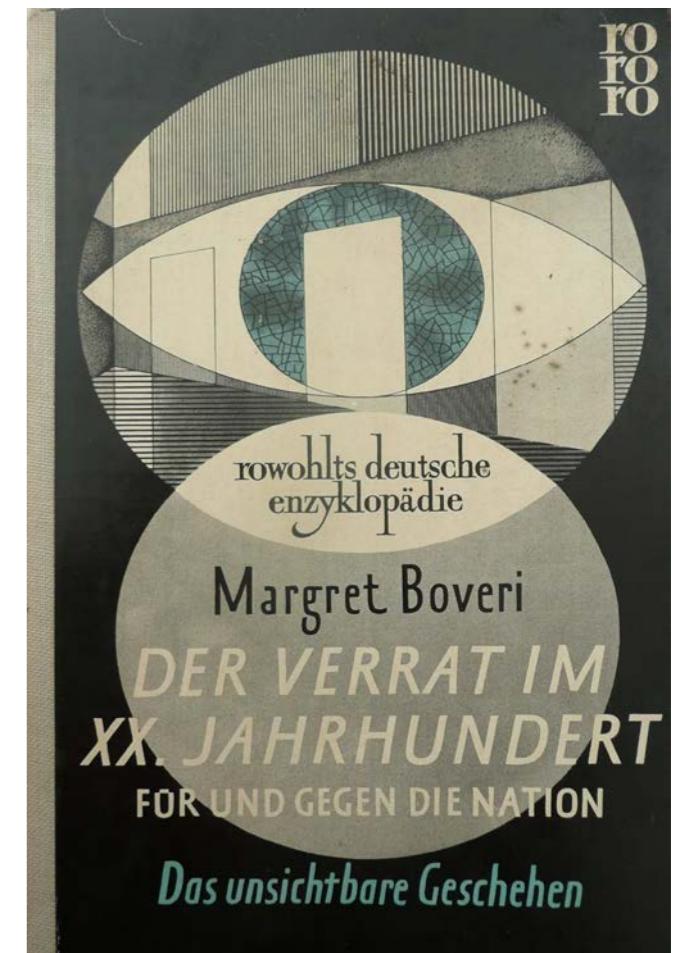
Der *Verrat im XX. Jahrhundert* oder *Tage des Überlebens*: Buchtitel von Margret Bovari wurden geradezu Schlagwörter. Zurecht gilt sie als „eine der renommiertesten Publizistinnen ihrer Zeit“, als die sie die Historikerin Heike B. Görtemaker in ihrer Biographie *Ein deutsches Leben 2005* porträtierte.

Am 14. August 1900 geboren, wuchs Bovari in einer hochgebildeten großbürgerlichen Familie auf; Vater Theodor war Leiter des zoologischen Instituts der Universität Würzburg, Mutter Marcella, Amerikanerin und ebenfalls Biologin, hatte als erste Frau ihren Abschluss am Bostoner MIT gemacht.

Als Magrets Vater 1915 starb, übernahm kein geringerer als Wilhelm Röntgen ihre Vormundschaft. Sie zog es aber nicht in die Naturwissenschaften. Lehrerin wollte sie vielmehr zunächst werden; 1932 promovierte sie dann bei dem berühmten Historiker Hermann Oncken über den britischen Außenminister zur Weltkriegszeit Edward Grey.

In den Journalismus zog es sie nun, ausgerechnet in der Zeit, als die NS-Gleichschaltung der Medien voll griff. Sie absolvierte ein Volontariat bei dem einst liberalen *Berliner Tageblatt*, arbeitete dann – gefördert vom Chefredakteur Paus Scheffer – in der außenpolitischen Redaktion. 1938 ging sie zur *Frankfurter Zeitung*, das als eine Art pseudoliberales „Feigenblatt“, wiewohl auch gleichgeschaltet, noch gewisse publizistische Freiräume hatte. Bovari berichtete unter anderem aus den USA, dann aus Lissabon. Nach dem Verbot der *FZ* 1943 schrieb sie, wieder in Berlin, für Goebbels’ Prestigeprojekt, die Wochenzeitung *Das Reich*.

Selbstkritisch setzte sich sich später, so in dem 1965 erschienenen Buch *Wir lügen alle. Eine Hauptstadtzeitung* [nämlich dem



1956 erschien Margret Bovaris heute bekanntestes Buch über den *Verrat im XX. Jahrhundert*.

Berliner Tageblatt] unter Hitler mit der eigenen Schuld und den Verstrickungen in der NS-Zeit auseinander; mit ihrer, so Titus Arnu 2010 in einem SZ-Porträt, „Gratwanderung zwischen Nazi-Propaganda und journalistischer Qualität“. Das lügen mag ihr laut Arnu „schwer gefallen sein, trotzdem hat sie die Lügen ziemlich gut formuliert.“

In ihrer ersten Nachkriegspublikation, einer *Amerika-Fibel für erwachsene Deutsche*, setzte sie sich sehr kritisch mit der US-Besatzungspolitik auseinander. Sie schrieb nun für die *Badische Zeitung* aus Berlin, nahm Stellung z.B. gegen die Gründung der Bundesrepublik, durch die die deutsche Teilung zementiert wurde, dann die Westbindungspolitik Adenauers. Ab 1951

publizierte sie hauptsächlich in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* – und manche Bücher, so ihr vierbändiges Hauptwerk zum *Verrat im XX. Jahrhundert* (1956-1960), in dem sie sich mit Knut Hamsun und Ezra Pound ebenso befasste wie mit Wilhelm Canaris und den Widerständlern vom 20. Juli 1944.

Widerständig, teils auch widersprüchlich, das war Margret Boveri oft in ihrer Publizistik. Gestorben ist sie, noch ein Jubiläum, am 6. Juli 1975. Beigesetzt wurde sie im Familiengrab in Bamberg. Nicht weit davon, im Dorf Höflein hatte sie Teile ihrer Kindheit verbracht. Noch heute wird das schmucke Haus, das einst ihren Großeltern gehört hatte, Boveri-Schlösslein genannt.

Markus Behmer

Das Leid des Oscar Wilde

125 Jahre nach dem Tod des irischen Schriftstellers ist sein bedeutendstes Werk und einziger Roman *Das Bildnis des Dorian Gray* erneut Auslöser einer Kontroverse um Queerness.

„An meiner eigenen Tragödie ist alles hässlich, schäbig, abstoßend, stillos.“ Diese Worte schrieb der queere Schriftsteller während seines Aufenthalts im Gefängnis von Reading in Berkshire, nur wenige Jahre vor seinem Tod am 30. November 1900. Wie die Titelfigur in seinem Roman *Das Bildnis des Dorian Gray*, wurde Wilde schließlich von seiner eigenen Eitelkeit eingeholt, und der Rest seines Lebens in die Tragödie verwandelt, die er einst zu Papier gebracht hatte.

Der Anfang vom Ende

Bis zum rasanten Abstieg seiner Reputation war Wilde ein angesehenes Mitglied der Londoner High Society, verheiratet (mit einer Frau) und ein anerkannter, jedoch umstrittener Schriftsteller, der vor allem für seine Lyrik und Bühnenstücke bekannt war. 1890 veröffentlichte er seinen ersten und einzigen Roman: *Das Bildnis des Dorian Gray*. Die auffälligen Anspielungen auf die homoerotischen Beziehungen zwischen der jungen Titelfigur Dorian Gray und seinen betagteren Freunden, dem Maler Basil und Lord Henry, feuerten die bereits existierenden Spekulationen über Wildes eigene homosexuelle Neigungen weiter an.

Innerhalb der Londoner High Society war es bereits seit längerem bekannt, dass der Autor regelmäßig mit anderen, vor allem jüngeren Männern verkehrte. Der ausschlaggebende Vorfall war jedoch ein Gerichtsverfahren im Jahr 1895, bei dem Wilde zunächst als Kläger gegen den Vater seines langjährigen – und um 16 Jahre jüngeren – Liebhabers Bosie antrat. Dessen Vater, John Douglas, Marquess of Queensberry, hatte in einem Gentlemans Club eine Karte mit dem handschriftlichen Zusatz „für Oscar Wilde, posierenden Sodomiten“ hinterlassen. Wilde strebte eine Verleumdungsklage an, die schnell zurückfeuerte: Der Marquis fand Beweise für die zahlreichen Verhältnisse des Autors, wodurch sich der Prozess plötzlich wandte und

Wilde sich schließlich selbst auf der Anklagebank wiederfand. Er wurde wegen Homosexualität, die damals zudem noch als Krankheit galt, zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt, das er als gebrochener Mann verließ. Seine letzten drei Lebensjahre verbrachte er arm wie eine Kirchenmaus im Exil in Paris.

Neue Adaption, altes Problem

Das Bildnis des Dorian Gray – das Werk, das damals erheblich zu seiner Verurteilung beigetragen hat – ist nach einer wenig erfolgreichen Filmadaption von 2009 nun Gegenstand der neuen Netflix-Serie *The Grays*, die bereits vor Produktionsstart für Ernüchterung in der queeren Community sorgt. So sollen Dorian und Basil, die im Roman eine homoerotische Anziehung verbindet, ausgerechnet zu Geschwistern werden. Social-Media-Nutzer empören sich online:

„Das Bildnis des Dorian Gray ist explizit queer. So sehr, dass das Buch sogar im Gerichtsverfahren gegen Oscar Wilde als Beweismaterial gegen ihn benutzt wurde, um ihn wegen Homosexualität zu verurteilen. Das jetzt herunterzuspielen ist der Höhepunkt von Auslöschung queerer Geschichte.“

Oscar Wildes Erzählung auf diese Weise zu verzerrn, zeigt die fortwährende Missachtung queerer Identitäten, die nicht nur historische Persönlichkeiten wie Wilde trifft, sondern auch heute noch queeren Menschen das Gefühl vermittelt, ausgelöscht oder marginalisiert zu werden. Wie tragisch aktuell ist Wildes eigene Sicht auf sein Leid: „Wir sind Witzfiguren des Leids. Clowns mit gebrochenem Herzen. Karikaturen, die allenfalls noch die Lachmuskeln reizen.“ Luisa Braunreuther

Bachelorabsolventin der Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.



Illustration: Luisa Braunreuther

Von Meisterschaften, Tragödien und Legenden

Was haben das Café „Gisela“ in Schwabing, die „Burenhütte“ in Nürnberg und der „Mariengarten“ in Leipzig gemeinsam? In allen drei Gaststätten wurde vor 125 Jahren Fußballgeschichte geschrieben: Die Gründung des FC Bayern, des 1. FC Nürnberg und des DFB.

From Zero to Hero

Um 1900 konnte noch niemand damit rechnen, dass dieser – zunächst belächelte – neue Sport aus England zum Nationalsport Deutschlands werden würde. Der DFB fasste die zuvor losen Zusammenschlüsse deutscher Fußballbegeisterter zu einem Zentralverband zusammen.

1901 kam es bereits zum ersten Fußball-Frankenderby im Spiel zwischen dem 1. FC Nürnberg und dem 1. FC Bamberg, dem damals nächstgelegenen „echten“ anderen Fußballverein. Sowohl das Hin- als auch das Rückspiel konnte der Club mit 7:1 für sich entscheiden. Gegen die Bayern verloren die Nürnberger im Spiel um die bayerische Meisterschaft mit 0:6, auch das Rückspiel ging 8:1 für die Münchner aus. 1903 führte der DFB schließlich einen Titel auf Reichsebene ein: die deutsche Meisterschaft.

Am 5. April 1908 war es schließlich so weit: Erstmals trat eine deutsche Fußballnationalmannschaft zu einem offiziellen Länderspiel an: Der „freundschaftliche Länderkampf“ gegen die Schweiz endete 5:3 für das Team der gastgebenden Eidgenossen. Den ersten Sieg eines DFB-Teams gab es übrigens fast genau ein Jahr später, am 4. April 1909; ein 1:0, wieder gegen

die Schweiz. Der Stürmer Ludwig Philipp war der erste Nürnberger Spieler (und der erste aus Bayern), der für die deutsche Auswahl antreten durfte – wenn auch nur für zwei Spiel im Jahr 1910.

Die Zwanziger Jahre – das Jahrzehnt des 1. FC Nürnberg

In den Zwanziger Jahren wurde der Fußballsport endlich zum deutschen Volkssport Nummer eins. Dieses Jahrzehnt begann für den 1. FC Nürnberg direkt mit einem Paukenschlag: Er gewann den ersten deutschen Meistertitel der Vereinsgeschichte, und das auch noch gegen die Spielvereinigung Fürth (die vor dem Ersten Weltkrieg während dem keine Meisterschaft ausgespielt wurde, im Jahr 1914, erstmals Meister geworden war) – mit 2:0. Im selben Jahr zählte der FC Bayern München bereits 700 Mitglieder und war damit zum größten Fußballverein Münchens geworden (die Fußballabteilung des größten örtlichen Konkurrenten, des TSV 1860 – der als allgemeiner Sportverein mehr Mitglieder hatte, war übrigens ein Jahr vor dem FC Bayern entstanden, im April 1899). Fünf Meistertitel der „Clubberer“ sollten in den Jahren 1921 bis 1927 folgen.



Fußball schafft Erinnerungen, junge und ältere Fans bestaunen den Endspielball von der WM 1954, dem „Wunder von Bern“. Quelle: Kobow/Deutsches Fußballmuseum

Fußball im NS-Staat und das Schicksal Kurt Landauers

In den 1930er Jahren stand der Fußball, wie das gesamte öffentliche Leben, bald unter dem Diktat der Nationalsozialisten. Der DFB wurde in den „Reichsbund für Leibesübungen“ eingebunden. Die Begeisterung für den Sport riss jedoch nicht ab. Im Gegenteil: 100.000 Fußballbegeisterte pilgerten zu den Länderspielen im Berliner Olympiastadion oder den Endspielen der deutschen Meisterschaft.

Wie stark die Politik ins Vereinsleben eingriff, illustriert das Schicksal von Kurt Landauer. Von 1913 bis 1914, dann wieder seit 1919 war er Präsident des FC Bayern München, der 1932 erstmals Deutscher Meister wurde. Im März 1933 wurde Landauer, Sohn jüdischer Münchner Kaufleute, zum Rücktritt gezwungen und rassistisch verfolgt. Am 10. November 1938 wurde er im Zuge der Pogromereignisse verhaftet und im KZ Dachau interniert. Nach 33 Tagen aufgrund seiner Kriegsteilnahme im Ersten Weltkrieg aus der Haft entlassen, floh er in die Schweiz. Vier seiner sechs Geschwister wurden in der Shoah ermordet. Nach seiner Rückkehr 1947 wurde Kurt Landauer noch einmal Präsident des FC Bayern. Wesentlich einer Fan-Initiative ist es zu danken, dass – mehr als 50 Jahre nach seinem Tod im Jahr 1961 – umfassend seiner gedacht wurde und die Vereinsgeschichte in den dunklen Jahren der NS-Zeit historisch aufgearbeitet wurde. 2015 wurde der Platz vor der Allianz-Arena, Spielstätte des FCB seit 2005, nach Kurt Landauer benannt.

Frauenfußball: Können heißt lange nicht dürfen

Doch zurück in die Weimarer Republik. Bereits 1930 gründete die fußballbegeisterte Lotte Specht, gerade erst 18 Jahre alt, die erste Damenmannschaft in Deutschland, den 1. DDFC Frankfurt. Sie war der Meinung: „Was die Männer können, können wir auch.“ Da es noch keine Gegnerinnen gab, spielten die jungen Frauen untereinander. Wegen extremer verbaler und physischer Anfeindungen musste die Mannschaft jedoch schon 1931 wieder aufgelöst werden.

Die Versuche, den Frauenfußball nach dem Weltkrieg saloppfähig zu machen, wurden 1955 vom DFB selbst zunichtegemacht: Er erließ ein Verbot des Frauenfußballs – mit der Begründung, der Fußball schade der weiblichen Anmut, dem Körper und der Seele der Damen und das Zuschaustellen des Körpers verletze Schicklichkeit und Anstand. Um dieses Verbot zu umgehen, gründeten die Damen kurzerhand ihren eigenen Verband: die Deutsche Damen-Fußballvereinigung, unter dem die Frauen sogar bis 1965 rund 150 inoffizielle Länderspiele austrugen.

Erst im Oktober 1970 hob der DFB das Verbot auf – führte aber Sonderregeln für den Frauenfußball ein. So waren zunächst Stollenschuhe verboten, es wurde mit kleineren Bällen gespielt und die Spieldauer auf 70, dann (noch bis 1993) 80 Minuten begrenzt. Bereits vier Monate vor der Aufhebung des

DFB-Verbots hatte der FC Bayern München (wie schon andere Profivereine im Jahr zuvor) im Juni 1970 seine erste Damenmannschaft gegründet. Nur gab es ein Problem: Sie hatten noch keine Spielerinnen. Deshalb wurde ein Casting veranstaltet, zu dem 70 Frauen mit unterschiedlichstem fußballrischem Niveau erschienen. Unter Trainer Karl-Heinz Mainz bestritten die Bayerinnen ihr erstes Spiel gegen Olching. Nach zweimal 30 Minuten ging das Spiel 7:1 für die Münchnerinnen aus. Die erste Saison 1970/71 endete bereits nach drei Spielen: drei Siegen mit einem Torverhältnis von 20:1.

Unterstützung erhielten die Damen von Gerd Müller, der neue Trikots für die Frauen spendierte. Ab der zweiten Saison gab es für die Damen auch Punktspiele; die Münchnerinnen holten 19 Mal hintereinander den bayerischen Meistertitel.

Ab 1973 wurde auch bei den Damen die Deutsche Meisterschaft ausgetragen, zunächst in Turnierform. TuS Wörrstadt konnte mit einem 4:0 Sieg die erste deutsche Meisterschaft für sich entscheiden. Die Münchnerinnen nahmen 1974 schließlich zum ersten Mal an der deutschen Meisterschaft teil. Bis zum ersten Titel dauerte es jedoch noch zwei Jahre: 1976 gewannen die Bayerinnen im Endspiel gegen Tennis Borussia Berlin mit einem 4:2 nach Verlängerung ihren ersten deutschen Meistertitel.

Die 1960 Jahre: Bundesliga mit dem Club – und bald auch dem FCB

Im Herrenfußball beschäftigte man sich zu Beginn der 1960er Jahre mit Diskussionen um eine landesweite Profiliga. Diese sollte aus 16 Mannschaften bestehen; für die Oberliga Süd wurden 1860 München, der 1. FC Nürnberg, Eintracht Frankfurt, der VfB Stuttgart und der Karlsruher SC ins Rennen geschickt. Das erste Bundesliga-Tor erzielte der Dortmunder Timo Konietzka im ersten Spiel, am 24. August 1963, nach 35 Sekunden. Weitere 57.790 Tore sollten bis Ende der Saison 2023/2024 folgen.

Zur zweiten Saison 1964/65 schafften schließlich auch die Bayern den Aufstieg in die Bundesliga, was nicht zuletzt an ihrer „Goldenen Achse“ lag: Sepp Maier, Franz Beckenbauer und Gerd Müller. Trotz des starken Kaders scheiterten die Bayern in der Saison 1967/68 gleich zweimal am Nürnberger Club, der seine neunte Deutsche Meisterschaft feiern konnte. Es sollte der bis heute letzte Meistertitel bleiben – während im Jahr darauf die lange, lange Serie der Münchner begann mit dem ersten deutschen Meistertitel: 32 weitere sollten (Stand April 2025) folgen. Mehr nationale Titel als die Nürnberger hat im deutschen Fußball übrigens – außer dem FCB – nur der Berliner FC Dynamo mit zehn Meisterschaften in der DDR-Oberliga, gewonnen in Serie von 1979 bis 1988.

Dass die Bayern zudem 20 Mal den 1952/53 eingeführten DFB-Pokal, je drei Mal den Europapokal der Landesmeister und die Champions League, je zweimal den Weltpokal und die Klub-Weltmeisterschaft und je einmal den Europapokal der

Pokalsieger und den UEFA-Cup gewonnen haben – Fans wissen das gewiss.

Beim Club dagegen – er hat immerhin neben seinen neun Meisterschaften vier DFB-Pokalsiege den letzten sensationell im Jahr 007, in seinen Vereinsannalen stehen – ging es seit Ende der 1960er Jahren mehr bergab denn bergauf. 1969 stiegen sie als amtierender Deutscher Meister direkt in die Regionalliga Süd ab. Acht Auf- und ebenso viele Abstiege aus der Bundesliga sollten folgen: Auch das ein Rekord – als Fahrstuhlmannschaft.

Und die Damen? Sechs Mal (Stand April 2025) wurden die Kickerinnen des FC Bayern schon deutsche Meisterinnen. Auch hier stehen die Fränkinnen leider im Schatten der Oberbayerinnen. Immerhin: 1999 und 2023 sind sie in die (1990 gegründete und seit 1997 eingleisig, wie auch die Männer-Liga, durchgeführte) Frauen-Bundesliga aufgestiegen, beide Male im Jahr darauf aber auch wieder abgestiegen.

Weltmeisterschaften, Europatitel ...

Der DFB aber, der ist seit den 1950er Jahren durchweg erfolgreich; naja, zumindest fast; einige Ausnahmen seien mit Ortsangaben illustriert, die enttäuschte Fans sicher einzuordnen wissen: Die „Schmach von Cordoba“ 1978, die „Schande von Gijon“ 1982, Heimreisen nach der Vorrunde bei den WM's 2018 in Russland und 2022 in Katar – vergessen wir es und erinnern lieber daran:

Katharina Möckel / Markus Behmer

Vier Mal schon war die Herren-Nationalmannschaft Fußball-Weltmeister, drei Mal Europameister. Und das Frauen-Nationalteam war zweimal Weltmeister und gar schon acht Mal Europameister.

Fußball in Deutschland – eine 125-jährige Erfolgsgeschichte

Was im Jahr 1900 in drei Gaststätten begann, es unterhält heute Millionen – und ist ein Milliardengeschäft.

Der DFB ist mit rund 24.000 angeschlossenen Vereinen, 139.000 gemeldeten Mannschaften und rund 7,7 Millionen Mitgliedern der größte Sportverband der Welt; über eine Million Frauen und Mädchen sind aktive Mitglieder in den deutschen Fußballvereinen. Der Jahresumsatz des Verbands liegt bei fast 200 Millionen Euro.

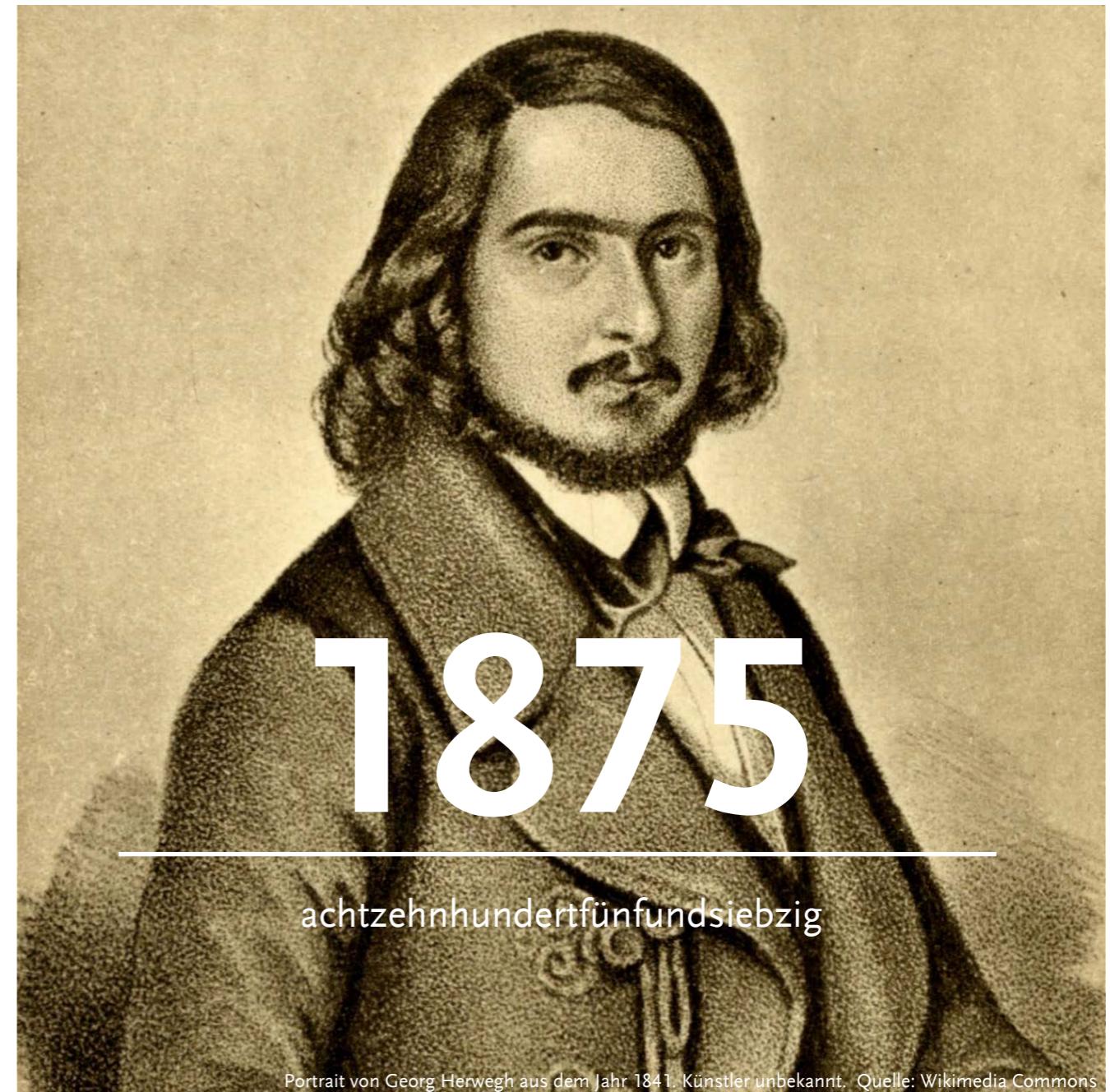
Der FC Bayern wiederum hat aktuell mehr als 400.000 Mitglieder, gilt damit als größter Sportverein der Welt. Sein Umsatz belief sich im Geschäftsjahr 2023/24 auf 1,017 Milliarden.

Klein nimmt sich dagegen der im gleichen Jahr gegründete Nürnberger Club aus. Er hat rund 35.000 Mitglieder und einen Umsatz von rund 50 Millionen im Jahr.

Seine Anhänger aber, organisiert in über 700 Fanclubs, die stehen nicht weniger hinter ihrer Mannschaft als die des Münchner „Sterns des Südens“. Für viele von ihnen scheint Fußball mehr als die schönste Nebensache der Welt.



Drei Trikots, eine Leidenschaft: Fußball! Foto: Katharina Möckel



Portrait von Georg Herwegh aus dem Jahr 1841. Künstler unbekannt. Quelle: Wikimedia Commons

Die eiserne Lerche

Verkrachter Student, vielseitiger Kritiker und Publizist, politischer Aktivist und Dichter der Revolution – vor 150 Jahren ist Georg Herwegh gestorben. Walter Hömberg, der über die Publizistik des Vormärz promoviert hat, erinnert an den einst Berühmten.

Sein Ziel hat er klar formuliert: „Ich schreibe nicht für bevorzugte Geschlechter, ich schreibe nicht für Gelehrte, ich schreibe einzig und allein für mein deutsches Volk!“

Dabei war die Richtung seines Lebensweges keineswegs von Beginn an vorbestimmt: Georg Herwegh, geboren am 31. Mai 1817 in Stuttgart, war Sohn eines Gastwirts, der ursprünglich als Koch gearbeitet hatte. Seine Mutter, die aus einer traditionsreichen schwäbischen Apothekerfamilie stammte, sorgte dafür, dass er aufs Gymnasium kam. Als Schüler von Krankheiten

geplagt, bestand er die üblichen Prüfungen in der Lateinschule in Balingen sowie im Seminar des Klosters Maulbronn und wurde 1835 in das Tübinger Stift aufgenommen. Diese traditionsreiche Ausbildungsstätte für angehende protestantische Theologen hatten auch Denker und Dichter wie Kepler, Hegel, Schelling, Hölderlin und Mörike besucht. Anders als die berühmten Vorgänger beendete er das Studium dort nicht erfolgreich, sondern musste es wegen diverser Verfehlungen schon nach kurzer Zeit abbrechen.

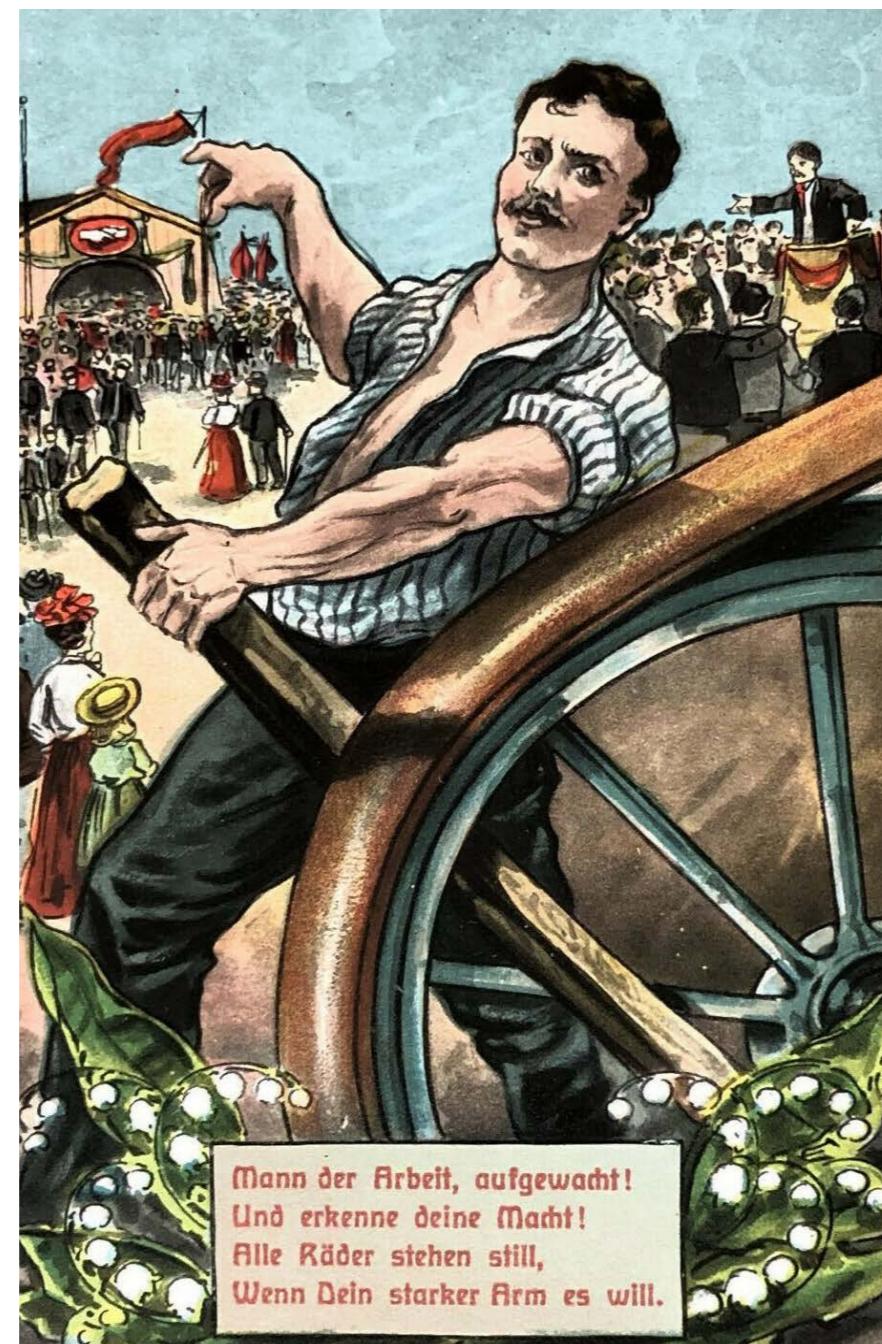
Der verkrachte Student versuchte sich zunächst als freier Autor, dann als Redaktionsgehilfe bei August Lewalds Zeitschrift *Europa*. Nach Problemen beim Militär, zu dem er 1838 eingezogen worden war, desertierte er im Jahr darauf in die nahegelegene Schweiz. Dort arbeitete er zunächst als Literaturkritiker für die Zeitschrift *Deutsche Volkshalle* des liberalen Republikans Johann Georg August Wirth und verfasste auch Beiträge für Karl Gutzkows *Telegraph für Deutschland*. Gutzkows Roman *Wally, die Zweiflerin* war 1835 von der Bundesversammlung verboten worden – und mit ihm die Autoren des sogenannten „Jungen Deutschland“. Auch ein Gefängnisaufenthalt und dann die Ausweisung aus seinem damaligen Wohn- und Arbeitsort konnten nicht verhindern, dass aus Gutzkow dann noch einer der produktivsten Schriftsteller seines Jahrhunderts wurde.

Der einstige Deserteur wird Dichter

Georg Herwegh übersiedelte 1840 nach Zürich und geriet dort in Kontakt mit republikanisch gesinnten Autoren, die zum Teil schon in den Befreiungskriegen gegen Napoleon und in der demokratisch-nationalen Bewegung rund um das Hambacher Fest aktiv geworden waren. Manche Männer in diesem Kreis waren publizistisch im Sinne ihrer politischen Ziele tätig. Da lag der Gedanke einer Verlagsgründung nahe, und mit dem „Literarischen Comptoir in Zürich und Winterthur“ wurde er zum Ende des Jahres 1840 Wirklichkeit. Als Premiere erschien kurz darauf Herweghs Band *Gedichte eines Lebendigen*, und zwar ohne Nennung des Verfassernamens. Der Titel spielte an auf einen berühmten Vorgänger: *Die Briefe eines Verstorbenen* von Hermann Fürst von Pückler-Muskau.

Ulrich Enzensberger macht sich in seiner Herwegh-Biografie über die klischeereichen Gesänge und Sonette lustig: „Der Tag, der goldne, das Korn, das goldne, das Eisen, das heilige, die Flur, die öde, die Luft, die blaue, die Lerche, die jubelnde, der Knabe, der wilde, das Blei, das schwere, der Mann, der rechte, der Knecht, der feige ...“ Trotz solcher Sprach-Schablonen: das Echo auf diese Gedichtsammlung war gigantisch. Obwohl der Band in den deutschen Ländern umgehend verboten wurde, konnten in kurzer Zeit sieben Auflagen gedruckt werden, und Scharen von Herwegh-Verehrern

Postkarte mit den berühmtesten Gedichtzeilen Georg Herweghs. Druck und Verlag: Rauh und Pohle, Leipzig (1910); Quelle: Wikimedia Commons



**Mann der Arbeit, aufgewacht!
Und erkenne deine Macht!
Alle Räder stehen still,
Wenn Dein starker Arm es will.**

schickten ihre nach dem Vorbild des Meisters voller Freiheitspathos verfassten Texte an den Verlag. Der Maler (und spätere Dichter) Gottfried Keller formulierte sein Empfinden so: „Der neue Klang ergriff mich wie ein Trompetenstoß, der plötzlich ein weites Lager von Heervölkern aufweckt.“ Und Heinrich Heine nannte den Verfasser „eine eiserne Lerche“.

Im November 1841 reiste Herwegh für mehrere Wochen nach Paris, um das Grab des von ihm verehrten Ludwig Börne aufzusuchen und einige der dort lebenden deutschen Schriftsteller persönlich kennenzulernen. Zurück in Zürich veröffentlichte er weiter Beiträge in deutschsprachigen Blättern, so etwa in der *Rheinischen Zeitung*. Nach deren Verbot versuchte er Karl Marx, der die Redaktion geleitet hatte, für ein eigenes Publicationsprojekt zu gewinnen: *Der deutsche Bote in der Schweiz* sollte zu einem Forum der deutschen Opposition ausgebaut werden und die dortige Zensur von außen unterminieren. Wie so manche Zeitschriftenprojekte jener Zeit scheiterte auch dieses.

Privates Glück, politische Enttäuschung

Einen festen Anker in diesem unsteten Leben bot die Begegnung und spätere Heirat mit Emma Siegmund. Die Tochter eines Berliner Bankiers hielt in guten und in schlechten Zeiten zu ihm, und ihre beträchtliche Mitgift garantierte dem Paar für lange Zeit finanzielle Sicherheit.

Die Pariser Revolution vom Februar 1848 und ihre Ausläufer in den Nachbarstaaten lösten viele Hoffnungen bei liberal und demokratisch gesinnten Zeitgenossen aus, die aber im fürstenstaatlich zersplitterten deutschen Sprachraum meist schnell enttäuscht wurden.

Auch die Frankfurter Nationalversammlung brachte wenig Fortschritte in Richtung Demokratisierung. Herwegh parodierte dieses Parlament in einem satirischen Gedicht, dessen Refrain auch in der Studentenbewegung von 1968 noch häufig zitiert wurde: „Im Parla- Parla- Parlament / Das Reden nimmt kein End!“

Die Hoffnung auf einen politischen Kurswechsel in Richtung Bürgerfreiheiten durch Friedrich Wilhelm IV. als neuer preußischer König erfüllten sich nicht – nach einer Audienz bei diesem in Berlin musste Herwegh dies auch persönlich spüren. Als Konsequenz schloss er sich, entgegen vielen Ratschlägen

von politischen Freunden wie Marx und Engels, den radikal-demokratischen Aufständischen in Baden um Friedrich Hecker an. Der von Herwegh angeführte Freikorps scheiterte kläglich – Karikaturen und Spottlieder hatten dann Konjunktur.

Während die Autoren des Jungen Deutschland ihre kritischen Intentionen und ihre politischen Reformideen in literarische Formen verpackt hatten (Gutzkow sprach plastisch von „Ideenenschmuggel“), entschied sich Herwegh für die direkte politische Aktion.

„Alle Räder stehen still ...“

Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Paris wurde er Mitglied im neu gegründeten Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein in der Schweiz. Und auf Wunsch von Ferdinand Lasalle verfasste er das Bundeslied dieses Vereins, das damals verboten wurde, aber als Kampflied noch heute verbreitet ist. Die zehnte von zwölf Strophen lautet:

*Mann der Arbeit, aufgewacht!
Und erkenne deine Macht!
Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will.*

Nach einem ruhelosen Leben starb Georg Herwegh am 7. April 1875 an einer Lungenentzündung. Begraben wurde er in Liestal, dem Hauptort des Kantons Basel-Landschaft. Dort erinnern ein Denkmal und ein Museum an sein Leben und sein Werk.

Walter Hömberg

Warum Thomas Mann lesen?

Warum zählt Thomas Mann bis heute zu den wichtigsten deutschsprachigen Erzählern des 20. Jahrhunderts? Warum werden seine Romane und Erzählungen immer noch gelesen, weltweit übersetzt, auf die Bühne gebracht, literarisch fortgeschrieben und verfilmt?

Familiengeschichten

Mit seinem Roman-Debüt *Buddenbrooks. Verfall einer Familie* von 1901 gelang Thomas Mann eine turbulente Familiengeschichte über vier Generationen, für die er 1929 den Nobelpreis erhielt – und die bis heute als Blueprint für Familienromane der Gegenwart dient.

Manns Roman erzählt vom Aufstieg und Fall einer norddeutschen Kaufmannsfamilie des 19. Jahrhunderts, von der zunehmenden Härte und Waghalsigkeit der Geschäftspraktiken, der ökonomisch geprägten Heiratspolitik der Familie, dem Korsett der großbürgerlichen Etikette und dem Terror des Schulalltags für den Jüngsten. Dem stehen Fluchtversuche, Ausschweifungen und Dekadenzsymptome entgegen: wilde philosophische Lektüren, der Rausch der Musik, eigensinnige Liebesgeschichten, eine zunehmende nervöse Magenschwäche und Kränklichkeit.

Über die vier Generationen der Buddenbrooks lässt sich der gesellschaftliche, kulturelle und ökonomische Wandel ihrer Zeit ablesen. Wie wenig andere verbindet der Roman die realistische Erzählpraxis der Gesellschaftsromane des 19. Jahrhunderts mit der Psychologie und Nervenkunst der Moderne. Unvermindert aktuell (und literarisch anschlussfähig) erscheint bis heute die rigide Verschränkung von Geschäfts- und Familieninteressen, mithin das in jeder Generation neu auszuhandelnde Gegeneinander von bürgerlichem Ordnungsregime und künstlerischer, anarchischer Sensibilität, die sich dem marktwirtschaftlichen Soll&Haben verweigert. Das zeigt sich an den zahlreichen Bearbeitungen des Romans für das Theater der Gegenwart. Auch jenseits der *Buddenbrooks* nutzte Thomas Mann den Erzählkosmos der Familie, um Erosionerscheinungen der bürgerlichen Lebensform vorzuführen oder auch mythisch vorgeprägte Familienkonflikte aufzurufen: so in

der Inflationsnovelle *Unordnung und frühes Leid* von 1925 oder im epischen Großformat der Roman-Tetralogie *Joseph und seine Brüder* (1933-1943).

Rausch, Begehr, Gender trouble

Die innere Dynamik vieler Erzählungen und Romane Thomas Manns verdankt sich dem Motiv der Heimsuchung, „des Einbruchs trunken zerstörender und vernichtender Mächte in ein gefaßtes und mit allen seinen Hoffnungen auf Würde und ein bedingtes Glück der Fassung verschworenes Leben“, wie er es selbst 1940 beschrieben hat. Dass das geordnete Leben so rasch durch rauschhaft zerstörende Mächte hinweggefegt werden kann, setzt eine innere Disposition der Heimgesuchten voraus. Sie treibt eine unbewusste Sehnsucht um, ihrer faden, meist bürgerlichen Lebensform zu entkommen. Viele dieser Figuren tragen als offenes Geheimnis aus, was den Autor selbst zeitlebens bewegte: die Spannung zwischen homosexuellem Begehr und der selbst gewählten bürgerlichen Lebensform als Vater von sechs Kindern. Das erzählerische Werk führt mehrfach scheiternde Männlichkeitsentwürfe, aber auch androgyne, bisexuelle und geschlechtsverquerende Identitätskonstruktionen vor, wie sie u.a. der Hochstapler *Felix Krull* verkörpert. Das Spektrum der literarischen Verhandlungen von Rausch, Begehr und *Gender trouble* macht Thomas Mann zum größten Psychologen der Sexualität in der deutschen Literatur, resümiert Hans Rudolf Vaget.

Künstlerfiguren, Kunstreflexion

Wenige Autorinnen und Autoren der Moderne haben so unablässig künstlerische Lebensformen und Haltungen zu ihrem Thema gemacht. Schon in den frühen Erzählungen richtet sich das erzählerische Interesse auf die Weltwahrnehmung stigmatisierter Außenseiter, die sich von den „Regelrechten“, Ordentlichen und Gewöhnlichen abgesondert fühlen. Dazu gehören Schriftsteller, Musiker, bildende Künstler, unter ihnen lebensferne Décadents und Dilettanten, wüste Gewaltprediger (*Beim Propheten*), aber auch Bürger auf Abwegen wie Tonio Kröger (*Tonio Kröger*) oder renommierte Schulbuchschriftsteller wie Gustav von Aschenbach (*Der Tod in Venedig*), schließlich Hochstapler (*Die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull*) und Hypnotiseure (*Mario und der Zauberer*). Ihnen kommt durchweg eine außerordentliche Reizbarkeit und Empfindlichkeit zu, die zu scharfer, schonungsloser Beobachtung disponiert. Und sie dienen sowohl der Selbstreflexion der eigenen künstlerischen Lebensform wie auch der literarischen Auseinandersetzung mit dem Laboratorium der Moderne, das eben auch krankhaften Wahn, Verführung und Demagogie im Medium der Kunst vorhält.

Modernes Erzählen

Thomas Manns Erzählkunst orientiert sich von Anfang an sowohl an der europäischen Prosa der Moderne als auch am

musikalischen Kompositionenverfahren Richard Wagners. An signifikanten Leitmotiven, die schon die frühe Erzählung *Der kleine Herr Friedemann* (1897) durchziehen und strukturieren, lässt sich das ablesen. Zum Beziehungszauber seiner Prosa gehört darüber hinaus eine ganz eigene Form der Zitatmontage. Ein erstes, prominentes Beispiel ist die nahezu wörtliche Übernahme des „Typhus“-Artikels aus Meyers Konversationslexikon zur Umschreibung der tödlichen Krankheit des jungen Hanno Buddenbrook. Diese und andere Zitat-Bausteine aus vollkommen heterogenen Quellen verbinden sich jeweils so eng mit dem erzählten Kontext, dass die Bruchstellen kaum erkennbar sind. „Höheres Abschreiben“ hat Mann dieses Verfahren im Rückblick genannt – in der sog. Post-Moderne wird es noch einmal aufgekocht. Auf die spezifisch moderne Erschütterung tradierten Gewissheiten reagierte Thomas Mann mit erzählerischer Ironie. So ließen sich widerstreitende Standpunkte in der Schwebe halten, ein- oder eigensinnige Überzeugungen dagegen spielerisch entlarven.

Der (bis heute spürbaren) allgemeinen Beschleunigung setzte Mann mit dem *Zauberberg*-Roman (1924) eine radikale erzählerische Verlangsamung des Zeitgefühls entgegen. Sie erfasst den vom Studium erschöpften Hans Castorp, dem sieben Jahre im Davoser Sanatorium „Berghof“ beinahe wie ein Tag vergehen, – und strahlt zugleich auf die Leserinnen und Leser des Romans aus. Durch Entfabelung, Entschleunigung und Enzyklopädisierung pulverisiert der *Zauberberg* die Idee von Handlung und Aktion: eine ebenso riskante wie innovative Antwort auf die in den 1920er Jahren virulente Krise des Erzählens.

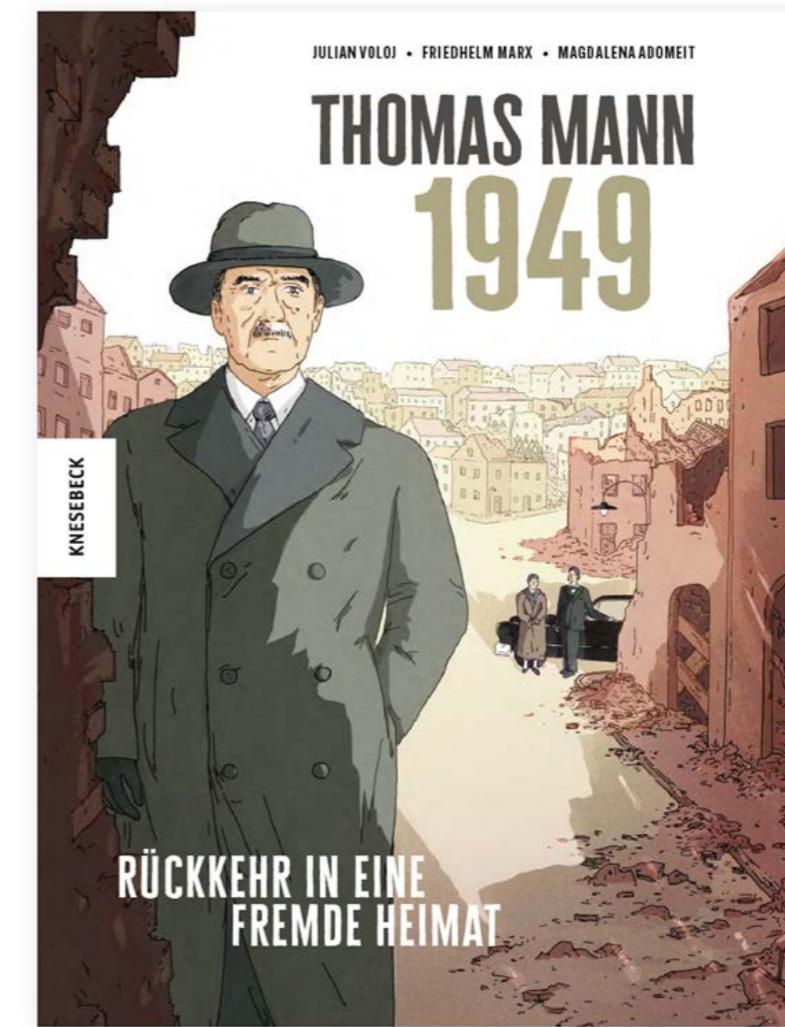
Literatur und Politik

„Daß Demokratie heute kein gesichertes Gut, daß sie angefeindet, von innen und außen her schwer bedroht, daß sie wieder zum Problem geworden ist, das spürt auch Amerika. Es spürt, daß die Stunde gekommen ist für eine Selbstbesinnung der Demokratie, für ihre Wiedererinnerung, Wiedererörterung und Bewußtmachung – mit einem Wort: für ihre Erneuerung im Gedanken und im Gefühl“, so Thomas Mann 1938 auf seiner Vortragstournee durch die USA: ein bestürzend aktueller Befund. Zu diesem Zeitpunkt hatte er die durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs provozierten (durchaus reaktionären) *Betrachtungen eines Unpolitischen* von 1918 längst hinter sich gelassen. Seit 1922, Manns öffentlichem Bekenntnis zur Republik, hatte er immer wieder lautstark vor der Bewegung des Nationalsozialismus gewarnt, 1933 mit seiner Familie umgehend den Weg ins Exil eingeschlagen. In diesen Jahren erhielt auch das literarische Werk eine politische Unterspur. Unter dem Eindruck des Weltkriegs, der Revolution von 1918, der Münchner Räterepublik und der frühen Krisenjahre der Weimarer Republik kreisten schon die Debatten des *Zauberberg*-Romans um Terror, Revolution, staatliche Ordnung oder Anarchie, um den Wert der Arbeit und Fortschrittsprobleme, mithin um bleibend aktuelle politische Fragen. „Thomas Mann

does not, as some believe, live in the seclusion of the *Zauberberg* of his dreams. On the contrary, he reveals here an intense, but not strident, absorption in the immediate fate of humanity“, schrieb die *American Hebrew and Jewish Tribune* im September 1932. Dafür stehen Erzählungen wie *Mario und der Zauberer* (1930) und *Das Gesetz* (1943), die Joseph-Romantetralogie (1933-1943) und der Goethe-Roman *Lotte in Weimar* (1939), die unverkennbar auf politische Gefahren des Faschismus anspielen. Im *Faustus*-Roman von 1947 erreicht Manns literarische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus ihren Höhepunkt: ein Alleinstellungsmerkmal in der Literatur der frühen Nachkriegsjahre, das die zeitgenössische deutsche Leserschaft mehrheitlich überforderte.

Thomas Mann Daily

Spätestens in den 1920er Jahren etablierte sich das Bild des großbürgerlichen, im Umgang distanzierten Großschriftstellers Thomas Mann, u.a. befeuert von rivalisierenden Kollegen: Bertolt Brecht sprach vom „Stehkragen“, Alfred Döblin von der „Bügelfalte als Kunstrprinzip“. Die 1975 einsetzende Publikation der erhaltenen Tagebücher brachte ganz andere Seiten Thomas Manns ans Licht: die ungeschützt offene Verhandlung seines homosexuellen Begehrns und seiner körperlichen Verfasstheit, den Medikamentenkonsum, Unlust und Selbstzweifel, die Gereiztheit gegenüber Familienmitgliedern, Freunden, Fremden, die Eskapaden des Pudels – das alles bruchlos verbunden mit Einschätzungen des (Fortsetzung Seite 116)



1929 erhält er den Literaturnobelpreis, 1933 wird er als einer der lautesten Gegner des Nationalsozialismus ins Exil getrieben. Thomas Manns Beziehung zu Deutschland bleibt fortan kompliziert. 1938 emigriert er in die USA, erst 1949 setzt er wieder Fuß auf deutschen Boden: auf Einladung zum Goethe-Feiern in Ost und West-Deutschland. Mit seiner Frau Katia reist er von Frankfurt am Main über Nürnberg und München nach Weimar, hält Goethe-Reden in beiden Teilen Deutschlands, wird bejubelt und kritisiert. Basierend auf Tagebüchern, Briefen, Reiseberichten und den Erinnerungen seines Schweizer Fahrers erzählt die Graphic Novel *Thomas Mann 1949* von dieser zehntägigen Rückkehr, einem politisch extrem aufgeladenen Kapitel im Leben Thomas Manns und seiner Familie.

weltpolitischen Tagesgeschehens und der beklemmenden Situation im Exil.

Dass sich die öffentliche Wahrnehmung Thomas Manns spürbar verändert hat, zeigt die Resonanz auf den Twitter-Account @DailyMann: Ab April 2023 postete Felix Lindner ein Jahr lang täglich ein kurzes Zitat aus den Tagebüchern Thomas Manns. Einträge wie die vom 20.7.1934 („Habe wieder begonnen, morgens nackt ein wenig zu turnen“) oder vom 10.8.1948 („Große Abneigung, nachmittags noch irgend etwas zu tun“) haben dazu beigetragen, das Image vom unnahbaren Schriftsteller erodieren zu lassen. Über 30.000 Leserinnen und Lesern sind diesen Posts gefolgt.

Die Forschung hat in den letzten Jahren die öffentliche Lebensform und die Spuren kollektiver (oder auch konkurrierender) Autorschaft der Manns in den Blick genommen. Thomas Manns erster wichtiger Bezugspunkt bildete das spannungsreiche Verhältnis zum älteren Bruder Heinrich. In den 1920er Jahren stiegen Klaus und Erika Mann ziemlich geräuschvoll in den Literaturbetrieb ein, im Exil bildete die ganze Familie eine Art Think-Tank in politischen Angelegenheiten. Klaus Mann notierte 1936 schon in sein Tagebuch: „Was für eine sonderbare Familie sind wir! Man wird später Bücher über uns – nicht nur über einzelne von uns – schreiben.“ Das geschah wohl auch deswegen, weil die Manns die politisch turbulente Lebensspanne vom Kaiserreich über die Weimarer Republik, das Exil und die Nachkriegszeit als *public intellectuals* begleiteten.

Mediengeschichte, Mediengeschichten

Wie wenig andere Autoren seiner Generation erprobte, nutzte und reflektierte Thomas Mann die neuen Medien der Moderne. In den frühen 1920er Jahren entstand die erste Verfilmung der *Buddenbrooks*, wenig später gab es erste Rundfunkaufnahmen von Mann-Texten. Im Januar 1929 bestritt er die erste Tonbildaufnahme eines deutschen Schriftstellers, im Dezember 1929 wurde eine Radio-Live-Reportage von der Nobelpreisverleihung ausgestrahlt: An Thomas Manns öffentlicher Präsenz lässt sich die turbulente Mediengeschichte der Weimarer Republik ablesen. Das setzt sich fort. Im amerikanischen Exil galt Thomas Mann als „Hitler's Most Intimate Enemy“: Zwischen 1940 und 1945 nahm er in New York und Los Angeles 55 von der BBC ausgestrahlte Radioansprachen auf, die deutsche Hörerinnen und Hörer zum Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime bewegen sollten.

Jenseits der vom S. Fischer Verlag betreuten Ausgaben und unzähligen Übersetzungen ist Thomas Manns literarisches Werk in ganz unterschiedlichen Formaten, Bearbeitungen und Medien



Eine wenige Werke von und über Thomas Mann. Foto: M. Behmer

präsent. Die Romane (selbst die über 1800-seitige Romantetralogie *Joseph und seine Brüder*) sind mehrfach für das Theater eingerichtet worden, es gibt Ballett- und Opernbearbeitungen, Comics, Twitter-Fassungen einzelner Texte, Graphic Novels, vor allem zahlreiche Verfilmungen. Viele seiner Romane und Erzählungen haben sich so nachhaltig in den Kanon der Moderne eingeschrieben, dass sie eine breite literarische Rezeption provozierten. Die polnische Literaturnobelpreisträgerin Olga Tokarczuk nutzte die literarische Folie von Manns *Zauberberg* für ihren 2022 erschienenen Roman *Empuzjon* (dt.: *Empusion*), Heinz Strunk brachte im November 2024, genau 100 Jahre nach dem Erscheinen des Originals, einen Roman mit dem Titel *Zauberberg 2.0* heraus. Die Geschichten Thomas Manns sind offenbar immer noch nicht auserzählt. Friedhelm Marx

Prof. Dr. Friedhelm Marx ist Lehrstuhlinhaber für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Bamberg. Seit 2006 ist er – neben vielen anderen Ehrenämtern – Vizepräsident der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft.

Stationen einer Reise

Unser Autor Friedhelm Marx zeichnet die Reisestationen Thomas Manns im Jahr 1949 nach.

Prolog: Stockholm: 19.-27. Mai 1949

Kaum in Schweden eingetroffen, war Thomas Mann nahe dran, die lang geplante Europareise abzubrechen. In deutschen Zeitungen las er von wütenden Zuschriften wegen des Goethe-Preises, den er in Frankfurt am Main erhalten sollte. „Kommt noch viel dergleichen, so gehe ich nicht“, notierte er in sein Tagebuch. Kurz darauf erreichte das Ehepaar Mann die Nachricht vom Selbstmord ihres Sohnes Klaus. Erika Mann überredete ihre Eltern, die Reise dennoch fortzusetzen.

Frankfurt am Main: 24.-27. Juli 1949

Gleich der erste öffentliche Auftritt Thomas Manns im Deutschland der Nachkriegszeit erregte enorme Aufmerksamkeit. Wegen des großen Andrangs wurde seine *Ansprache zum Goethejahr 1949* von der Paulskirche auf den Vorplatz übertragen. Dass die Manns bei ihrem Besuch von einer Leibwache und einer Polizei-Eskorte begleitet wurden, war auch Thema der Pressekonferenz vor Ort. Er persönlich glaube nicht, dass man ihm Bomben vor die Füße werfen werde, antwortete Mann auf eine entsprechende Frage. Trotz einiger anonymer Drohungen im Vorfeld gab es tatsächlich keine Störungen.

München: 28.-30. Juli 1949

Die Rückkehr nach München, dem Wohnort und Lebensmittelpunkt mehrerer Jahrzehnte, war für die Manns besonders heikel. Sie verzichteten darauf, ihre 1933 von den Nationalsozialisten beschlagnahmte Villa in der Poschingerstraße zu besuchen. Wie es um das frühere Wohnhaus der Familie stand, wussten sie bereits. Klaus hatte es seinen Eltern im Mai 1945 geschildert, als er sich als Berichterstatter für die U.S. Army in München aufhielt. Nun, vier Jahre später, gab es für die Manns einen Empfang in der gerade gegründeten Bayerischen Akademie der schönen Künste und einige verstörende Begegnungen. Für Katia Mann hatte der Aufenthalt „mit all den gealterten, aber unveränderten Gesichtern und den zertrümmerten Stätten, etwas besonders Gespenstisches“, wie sie ihrer Tochter Erika schrieb.

Nürnberg: 30. Juli 1949

In Nürnberg machten die Manns nur einen kurzen Zwischenstopp. Im Vorfeld des Besuchs hatten Thomas Mann auch aus der Stadt der Reichsparteitage „außerordentlich feindelige, ja bedrohliche Äußerungen“ erreicht, wie er am 29. Juni 1949 dem Oberbürgermeister schrieb. Den geplanten Vortrag sagte er ab zugunsten eines kurzen Treffens mit den Mitgliedern der Anfang 1949 gegründeten Thomas Mann Gesellschaft Nürbergs.

Bayreuth – Plauen: 30.-31. Juli 1949

Für den *Wagnerite* Thomas Mann war Bayreuth, der nächste Übernachtungshalt, vor allem musikalisch besetzt. Dass die Musik Richard Wagners von Adolf Hitler und den Seinen politisch vereinnahmt wurde, hatte er schon in den 1920er Jahren wahrgenommen. Im Gästebuch des Bayreuther Hotels ließen sich die Namen der Nazi-Größen nachlesen.

Die Abreise der Manns verzögerte sich, weil erst die Inter-Zonen-Pässe von einer Delegation aus Weimar beigebracht werden mussten.

Infolgedessen änderte man kurzerhand die Reiseroute. Die gesamte thüringische Regierung wartete bei Eisenach vergebens auf den prominenten Gast; zur offiziellen Begrüßung kam es erst nach dem Mittagshalt in Plauen.

Weimar: 31. Juli – 2. August 1949

Der Weimarer Planungsausschuss hatte für den berühmten Besucher eine Art Staatsprogramm vorgesehen. Thomas Mann hielt noch einmal seine *Ansprache zum Goethejahr*, nun im restaurierten Weimarer National-Theater.

Der eigens gestiftete Goethe-National-Preis wurde ihm verliehen als „dem würdigen Erben Goetheschen Geistes in unserer Zeit, dem großen humanistischen Dichter deutscher Sprache, dem mutigen Kämpfer für den Weltfrieden“, so der Wortlaut der Urkunde. Wie in Frankfurt war auch diese Ehrung im Vorfeld umstritten:

Einige Mitglieder des Festausschusses hielten den designierten Preisträger für einen „Knecht der Wallstreet“. Davon war beim Festakt nichts mehr zu spüren. Noch bei der Abfahrt gab es eine Entourage „mit reportierenden Radiowagen, mit Blechmusik, Schulkinder Chören, Spruchbändern, Bürgermeistertenden, Girlanden von Ort zu Ort“, wie Katia Mann schrieb. „Ich ließ es alles bei gesunder Vernunft über mich ergehen und fand nur manchmal, daß die äußersten Formen der Volksdemokratie eine fatale Ähnlichkeit aufwiesen mit der Regie des Hitlerstaates.“

Frankfurt am Main: 2.-3. August 1949

Nach all den west-östlichen Aufregungen kamen die Manns im Buick ihres Chauffeurs und Freundes Georges Motschan recht erschöpft zurück nach Frankfurt. Oberbürgermeister Kolb brachte das Paar zum Zug nach Amsterdam.

Schon während der Schiffsspassage mit der Nieuw Amsterdam nach New York verfasste Thomas Mann einen Reisebericht für das *New York Times Magazine*.

Im Tagebuch hielt er fest: „Bin gesund geblieben. Habe schlecht und recht standgehalten.“

Plätschernd, rauschend, strömend ...

... und bis heute mitreißend: Vor 150 Jahren wurde Bedřich Smetanas „Die Moldau“ uraufgeführt. Über das Auf und Ab eines der heute berühmtesten Stücke lyrisch-symphonischer Dichtung.

Es passiert nicht oft, dass Künstler den Humor und das Interesse von Kindern und Erwachsenen gleichermaßen erreichen. Wenn das aber gelingt, dann verfliegt die Zeit. Dann taucht ein Publikum aus Jung und Alt ein in eine andere Welt aus Geschichten, Phantasie ... und manchmal auch Musik. So geschehen im Oktober 2024 im Funkhaus des Bayerische Rundfunks (BR) beim Familienkonzert. Es lag am Künstler, am Orchester, aber sicher auch nicht unwesentlich an der gespielten Musik, die in die Ohren und Herzen der Zuhörenden drang.

Aber von Anfang an: Am 2. März 2024 wäre der im ostböhmischen Litomyšl geborene Bedřich Smetana 200 Jahre alt geworden. Sein berühmtestes Werk, die Moldau, entstand 1874 und wurde am 4. April 1875 in Prag uraufgeführt – vor 150 Jahren. Das war dem Rundfunkorchester des BR Anlass genug, Smetana ein Familienkonzert zu widmen, moderiert von Juri Tetzlaff, den Kinder und Eltern als Moderator des Kinderkanal KiKa kennen. Beim Familienkonzert erzählte Tetzlaff nun in seiner Rolle als tschechischer Koch der Brauerei, in der Bedřich Smetanas Vater arbeitete, das Leben des Komponisten und er ließ die Musik sprechen.

Wo sollten diese Erzählungen enden, wenn nicht auf der Moldau, dem längsten Fluss Tschechiens, der auch „Böhmisches Meer“ genannt wird und vom Böhmerwald über Budweis nach Prag fließt und schließlich in die Elbe mündet. Diesem Fluss also widmete Smetana ein symphonisches Werk, das so etwas wie eine zweite tschechische Nationalhymne geworden ist: „Vltava“, wie „Die Moldau“ auf Tschechisch heißt.

Das etwa zwölfminütige Stück ist Teil des sechsteiligen Zyklus „Mein Vaterland“. Der Geist der Romantik ist darin zu hören und zu spüren, aber ebenso ist die Moldau Ausdruck eines damals wiederentdeckten böhmischen Nationalgefühls, einer Heimatliebe und Identität. Als Stück, das Außermusikalisch vertont, gehört sie zu den symphonischen Dichtungen.

Wie treffend. Denn lyrisch ist der Klang und lyrisch, romantisch sind die Bilder, die diese Musik in die Köpfe und Herzen des Publikums seit der Uraufführung spielt: angefangen bei den beiden Quellen der Moldau, eine kalt – von der Querflöte dargestellt, eine warm, von der Klarinette. Es folgt ein Auf und Ab der Wellen in E-Dur und ein Fließen – das Hauptthema des Stücks. Wechselvoll fließt die Moldau weiter über G-Dur und A-Dur vorbei an einer Jagd, vertont von den unverkennbaren Hörnern, einer beschwingten Bauernhochzeit, einem mystischen Nymphenreigen im Mondschein zu den Sankt-Johann Stromschnellen, aufgewühlt, mitreißend, gefährlich. Immer wieder dazwischen und im Anschluss erklingt das Moldauthema, bevor der Strom in E-Moll dahinfließt und in der Ferne

entschwindet – auf dem Weg nach Prag und darüber hinaus, vorbei an den Burgen und Schlössern, die ihr Ufer säumen. Die musikalischen Bilder sind inspiriert von Naturerlebnissen Smetanas und Werken der bildenden Kunst, die die Moldau zum Thema haben und vor dem inneren Auge auftauchen, wenn die symphonische Dichtung erklingt.

Entzücken und Argwohn

Die Uraufführung 1875 durch das Orchester der Tschechischen Oper im Prager Sophiensaal unter der Leitung von Adolf Čech war ein großer Erfolg. Das ist zeitgenössischen Quellen zu entnehmen: „Unserer ‚silberhell‘en Vltava konnte eine begeistertere Feier nicht zuteil werden, als durch Smetanas symphonische Dichtung.“ Und weiter: „Man braucht sich nicht zu wundern, dass diese Komposition mit ihrem duftigen, blumigen Kolorit und ihrem hinreißenden Strom das Publikum in höchstem Maße entzückt hat. Die Hervorrufe des Komponisten wollten fast kein Ende nehmen.“ So zitiert von Milan

Pospíšil im Vorwort einer Partitur des Stücks. Zugleich gab es kritische Stimmen: Argwohn schlug Smetana wegen seiner Freundschaft zu Franz Liszt entgegen, der als Schwiegervater Richard Wagners als unliebsam deutsch galt. Damit hafte Smetana in den Augen Mancher etwas Volksfeindliches an. Liszt hatte die symphonische Dichtung maßgeblich geprägt, für Smetana war der Pianist Vorbild und Inspiration. Die Kritik bezog sich aber auch auf das Werk direkt: Der Wiener Kritiker Eduard Hanslick nannte die Moldau „patriotisch übertriebenes Getöse, das den Moldau-Wirbel für einen zweiten Niagara-Fall ausgeben möchte.“ Das Publikum sieht das seit mehr als 150 Jahren anders. Bis heute ist die Moldau eines der bekanntesten und vermutlich beliebtesten Stücke der Programm-Musik, Kinder besprechen die Moldau im Unterricht, sie gilt als Ikone tschechischer Musik(geschichte).

Doch der finanzielle Erfolg blieb für den Meister, wie so oft, zunächst überschaubar. Smetana versuchte mehrmals vergeblich, einen Verlag zu finden, der sein Werk publizieren würde. Es gelang ihm schließlich 1879 beim Prager Verleger František Augustin Urbánek. Dort erhielt er 420 Gulden für den gesamten Zyklus „Mein Vaterland“. Einen Auszug schickte er Franz Liszt und schrieb, so zitiert ihn Pospíšil im besagten Vorwort: „Die beiden ersten Nummern habe ich nun mir erlaubt, Ihnen, mein Meister, zu senden in Partitur und 4händigem

Klavierauszug. Alle sechs sind zu wiederholten Malen hier in Prag und zwar mit aussergewöhnlichem Erfolge aufgeführt worden, sonst bloss in Chemnitz die ersten zwei. In Folge des grossen Erfolges hat der hiesige Verleger Urbánek den Aufwand der Herausgabe riskiert.“ [sic!]

Die Drucklegung des gesamten Werkes erlebte Smetana nicht mehr. Lediglich drei Teile, darunter die Moldau, waren gedruckt, als er am 12. Mai 1884 schwerkrank in Prag starb. Schon die Uraufführung der Moldau hatte er nicht mehr hören können – er war nach einer Ohrenentzündung vollständig taub, bevor er das Werk vollendete. Das zaghafte Plätschern, das mitreißende Getöse, das fließende Thema seiner Musik hat er nur im Innern gehört – das funktioniert, wenn Musik nicht nur den Saal, sondern auch das Herz erfüllt.

Annika Franzetti

Annika Franzetti ist Lehrkraft für besondere Aufgaben im Studiengang Journalistik der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und Redakteurin der Zeitschrift *Communicatio Socialis*.

Die mittelalterlich geprägte, mit dem Weltkulturerbestatus der UNESCO ausgezeichnete Stadt Krumau, heute Český Krumlov, ist auch eine Station in Smetanas Zyklus „Die Moldau“.

Foto: Markus Behmer



Außenseiter? Klassiker!

Vor 150 Jahren geboren, seit 60 Jahren tot, Produzent von Tausenden von Druckseiten: Vermutlich kennen die meisten im Bereich Kommunikationswissenschaft inzwischen kaum mehr als seinen Namen, und wenn sie jünger sind, nicht einmal den: Otto Groth.

Am 2. Juli 1875 im elsässischen Schlettstadt in die kinderreiche Familie des berühmten Kristallographen und Mineralogen Paul Groth hineingeboren, Journalist und als Privatgelehrter eigentlich ein Fachfremder – was hat er mit uns zu tun? Sein Vater wurde von der Universität Straßburg 1882 auf einen Münchener Lehrstuhl berufen, daher besuchte Otto dort das Humanistische Gymnasium und studierte nach dem Abitur ebendort bis 1900 Volkswirtschaft und Recht. Danach wirkte er als Redakteur in Stuttgart und Chefredakteur der *Ulmer Zeitung*; 1907 wechselte er an die reichsweit verbreitete *Frankfurter Zeitung*.

Für damalige Zeiten sehr spät, mit 38 Jahren, wurde er 1913 in Tübingen bei dem Volkswirtschaftler Robert Wilbrandt promoviert, mit dem er den Geburtsjahrgang teilte. Die Dissertation erschien 1915 unter dem Titel *Die politische Presse Württembergs* und führt sich auf den berühmten Plan einer Zeitungs-Enquête zurück, den Max Weber 1910 auf dem ersten Deutschen Soziologentag vorgestellt hatte. Aber damit wurde Groth ebenso wenig sogleich zum Protagonisten einer späteren Wissenschaft von der sozialen Kommunikation (die es ja als Universitätsfach damals noch gar nicht gab) wie mit dem bereits 1911 erschienenen *Politisch-wirtschaftlichen Konversations-Lexikon*, einem späten Nachkömmling der Zeitungslexika des 18. Jahrhunderts, das Groth zusammen mit Hermann Gustav Bauer bearbeitet hatte. Das geschah erst mit der vierbändigen Enzyklopädie *Die Zeitung: ein System der Zeitungskunde (Journalistik)*, die zwischen 1928 und 1930 erschien und über 2.700 Druckseiten stark war.



Arbeit für und über die Zeitung

An diesem Werk hat Groth nach eigener Aussage „rund 15 Jahre neben meiner beruflichen Tätigkeit“ gearbeitet; diese Tätigkeit bestand darin, dass er Korrespondent für Bayern der *Frankfurter Zeitung* war. In der Festschrift für Otto Groth von 1965 hat der damalige „Adlatus“ Groths in der Münchner Perusastraße 5, Maxim Fackler, für 1930 beschrieben: „Den Vormittag saß Dr. Groth schürfend in der Staatsbibliothek“ und

„prüfte [...] den Adlatus durch telephonische Kreuz- und Querfragen“ über die Ergebnisse seiner Tagesarbeit. Doch Groths – natürlich auch mit journalistischer Tagesarbeit angefülltes – Wirken für die *Frankfurter Zeitung* fand ein jähes Ende. 1935 wurde er, wie er nach dem Zweiten Weltkrieg im Fragebogen für die amerikanische Militärregierung vermerkte, „aufgrund der Nürnberger Gesetze wegen der jüdischen Abstammung meiner Mutter aus meiner Redakteurstellung entlassen“. Groth lebte fortan in München von einer schmalen Rente und gottlob soweit unbehelligt, dass er seine Forschungsarbeit fortsetzen konnte; Karl d'Ester hielt ihm die Tür seines Instituts für Zeitungswissenschaft mit seinen üppigen Buch- und Sammlungsbeständen offen. Erste Frucht dieser Arbeit war sodann *Die Geschichte der deutschen Zeitungswissenschaft* von 1948. Hier greift Groth freilich in die Frühgeschichte der Be- fassung mit (gedruckten) Massenmedien zurück, beginnend bei Schriftstellern des 17. Jahrhunderts wie Ahasver Fritsch; die junge universitäre Zeitungswissenschaft, die noch der „Bestimmung ihres eigenen Gegenstands“ bedürfe, wird nur auf wenigen Seiten gestreift. („Ist das vielleicht mein Beitrag

„Zur Zeitungswissenschaft?“ hat Karl d’Ester meinen Vater, seinen Assistenten, pikiert gefragt, nachdem ihm Groth in seiner einzigen Erwähnung in dem Band die Fehleinschätzung eines Werkes aus dem Vormärz zugeschrieben hatte.)

Überhaupt ist damit das zunächst schwierige Verhältnis von Otto Groth zu Karl d'Ester nach 1945 angesprochen. Die Amerikaner haben Karl d'Ester vorübergehend aus dem Amt vertrieben, nachdem sie ihn als nationalsozialistisch belastet eingestuft haben; er muss wohl geargwöhnt haben, dass Groth mit seinem Lehrstuhl liebäugle. Und in der Tat hat Groth in seinem US-Fragebogen

zunächst angegeben, für ihn komme eine Stellung als Professor an der Universität München in Frage; das hat er dann gestrichen und mit „Lehrauftrag“ ersetzt. (Ein Hoch auf den US-Bürokraten, der die erste Version seines Fragebogens zurückwies, weil Groth die Frage nach seiner Mitgliedschaft in Dutzenden von NS-Organisationen nicht einzeln, sondern mit einem „Nein“ mit geschweiften Klammern beantwortet hatte! So blieb dieser Fragebogen im Teilnachlass Groth in der Sammlung meines Vaters erhalten.) Doch zielte Groth wohl auf einen anderen Lehrstuhl als den d’Esterschen ab, und ohnehin stand er 1945 bereits im siebzigsten Lebensjahr, so dass aus einer Berufung nichts mehr wurde.

Mit 70 endlich Ausbilder

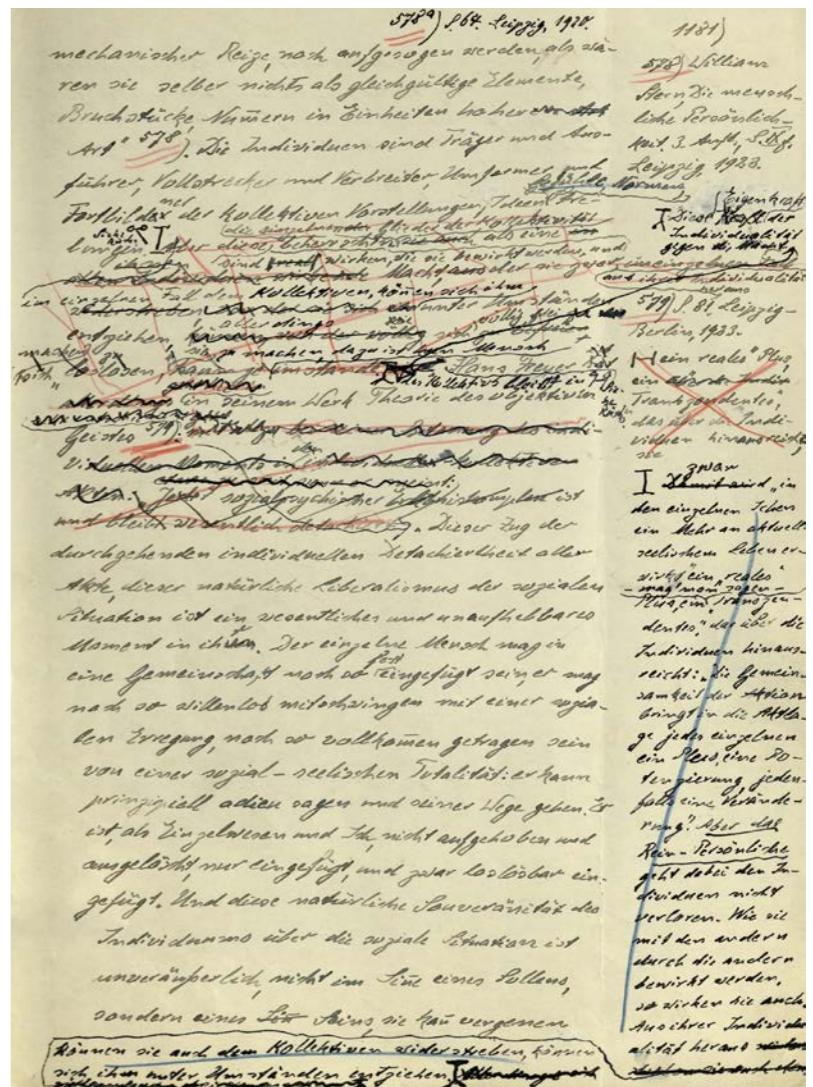
Dafür übernahm Groth ab 1946 praktische Vorbildungskurse für Journalisten in München, und ein stattlicher Teil später bekannt gewordenen Nachwuchses ist durch seine Hände gegangen. Groth muss dabei ein in der Zunft weithin geachteter Lehrer gewesen sein, und ein strenger dazu: Jahre später bat ein seinerzeit schlecht bewerteter Schüler den „sehr verehrte[n] Herr[n] Doktor“ unter Vorlage neuer Arbeitsproben, ob er dies Urteil nicht revidieren könne, er schäme sich, das Zeugnis bei der Arbeitssuche vorzulegen. Doch Groth erwiderte nur kurz und abweisend, er könne sein Urteil nicht annullieren.

Unterdes reifte ein neues Opus magnum heran. *Die unerkannte Kulturmacht: Grundlegung der Zeitungswissenschaft (Periodik)* begann 1960 zu erscheinen. Sieben Bände mit insgesamt über 4.200 Druckseiten wurden es, in denen *Das Wesen, das Sein, das Werden und das Wirken des Werkes* breitflächig analysiert wurde. Der letzte Band erschien postum 1972; Otto Groth war bereits 1965 verstorben. Ich kann mich noch gut an den Unmut meines Vaters entsinnen, dessen intensive Mitarbeit an dem Werk Groth im Vorwort zum ersten Band gewürdigt hatte, dass es den Kindern Groths nicht schnell genug ging und sie die Lektorierung des letzten Bandes und die Erstellung des Gesamtregisters in andere Hände legten; dem Gesamtwerk hat das nicht eben gutgetan.

Fruchtbarkeit auf Tausenden Seiten

Was bleibt von Groths Werk für den heutigen Gebrauch übrig? Kaum jemand wird Zeit und Geduld aufbringen, sich durch so dicke Bücher Seite für Seite durchzuarbeiten. Aber der alte Spruch „Inter folia fructus“, zwischen den Blättern die Früchte, gilt auch und gerade für die immense Lebensarbeit Otto Groths.

Wer sich den Bänden der *Zeitung* zuwendet, kann in einem ungeheuren Steinbruch der Kommunikationsgeschichte gezielt zu ungezählten Spezialfragen vorstoßen. Und was die



Unerkannte Kulturmacht angeht, so hat Wolfgang R. Langenbucher schon in einer luziden Besprechung des Werkes in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* von 1968 postuliert, es möge doch „eine als Einführung in das Studium der Zeitungswissenschaft konzipierte knappe Auswahlausgabe“ besorgt werden.

Ebendies hat Langenbucher zusammen mit Hans Wagner 1998 in Band 7 der Reihe „ex libris kommunikation“ unter dem Titel *Otto Groth: Vermittelte Mitteilung: ein journalistisches Modell der Massenkommunikation* vorgelegt.

Theoretiker wie Praktiker können daraus bündig ersehen, dass allseitige Kommunikation einer vielstimmigen Gesellschaft auf der öffentlichkeitsstiftenden Tribüne hergebrachter Massenmedien vermittelt werden kann und dass „wirkliche“ Kommunikation in Rede und Gegenrede nicht im ungezügelten Geschrei sogenannter Social Media beginnt und sich gar verwirklicht.

Links: Heinz Starkulla sr. zu Besuch bei Otto und Marie Groth in der Münchener Arnulfstraße zum 90. Geburtstag des Gelehrten. Es sollte ein Abschiedsbesuch werden, denn Otto Groth ist am

Oben: Manuskriptseite Otto Groths; wer wissen will, wie diese Stelle im Druck aussieht, schlage Band 7 der *Unerkannten Kulturmacht* auf S. 95 auf. Fotos: Privat

Kann man von Wallace nicht gefesselt sein?

Eingestaubter Schund oder doch eher zeitlose Krimi-Kost: An Edgar Wallace scheiden sich die Geister. Zum 150. Geburtstag des Gruselautors folgt ein kurzer, subjektiver Blick auf drei seiner populärsten Romane.

Dutzende Edgar-Wallace-Krimis stehen in zweiter Reihe meines Bücherschranks. Allesamt freilich „Rote Krimis“ aus dem Goldmann Verlag. In Millionenausgabe schwemmen sie den britischen Autor aufs Podest der Gruselliteratur. Ein jedes Buch zierte der Satz: „Es ist unmöglich, von Edgar Wallace nicht gefesselt zu sein!“ Das Jubiläum – zu einem „Wallace-Jahr“ hat es nicht gereicht – ist mir Anlass, nochmals in drei seiner Werke zu blättern.

Und die Auswahl ist groß: Richard Horatio Edgar Wallace, am 1. April 1875 in Greenwich (heute ein Stadtteil Londons) geboren, verfasste über 200 Werke, darunter 124 Krimis, zwölf Afrikaromane und 15 Theaterstücke, Sachbücher, Gedichte- und Kurzgeschichtensammlungen. Nicht zuletzt füllt Wallace in seiner langjährigen journalistischen Arbeit unzählige Zeitungsseiten. Unfassbar wird die Schreibwut, betrachtet man die Dauer seines Schaffens: Der erste Kriminalroman, *The Four Just Men*, wird 1905 publiziert; da feiert der Brite gerade seinen 30. Geburtstag. Der letzte, *The Table*, erscheint 1936

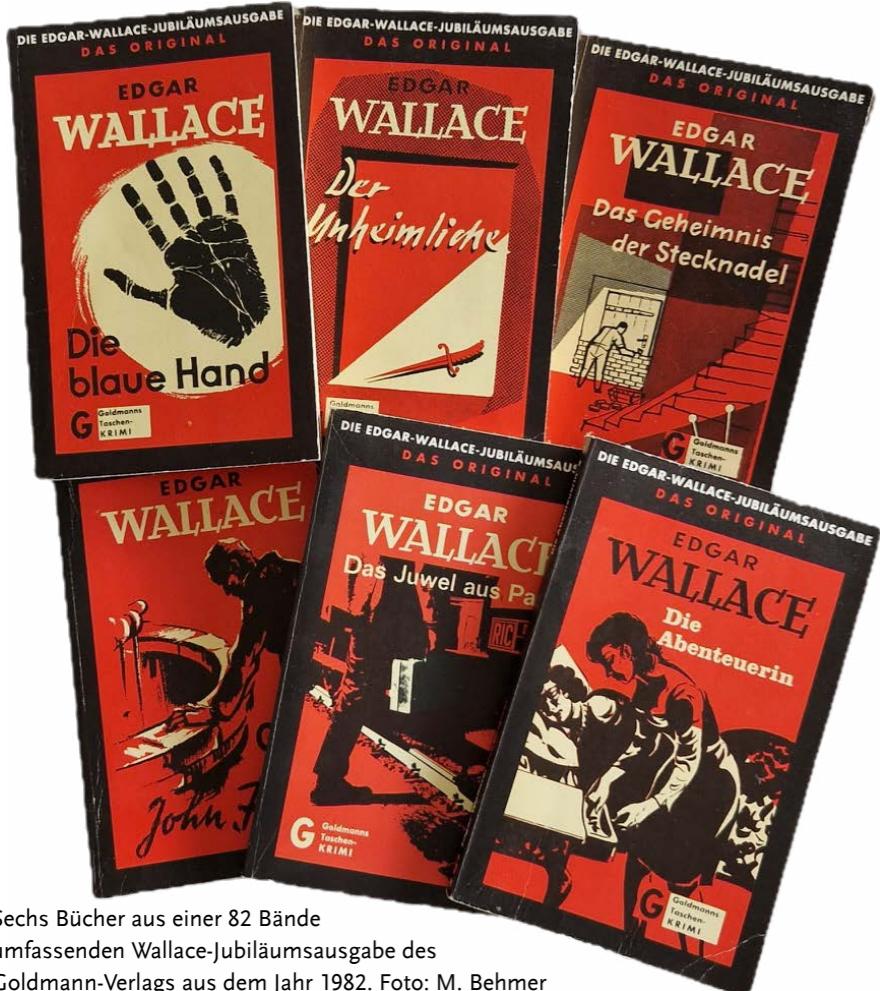
– vier Jahre nach seinem Tod. Allein 1929 entzückt er das Publikum mit 21 Krimis!

Bereits in der 5. Klasse hielt ich ein Referat über den *Frosch mit der Maske* (*The Fellowship of the Frog*, 1925). Heute erscheint es mir etwas wunderlich, als Elfjähriger von den Verbrechen der Frosch-Bande erzählt zu haben. Was ich damals über dieses Buch dachte? Ich kann es nicht sagen. Aber die neuerliche Lektüre zeigt mir: Gespickt mit unglaublichen Zufällen und einer märchenhaften Auflösung des Froschmysteriums ist der Krimi durchaus gelungen. Weniger überraschend ist die Charakterzeichnung, die in Wallace-Romanen kategorisch ist. Im *Frosch* etwa der Chefermittler ohne Fehl und Tadel. Dick Gordon, Inspektor bei Scotland Yard, ist ein sympathischer, arbeitsamer Saubermann; allzeit mit Blick für die Schwächeren: So wird der kümmerliche Kollege Elk erst durch das Zutun Gordons befördert. Zuvor trat Elk jahrelang auf der Stelle, hält er sich als Mann aus einfacher Erziehung doch für höhere Dienstgrade ungeeignet. Welch schöne Moral von anno dazumal.

Blind für das wahre Los der Blinden

Meine Wallace-Faszination hielt bis ins Erwachsenenalter: In einem Bachelorseminar verfasste ich eine Hausarbeit über die Darstellung von Blindheit in *Die toten Augen von London* (*The Dark Eyes of London*, 1924). Diese Arbeit ging mir gut von der Hand, schließlich machte es mir Wallace leicht: Kaum ein Stereotyp über blinde Menschen wird hier ausgelassen. Physische und psychische Beeinträchtigungen werden als primäres Stilmittel für Andersartigkeit, Abnormalität und Unbehagen eingesetzt. Schauplatz ist ein Blindenheim: kalt, karg, trostlos. Die Bewohnerschaft scheint von Demenz, Wahnsinn und Gewalt durchdrungen. Bei der Charakterzeichnung denkt man zwangsläufig an Figuren zwischen viktorianischer Schauermär und dem Monströsen der Universal-Studios aus den 1920er Jahren.

Auch weibliche Personen kommen bei Wallace in der Regel schlecht weg – was mich zum dritten Klassiker



Sechs Bücher aus einer 82 Bände umfassenden Wallace-Jubiläumsausgabe des Goldmann-Verlags aus dem Jahr 1982. Foto: M. Behmer

bringt. In *Der Hexer* (*The Ringer*, 1925) ist es Gwenda Milton, die Schwester der Titelfigur, die durch ihren Chef, den Anwalt Maurice Messer, (unfreiwillig) schwanger wird. Um öffentlicher Schmach zu entgehen, wählt sie den Freitod in der Thematik – so zumindest die offizielle Version. Weil sich aber der Hexer ankündigt, beginnt Scotland Yard zu schnüffeln. Und das nicht wenig, denn Inspector Wembury schwärmt für Mary Lenley, der neuen Sekretärin des Anwalts. Natürlich ist sie nicht nur schön und blutjung, sondern auch: naiv und hilflos. Den Roman habe ich übrigens mit meiner Partnerin gelesen: In unserer Fernbeziehung konnten wir uns dieses Buch

kapitelweise am Telefon vorlesen, besitzen wir doch beide dieselbe Ausgabe. Und wir hatten nicht wenig zu schmunzeln. Diese drei Schlaglichter lassen Edgar Wallace womöglich zu schlecht wegkommen. Zum einen sind die Bücher 100 Jahre alt, zum anderen gehört zu diesem Phänomen ein altmodisch-einfaches Amusement, etwas Naivität und ein übersteigerter Kontrast zwischen Gut und Böse. Die vollkommene Verdammung ist also nicht unbedingt geboten: Der Brite will unterhalten und das oft mit einem Augenzwinkern. Das Eintauchen in den Wallace-Kosmos? Es war und ist ein Erlebnis.

Matthias Kast

Die Poesie der menschlichen Seele

Rainer Maria Rilkes Werdegang war geprägt von Wanderlust und seine Lyrik ist voll von Emotionen. Ein zentrales Thema ist dabei das Gefühl der Einsamkeit, welches die Menschen bis in die heutige Zeit begleitet.

„Einsamkeit ist wie ein Regen. Sie steigt aus dem Meer den Abenden zu; aus Ebenen, die fern sind, geht sie in den Himmel, der sie immer hat.“ Dabei nutzt Rilke in seinem 1902 geschriebenen Gedicht „Einsamkeit“ den Regen als eine Metapher, um sie als etwas Natürliches und Wiederkehrendes zu beschreiben.

Motive wie das Alleinsein sind zeitlose Themen, die die Menschheit bis in die Moderne hin prägen. Im Zeitalter der sozialen Medien, in denen ein Individuum so „connected“ wie noch nie ist, erscheint das Paradox, dass es doch so sein kann. Rilkes tiefssinnige Auseinandersetzung mit dem Tod, dem Gefühl der Zerrissenheit und der Liebe beschäftigt bis heute die Gesellschaft. Erfahrungen aus Kindheit und späterem Leben spiegeln sich in der Poetik des berühmten Lyrikers wider.

Eine Kindheit voller Erwartungen

Seine Kindheit beschrieb Rilke als eher unglücklich. René Karl Wilhelm Johann Josef Maria Rilke, ein richtiger Zungenbrecher, wurde am 4. Dezember 1875 in Prag geboren. „Rainer“ sollte er sich erst später nennen. Sein Vater, Josef Rilke, hatte eine Karriere im Militär angestrebt, arbeitete aber stattdessen als Bahnbeamter. Die zerplatzten Träume von Karriere und Wohlstand belasteten die Ehe zwischen ihm und Rilkes Mutter, Sophia. 1884 trennten sie sich.

Die Beziehung zwischen Rilke und seiner Mutter war kompliziert. Vor René hatte Sophia eine Tochter zur Welt gebracht, die jedoch kurz nach ihrer Geburt starb. Die Mutter kam wohl nie über den Verlust ihrer Erstgeborenen hinweg, da sie fortan René in die Rolle ihrer Tochter drängte. Bis zu seiner Einschulung erzog sie ihn als Mädchen.

1886 meldeten seine Eltern ihn an einer Militärschule an. Josef Rilke hoffte, dass auch sein Sohn eine Karriere im Militär

anstreben würde. Der damals schon sensible und künstlerisch begabte Junge konnte sich jedoch nicht im militärischen Alltag zurechtfinden. Nach wenigen Jahren brach er die Ausbildung ab. Die Erwartungen seines strengen Vaters konnte er damit nicht erfüllen. Er distanzierte sich von seinen Eltern – was den Grundbaustein für seine späteren Beziehungen legen sollte. Nach seiner Matura 1895 studierte er Kunstgeschichte, Literatur und Philosophie und später Rechtswissenschaften an der Universität in München.

Die Suche nach der Kunst

Rilkes Erwachsenenleben war geprägt von Reisen und intensiven, aber kurzlebigen Beziehungen. 1897 reiste Rilke das erste Mal nach Venedig und zog noch im selben Jahr nach Berlin um. Von da an ließ er sich durch seine Reisen inspirieren und besuchte neben Italien Russland, Skandinavien, Spanien und Ägypten. Seine tiefe Spiritualität verdankte er seinen Aufenthalten in Russland. Sie prägten ihn und seine Lyrik maßgeblich.

Noch in Berlin lernte er Lou Andreas-Salomé kennen, mit der er gut drei Jahre liiert war. Den Namen René fand die 14 Jahre ältere Frau unpassend für einen männlichen Schriftsteller, weshalb sie ihm zum Namen „Rainer“ riet. Lou war selbst Autorin und unterstützte Rilke bei seiner künstlerischen Entwicklung, weshalb sie auch nach ihrer Trennung eine wichtige Freundin und Mentorin für ihn blieb. 1901 heiratete er die Bildhauerin Clara Westhoff, die er jedoch nach einem Jahr wieder verließ, trotz gemeinsamer Tochter. Er zog nach Paris und arbeitete dort für den Bildhauer Auguste Rodin.

Zu dieser Zeit entstanden zwei seiner bekanntesten Gedichte: „Der Panther“ und „Herbsttag“, die Einsamkeit und Vergänglichkeit beschreiben. 1922 lebte er in der Schweiz, im Château

de Muzot, und erlebte dort seine kreative Hochphase. Die im Château geschriebenen Werke *Duineser Elegien* und *Sonette an Orpheus* greifen zeitlose Themen auf wie die menschliche Existenz, die Liebe und den Tod.

Während seiner Arbeit an den Elegien und der Sonette erkrankte Rilke schwer. Rainer Maria Rilke starb am 29. Dezember 1926 im Alter von 51 Jahren an Leukämie.

Rilkes Poesie und Tiefsinn

Rainer Maria Rilkes Lyrik und Prosatexte prägen die Reflexion von komplexen Erfahrungen und poetische Sprache. Häufig greift er Spiritualität in seinen Werken auf: „Ach, wen vermögen wir denn zu brauchen? Engel nicht, Menschen nicht, / und die findigen Tiere merken es schon, / daß wir nicht sehr verläßlich zu Haus sind“, schreibt Rilke in seiner ersten *Duineser Elegie*. Hierbei hinterfragt Rilke die Rolle des Menschen in der Welt. Hilflos ist er, unzuverlässig, auf sich gestellt. In seiner bildreichen Sprache verlieh er Emotionen besondere Tiefe. Er

arbeitete oft mit „Dingsymbolen“, also Tieren, Gegenständen oder Pflanzen, die eine tiefere Bedeutung darstellen. In seinem Gedicht „Der Panther“ steht das Tier im Käfig – „hinter tausend Stäben keine Welt“ – stellvertretend für das Gefühl der Gefangenschaft, der menschlichen Isolation und dem Verlust der Lebenskraft.

Seine Gedichte über die Liebe spiegeln seine kurzen, aber intensiven Affären wider. Durch häufige Umzüge und wechselnden Partnerinnen fühlte sich Rilke zeitweise einsam. Anders als die meisten Menschen betrachtete Rilke Einsamkeit jedoch nicht als etwas durchweg Negatives. In seinem Buch *Briefe an einen jungen Dichter* beschreibt er sie als etwas „Reinigendes“. Für ihn ist sie ein natürlicher Bestandteil des Lebens, in dem wir uns selbst reflektieren und an uns arbeiten könnten – auch wenn sie weh tun kann.

Stefanie Schmidt

Studentin der Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.

Ein Leben wie ein Märchen ...

... voller Dunkelheit und Licht: *Die kleine Meerjungfrau* und *Das hässliche Entlein* entführen in fantastische Welten und lassen bis heute staunen und träumen. Vor 150 Jahren starb Hans Christian Andersen – seine Geschichten leben weiter.

„Das wunderbarste Märchen ist das Leben selbst.“ Was sich wie eine Binsenwahrheit oder eine Werbemeldung anhören könnte, war Hans Christian Andersen sehr ernst und er bezog es auf seinen eigenen Werdegang – vom einfachen Schuhmachersohn zum gefeierten Märchenerzähler.

Hans Christian Andersen wurde am 2. April 1805 in Odense geboren, einer kleinen dänischen Stadt auf der Insel Fünen. Seine Familie lebte in Armut. Der Vater war Schuhmacher, die Mutter verdiente ihren Lebensunterhalt als Wäscherin. Trotz der harten Lebensumstände schuf sein Vater kleine Inseln der Fantasie: Er erzählte Geschichten aus *Tausendundeiner Nacht*, sang Lieder und bastelte Spielzeug. Diese Momente hinterließen tiefe Spuren in dem Jungen und weckten früh eine Vorstellungskraft, die sein Leben prägen sollte. Doch die Realität seiner Kindheit war oft düster. Nach dem Tod seines Vaters, als Andersen gerade 14 Jahre alt war, musste er die Schule abbrechen. Er fand Arbeit in einer Tuch- und kurz darauf in einer Tabakfabrik, um die Familie finanziell zu unterstützen. Die finanzielle Not der Familie war bedrückend, aber Andersens Träume reichten weit über die engen Mauern seiner Kindheit hinaus.

Inspiriert von einer Theatertruppe, die in Odense gastierte, beschloss er, Schauspieler zu werden. 1819 zog er allein nach Kopenhagen, um sein Glück zu versuchen – mit nichts in der Tasche außer seiner unerschütterlichen Hoffnung und Entschlossenheit. In Kopenhagen war das Leben zunächst weiter

hart. Andersen kämpfte mit finanziellen Sorgen und musste viele Rückschläge hinnehmen, sowohl auf der Bühne als auch bei seinen literarischen Ambitionen. Doch das Treffen mit Jonas Collin, dem Direktor des königlichen Theaters, änderte alles. Collin erkannte das Talent des jungen Andersen und unterstützte seine Ausbildung. Diese Förderung ermöglichte es ihm, die Lateinschule zu besuchen und später ein Studium an der Universität abzuschließen.



Mit Märchen zum Ruhm

In den 1830er Jahren begann Andersen, Märchen zu schreiben – mehr als 150 sollten es schließlich werden. Diese damals ungewöhnliche literarische Form brachte ihm schnell Berühmtheit. Seine Geschichten basierten oft auf alten Sagen und Mythen, doch er gab ihnen einen einzigartigen Stil, der zugleich kindgerecht und poetisch, aber auch tiefgründig war. Mit Werken wie *Des Kaisers neue Kleider* oder *Die Schneekönigin* schuf er zeitlose Literatur, die bis heute sowohl Kinder als auch Erwachsene begeistert. Seine Märchen wurden in über 120 Sprachen übersetzt und gelten als Klassiker der Weltliteratur.

Trotz seines literarischen Erfolgs war Andersens Leben auch von Einsamkeit geprägt. Er blieb unverheiratet und fand keine dauerhafte Seelenverwandtschaft. Seine Liebe zur berühmten Opernsängerin Jenny Lind blieb unerwidert und seine bescheidene Herkunft führte dazu, dass er oft belächelt wurde. Andersen selbst sprach davon, dass er im Leben „mehr als eine bittere Tasse“ trinken musste. Dennoch gelang es ihm, diese Enttäuschungen in Geschichten zu verwandeln, die von Mut, Hoffnung und dem Glauben an das Gute erzählen.

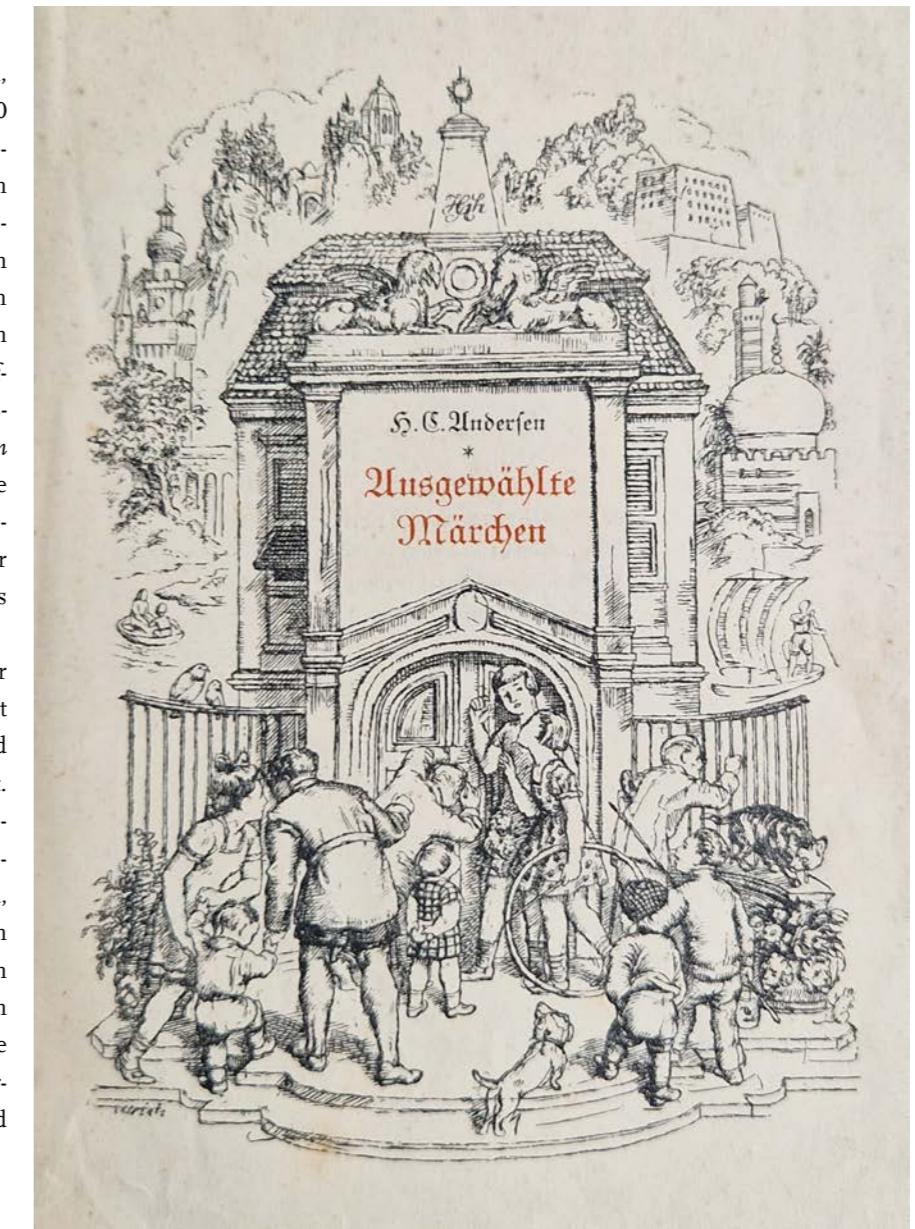
Geburtstag wird Kinderbuchtag

Hans Christian Andersen starb am 4. August 1875 in Kopenhagen. Sein Vermächtnis lebt jedoch bis heute weiter. Der 2. April, sein Geburtstag, wird weltweit als Internationaler Kinderbuchtag gefeiert.

Diese Ehrung würdigt einen Mann, der es verstand, die Herzen von Jung und Alt zu berühren. Besonders in seiner Heimat Dänemark wird sein Andenken bewahrt. Die Statue der kleinen Meerjungfrau in Kopenhagen, die auf einer seiner bekanntesten Figuren basiert, ist eines der bekanntesten Symbole des Landes.

„Mein Leben ist ein hübsches Märchen, so reich und glücklich“, schrieb Andersen in seiner Autobiografie. Und vielleicht liegt darin die größte Wahrheit über sein Leben. Es war nicht immer leicht, doch es war erfüllt von Geschichten und Wundern. Wie seine Märchen selbst lebt auch dieses Vermächtnis weiter.

Anastasia Grett
Studentin der Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.



Abbildungen:
Vignette mit einem Kleinporträt von Hans Christian Andersen (links) und Innentitel (oben) von seinen *Ausgewählten Märchen* in einer Ausgabe der Büchergilde Gutenberg aus dem Jahr 1927. Illustrationen von Gerhard Ulrich



Auf hoher See (Symbolbild). Maler unbekannt (Privatbesitz Markus Behmer)

Kanalschwimmer und andere Zeitgenossen

An vier höchst unterschiedliche „Jubilare“ anno 1875 wollen wir noch erinnern. Matthew Webb durchquerte den Ärmelkanal, während Edgar Rice Burroughs, der Publizist Stefan Großmann und der völkische Agitator Rudolf von Sebottendorf gerade erst geboren wurden.

Crossing the Channel

Am 24. August 1875 schwamm Matthew Webb bei Dover los, 22 Stunden und 45 Minuten später stieg er bei Calais an Land. Er war damit offiziell der erste, der den Ärmelkanal durchschwommen hatte. 64 Kilometer hatte er dabei wohl zurückgelegt, mehr als doppelt so viel als die direkte Linie, wegen den Strömungen im Zickzack schwimmend. Eingefettet hatte er sich mit Walfischöl, unterwegs wurde er unter anderem mit Brandy versorgt. Begleitet wurde er von drei Booten; auf einem waren Journalisten. Der bei seiner Kanaldurchquerung 27-jährige Sportler – im Hauptberuf Seemann und Captain der britischen Marine, bald einer der ersten Profischwimmer – wusste sich zu inszenieren. Bücher erschienenen über ihn, Poster und Tassen mit seinem Konterfei.

Webb wurde ein Showstar ... und immer tollkühner. Einmal blieb er 128 Stunden in einem Wassertank. Dann, 1883, versuchte er, die Whirlpool Rapids, extreme Stromschnellen unterhalb der Niagara-Fälle, zu durchschwimmen. Er ertrank. Heute folgen jährlich mehr als hundert Extremsportler*innen dem Vorbild Webbs und durchschwimmen den Kanal solo ohne Hilfsmitteln wie Neoprenanzügen. Die Rekordzeit liegt seit 2023 bei 6 Stunden und 45 Minuten, aufgestellt von dem deutschen Marathonschwimmer Andreas Waschburger.

Der Mann, der Tarzan erfand

Kein Held, kein Abenteurer war Edgar Rice Burroughs, geboren am 1. September 1875 in Chicago. Was ihn auszeichnete, war: Fantasie. Sein Leben war zunächst eine Abfolge von Fehlschlägen. Als er eine Militärkarriere anstrebte, wurde ein Herzfehler festgestellt; er verließ die US-Army. Eine Bürotätigkeit im Unternehmen seines Vaters langweilte ihn rasch. Er versuchte sich als Farmer, kurz auch als Goldsucher – erfolglos. Er investierte, von Depressionen geplagt, sein letztes Geld in eine Handelsvertretung für Bleistiftpitzer – und scheiterte wieder. Doch als er 1911 einem Magazin mit dem Allerweltstitel *All Story*, in dem er ein Inserat für seine Spitzer schalten wollte, auch eine kleine Geschichte anbot, wurde diese abgedruckt. Burroughs erhielt 400 Dollar und machte 1917 aus der Story ein Buch. Nicht um einen Dschungelheld ging es darin, sondern um *A Princess from Mars*.

Wild geht es zu auf dem roten Planeten: Der irdische Held John Carter, dem es auf mystische Weise auf den Mars verschlagen hat, rettet dort wunderschöne, eierlegende Frauen, denen stets Ungemach und Vergewaltigung droht, und durchlebt in weiteren Büchern viele Abenteuer. Kein Wunder, dass dieser John Carter schließlich auch bei Marvel Comics in Serie ging. Noch weit berühmter wurde Burroughs' nächster Held:

Tarzan of the Apes, so der Titel der ersten von vielen Geschichten über das bei Affen im afrikanischen Urwald aufgewachsene Findelkind. 1912 erschien die erste Fortsetzungsgeschichte, wieder zunächst in *All Story*, 1914 dann als Buchausgabe. 23 weitere Bücher sollten folgen und schon 1918 kam der erste Tarzan-Film in die Kinos.

Von 22 Schauspielern wurde der Lendenschurz-Boy bislang im Kino verkörpert in mehr als 100 Filmen; (einer der prominentesten davon – zurück zu den Schwimmern – war Johnny Weißmüller, Tarzan in zwölf Kinofilmen von 1932 bis 1948 und zuvor fünfmaliger Kral-Olympiasieger und mehr als 50-facher Weltrekordler.

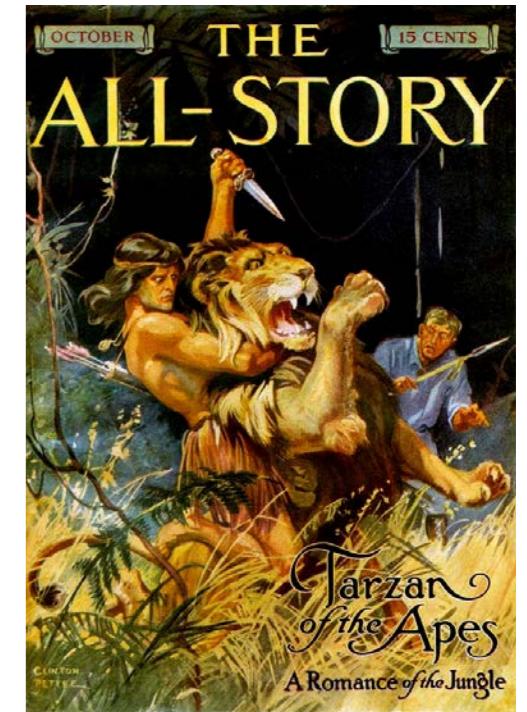
Dazu kamen mehrere Tarzan-Fernsehserien, Zeichentrick-Adaptionen, Comics. Die Figur scheint unsterblich – während sein Erfinder am 19. März 1950 (noch ein Anno 25-Jubiläum) gestorben ist. Gelebt hatte er übrigens seit 1919 auf einem riesigen Anwesen, das er sich in Kalifornien von den Tarzan-Tantien gekauft hatte. Auf dem und rund um das Gelände entstand eine Kleinstadt, die seit 1927 offiziell wie heißt? Tarzana! Heute ist es ein Prominenten-Wohnviertel und Stadtteil von Los Angeles.

Rechtsradikaler „Steigbügelhalter“

Nach so vielen Helden zu Wasser und im Dschungel sei auch eine Schattengestalt des Jahrgangs 1875 erwähnt: Rudolf von Sebottendorf, geboren als Adam Rudolf Glauer am 9. November, ausgerechnet an diesem deutschen „Schicksalstag“. Sie kennen ihn nicht? Gut so. Er war einer der Verbreiter des widerlichen Narrativs von der vorgeblichen „jüdischen Weltverschwörung“ und Mit-Wegbereiter des Aufstiegs der Nazis, selbsternannter Freiherr, angeblich Adoptivsohn eines Barons aus dem Geschlecht eben der Sebottendorfs.

1918 gründete er in München einen völkischen Geheimbund, die „Thule-Gesellschaft“ der auch Anton Graf von Arco auf Valley angehörte, der Mörder des ersten bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner, und aus der heraus im Januar 1919 die Deutsche Arbeiterpartei entstand, die sich im Februar 1920 in NSDAP umbenannte. Im Juli 1918 hatte Sebottendorf einen kleinen Münchner Verlag gekauft, den Franz Eher Nachfolger Verlag. Er sollte später der Zentralverlag der Hitler-Partei werden und aus seiner Publikation, dem *Münchner Beobachter*, das Zentralorgan *Völkischer Beobachter*.

Sebottendorf selbst spielte allerdings später keine wesentliche Rolle. Nach Fehlspeditionen verarmt und in der Thule isoliert wurde er Chefredakteur einer astrologischen Zeitschrift, ging in die Türkei (wo er schon vor und im Ersten Weltkrieg gelebt hatte) ins Exil, kam 1933, als Hitler Kanzler geworden war, nach Deutschland zurück, veröffentlichte großsprecherische Memoiren, in denen er seinen Einfluss auf die Gründung der NSDAP weit übertrieb. Das Buch wurde von den neuen Machthabern verboten, Sebottendorf abgeschnitten. Anfang Mai 1945 starb er in Istanbul unter ungeklärten Umständen.



Erstabdruck einer Tarzan-Geschichte (1912). Zeichner: Clinton Petree. Quelle: Wikimedia Commons

Linksdemokratischer Publizist

Als Publizist wesentlich bedeutsamer, heute aber – in diesem Fall: leider – auch weitgehend vergessen ist ein Altersgenosse Sebottendorfs: Stefan Großmann. Er wurde am 19. Mai 1875 in Wien geboren. Dort gründete er 1906 ein Theater, die bald sehr erfolgreiche „Freie Volksbühne für die Wiener Arbeiter“. 1913 übersiedelte er nach Berlin, arbeitete nun als Journalist für manche der angesehensten Blätter, wurde Leiter des Feuilletons der *Vossischen Zeitung*.

1920 gründet er sein eigenes Organ: *Das Tage-Buch*, das sich rasch zum neben der heute berühmteren, weiter links stehenden *Weltbühne* zur bedeutendsten literarisch-politischen Rundschauzeitschrift der Weimarer Republik entwickelte. Großmanns Rolle war aber bald im Schwinden, da er schwer erkrankte.

Ab Mitte der 1920er Jahre leitete Leopold Schwarzschild, vorher schon Mitherausgeber, das Blatt allein, das er schließlich auch als *Das Neue Tage-Buch* ins Exil nach Frankreich überführte. Es wurde zum weithin angesehensten, von 1933 bis 1940 bestehenden Periodikum der deutschen Emigration.

Stefan Großmann sollte nach dem Reichstagsbrand 1933 verhaftet werden, doch verschonten die NS-Schergen den Schwerstkranken. Er musste Deutschland verlassen, ging zurück nach Wien, war er am 3. Januar 1935 starb.

Noch immer lesenswert ist ein Roman von ihm: In *Chefredakteur Roth führt Krieg*, 1928 erschienen (und leider nie neu aufgelegt), zeichnet er ein bös-satirisches Porträt eines fiktiven Boulevardblatts, das einen Theater- und Wirtschaftsskandal inszeniert. Das Credo des titelgebenden Chefredakteurs: „Fette Lettern helfen immer!“

Markus Behmer

„Betrügen: grob und unanständig“

Am 21. Februar 1902 wird Mathias Kneißl in Augsburg mit der Guillotine hingerichtet. Bis heute ist sein kurzes Leben Vorlage für Filme, Theaterstücke und Ausstellungen. Was fasziniert an einem einfachen Mann aus der Provinz, der vor mehr als einhundert Jahren gestorben ist?

Geboren wird Mathias Kneißl vor 150 Jahren: am 12. Mai 1875 in Unterweikertshofen bei Dachau als das älteste von fünf Kindern. Seine Eltern sind Matthias und Therese Kneißl.

Zunächst betreiben die Eltern dort ein Gasthaus, das sie aber 1885 verkaufen. Ab 1886 bewirtschaften sie die Schachenmühle bei Sulzemoos, die auch als Umschlagplatz für Hehlerware dient. Der Vater gerät ins Visier der Polizei. In diesem Umfeld wächst Mathias auf und gerät wegen Schulschwänzens in Konflikt mit seinen Lehrern. Die Volksschule Sulzemoos schreibt 1889 ins Zeugnis: „Anlagen: wenige, Fleiß: sehr faul, Betragen: grob und unanständig.“ Es ergehen fünf Verurteilungen.

Die wirtschaftliche Lage der Familie verschlimmert sich. In diese Zeit fallen auch die ersten Raubzüge, zuerst mit seinem Vater und nach dessen Tod 1892 mit seinen Brüdern. Am 2. November 1892 erschießt sein Bruder Alois bei einer Festnahme den Polizisten Baltasar Gößwein. Der 18-jährige Mathias ist zwar nicht der Schütze, wird aber als Mittäter zu fünf Jahren Haft verurteilt.

Nach seiner Haftentlassung findet er als Ex-Häftling nur schwer Arbeit oder wird schnell wieder entlassen. Erneut geht er auf Raubzüge, bis es bei einem Festnahmeversuch am 30. November 1900 zu einem Schusswechsel kommt, bei dem zwei Polizisten ums Leben kommen. Monatelang gelingt es Kneißl, sich der Verhaftung zu entziehen, bis eine ungewöhnlich hohe Belohnung ausgesetzt wird, die letztlich dazu führt, dass seine Cousine der Polizei das Versteck verrät. 150 Personen beschließen das Haus, aus dem der Schwerverletzte mit fünf Schussverletzungen nach München gebracht wird. Nach einer Notoperation sitzt er monatelang im Rollstuhl.

Lakonische Reaktion auf Todesurteil

Am 14. November 1901 beginnt die Verhandlung in München. Er wird in allen Punkten schuldig gesprochen und zum Tode verurteilt. Auf die Urteilsverkündung soll er mit dem Satz, „D‘ Woch‘ fangt scho guat o“, reagiert haben. Einige Quellen vermerken diesen Ausspruch auch als seine letzten Worte. Am 21. Februar 1902 um 7 Uhr morgens wird das Urteil in Augsburg vollstreckt.

Dreimal ist das Leben des Mathias Kneißl bisher verfilmt worden. 1970 mit Hans Brenner in der Hauptrolle, 1980 mit Stephan Becker und 2008 von Marcus H. Rosenmüller. Der Film zeigt die letzten zehn Jahre, also die Zeit von 1892 bis 1902, und beschreibt, wie Mathias vor allem nach dem Tod des Vaters immer mehr auf die schiefe Bahn gerät. Rosenmüller betont, dass ihm vor allem die ‚authentische Wiedergabe‘ seines Lebens wichtig war.

hergricht, higricht mit dem Verweis „Wahrheit und Dichtung über den Räuber Mathias Kneißl, wobei die Dichtung durchaus wahr sein könnte ...“

Die Gemeinde Sulzemoos hat Kneißl sogar eine eigene Internetseite gewidmet und schreibt: „Die Geschichte von Mathias Kneißl, dem ‚Räuber Kneißl‘, liest sich wie eine Moritat. Das abenteuerliche Leben des Mathias Kneißl ist in zahlreichen Büchern, Schriften, Liedern und Theaterstücken festgehalten worden.“

Ein bayerischer Robin Hood?

Das Bauerhofmuseum Jexhof will „das bäuerliche Leben auf einem Hof zu Beginn des 20. Jahrhunderts, den kulturellen und sozialökonomischen Wandel auf dem Land sowie die natürlichen Grundlagen bäuerlicher Existenz“ darstellen. 2002 ist hier die Sonderausstellung *Im Wald da sind die Räuber – Räuberromantik und Realität* zu sehen. Die Ausstellung möchte das aufregende Leben des Mathias Kneißl „ins rechte Licht“ rücken. Im Wikipedia-Eintrag über Mathias Kneißl wird noch erwähnt, dass in der Gemeinde Maisach ein Räuber-Kneißl-Bier gebraut wird und es im Bräustüberl der Brauerei ein Räuber-Kneißl-Museum gibt.

Was fasziniert also heute an Mathias Kneißl? Vor allem zwischen Dachau und Maisach wird er immer noch als bayerischer Robin Hood verehrt. Er repräsentiert ein ärmliches ländliches

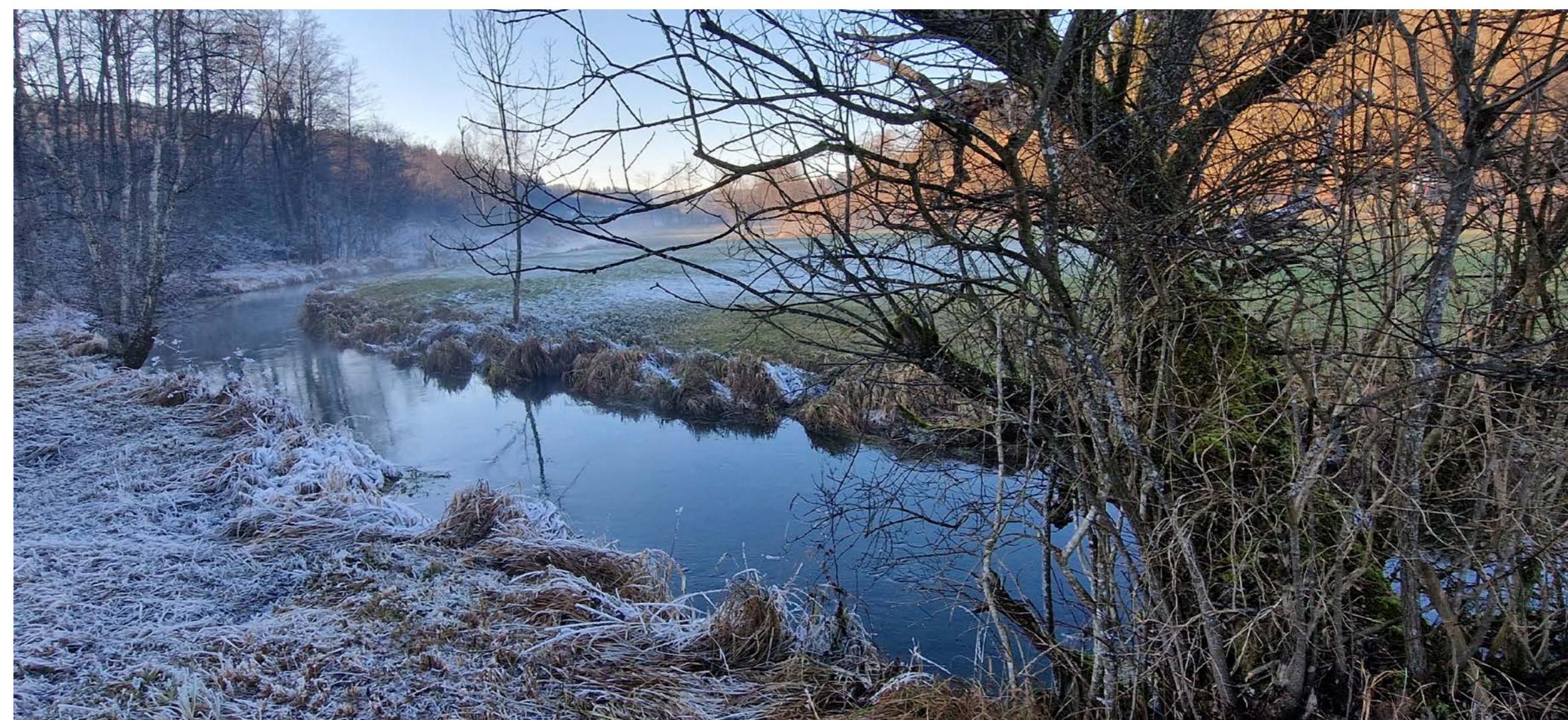
Leben, das immer wieder Zielscheibe der damaligen Obrigkeit ist und mit dem sich viele Menschen identifizieren können. Die damals unverhältnismäßig hohe Summe, die für seine Ergreifung ausgesetzt wurde, verärgert die bäuerliche Bevölkerung, die meist in Armut lebt, und führt damals zur Solidarisierung gegen die Obrigkeit.

Vielleicht sollte man der Faszination am besten selber vor Ort auf den Grund gehen, den Audioguide herunterladen *Willkommen beim Räuber Kneißl Radweg* (xn--ruber-kneissl-radweg-bzb.de) und sich auf den Räuber-Kneißl-Radweg von Karlsfeld nach Gröbenzell und zurück machen.

Joachim Schüller

Der Politologe Joachim Schüller, selbst in Köln geboren und in Niedersachsen aufgewachsen, wirkt als Fremdenführer in München. Eine seiner Vorlieben gilt randständigen Figuren: Volksänger, Helden und Heldinnen des Alltags – oder auch finstere Gestalten und ihre Geschichten.

Landschaft in Oberbayern, heute so einsam wie zu Räuber Kneißls Zeiten. Foto: Markus Behmer





EFFECT OF THE SUBMARINE TELEGRAPH; OR, PEACE AND GOOD-WILL
BETWEEN ENGLAND AND FRANCE.

Beginn der Globalisierung der Kommunikation

Die Verkabelung der Ozeane gelang im 19. Jahrhundert erst nach mehreren Anläufen. Als ein Startpunkt kann der 28. August 1850 angesehen werden. Wo? Unter dem Ärmelkanal an dessen schmalster Stelle zwischen Dover und Calais.

Technische, auch kommunikationstechnische Innovationen lassen sich historisch selten auf einen einzelnen spezifischen Zeitpunkt datieren. Sie vollziehen sich in der Moderne eher sukzessive, in einem fortlaufenden Prozess, in dem Erfindungen gemacht, Verbesserungen erreicht und Rückschläge überwunden werden müssen. Dies zumal dann, wenn mehrere Komponenten ineinander greifen müssen. Ein gutes Beispiel dafür ist die Geschichte der (elektrischen) Telegraphie. In ihr kann man im Laufe des 19. Jahrhunderts viele Fortschritte konstatieren. Einer davon lässt sich auf den 28. August 1850 datieren.

An diesem Tag wurde das erste Unterwasserkabel verlegt, über das Botschaften telegraphisch mittels elektrischer Impulse über den Ärmelkanal zwischen Dover und Calais, der engsten

Verbindung zwischen England und Frankreich, übertragen werden sollten.

Die treibenden Kräfte hinter diesem Vorhaben verkörperte das englische Brüderpaar John Watkins Brett (1805-1863) und Jacob Brett (1808-1898). Der ältere der beiden war in jungen Jahren als Künstler und Kunsthändler hervorgetreten, dem es gelang, zahlreiche alte Meister zu erwerben, auf Ausstellungen zu präsentieren und zu verkaufen. Fünf Jahre, zwischen 1832 und 1837, tat er dies in den US-amerikanischen Metropolen.

Illustration aus der britischen Satirezeitschrift *Punch*, Nr. 479 vom 14.09.1850, S. 117 / Library of Congress's Prints and Photographs division; digital ID pga.14068

1850

Während seines Aufenthalts begegnete John Watkins Brett 1840 offenbar auch Samuel Morse, dem maßgeblichen Konstrukteur des elektrischen Telegraphen. Nach seiner Rückkehr trat eine Wende in Bretts Leben ein. Zusammen mit seinem Bruder erfasste ihn das Eisenbahn-Fieber, das in diesen Jahren in England um sich griff und viele Zeitgenossen dazu motivierte, in die Organisation dieser neuen Verkehrsform zu investieren. Das taten also auch die Bretts. Zugleich trieben sie ihre Bemühungen um die Telegraphie voran und erhielten 1845 ein Patent für einen eigenen Typendrucker.

Darüber hinaus waren John Watkins und Jacob Brett bestrebt, die Nutzung der Telegraphie durch weiterreichende Übertragungswege auszubauen. 1847 stellten sie beim französischen König Louis Philippe den Antrag, ein von Dover ausgehendes Unterseekabel im französischen Calais anlanden zu können. Nach dem revolutionären Umbruch von 1848 erteilte Louis Napoleon, der neue Präsident der Französischen Republik, eine entsprechende Konzession für zehn Jahre. Dass man damals in dieser Entwicklung das Zeichen einer internationalen Verständigung erblickte, illustriert der Friedensengel in einer Karikatur in der britischen Satire-Zeitschrift *Punch* am 14. September 1850.

Mit Goliath auf zur Mammuttat

Schon 1848 hatten die Brüder Brett zur Verfolgung ihrer einschlägigen Interessen die Electric Telegraph Company gegründet. Im August dieses Jahres begann die Verlegung des Unterseekabels, wozu man ein Dampfschiff namens Goliath (auch als Golia überliefert) gemietet hatte. Zu diesem Zeitpunkt verwendete man Kabel, in denen der Kupferdraht lediglich durch das gummiartige Guttapercha als Isolationsmaterial geschützt war. Dieses allein bot aber keinen hinreichenden Schutz gegen äußere Zerstörung und die in den Tiefen des Salzwassers wirkenden Kräfte. Tatsächlich riss das Kabel schon, bevor es überhaupt richtig in Gebrauch kam. Wie berichtet wird, sei es ein französischer Fischer gewesen, der das Unterseekabel beschädigte, angeblich, weil er es für eine Art Seegras hielt.

Durch den Misserfolg ließen sich die Brüder Brett aber nicht entmutigen. Schon im Jahr darauf machten sie einen neuerlichen Versuch. Dieses Mal setzten sie ein armiertes Kabel ein, dessen Kupferdraht metallisch ummantelt war. Im November 1851 konnte die Verbindung zwischen Dover und Calais eröffnet werden, organisiert von ihrer Submarine Telegraph Company. Die per Telegraph übermittelten Botschaften wurden von Dover mit der Eastern Railway zur London Bridge Station übermittelt und von Boten dann den Adressaten zugestellt. Das verkürzte deren Zustellung gegenüber den alten Botensystemen um ein Vielfaches.

Die Brüder Brett waren selbstverständlich nicht die einzigen, die die neue Technologie kapitalkräftig auszuwerten versuchten. Der Journalist und Erfinder Charles Samuel West (1809-1890), der in Kanada den Morse-Telegraphen kennengelernt

hatte, hatte schon vor den Bretts eine französische Konzession für die Verbindung Dover-Calais erhalten, aus Kapitalmangel aber nicht einlösen können.

Transatlantikkabel – eine Geschichte der Fehlschläge ...

Nach dem erzielten Erfolg musste es naheliegen, auch über noch längere Strecken Kabelverbindungen fürs Telegraphieren zu installieren. Vor allem eine transatlantische Verbindung drängte sich auf. Die Initiative dazu ergriff der US-amerikanischen Unternehmer Cyrus W. Field (1809-1892). Sein Leben hat der Autor John Griesemer zu einem voluminösen Roman verarbeitet (*Signal & Noise*, 2003). Technischer Aufwand und Kapitalbedarf waren jetzt enorm, mussten Leitungen doch über 4.500 Kilometer zwischen Neufundland (als westlichem) und Irland (als östlichem Zielort) verlegt werden. Zu diesem Zweck gründete Field zusammen mit seinem Bruder und weiteren Investoren 1856 die Atlantic Telegraph Company. Die Verlegung begann am 3. August 1857, litt jedoch wieder unter mehreren auftretenden Schwierigkeiten, sowie unter Kabelverlusten und -brüchen. Bei einem weiteren Versuch im Jahr darauf teilte man die zu bewältigende Aufgabe zwischen zwei Schiffen auf, die von den beiden Endpunkten aus operierten, bis sie mitten im Ozean aufeinandertrafen und die Kabelenden miteinander verspleist werden konnten. Dadurch konnte am 16. August 1858 zwar das erste transatlantische Tiefseekabel in Betrieb genommen werden. Glückwunschtegramme zwischen Queen Victoria und dem amerikanischen Präsidenten James Buchanan sollten ausgetauscht werden. Das scheiterte jedoch, weil für die Übertragung von 103 Worten 16 Stunden benötigt wurden. Im September versagte das Kabel daraufhin sogar ganz.

Sieben Jahre danach misslang die Verlegung eines Transatlantikkabels noch ein weiteres Mal. Jetzt hatte man die Great Eastern gechartert, das seinerzeit größte Dampfschiff der Welt, um die erforderliche Kabelmenge zu transportieren. Noch immer gab es jedoch Schwierigkeiten, teils wegen der Bodenbeschaffenheit der Tiefsee sowie wegen der rapiden Geschwindigkeit, mit der die Kabel sich je nach Meerestiefe von den Rollen abwickelten. Hier schuf erst eine von Werner von Siemens erfundene Bremse Abhilfe. Jedenfalls riss das Kabel am 31. Juli 1865 diesmal auf dem Verlegungsschiff. Diesen spektakulären Moment hat eine Zeichnung in den *London Illustrated News* vom 26. August 1865 festgehalten.

... und endlich des Erfolgs

Ein weiterer Versuch war also notwendig, der am 27. Juli 1866 dann tatsächlich zur Etablierung einer festen Telegraphenverbindung zwischen Europa und dem amerikanischen Kontinent führte. Weil die Signale sich über die Länge der Strecke abschwächen, benötigte man künftig Relaisverstärker und spezielle telegraphische Empfangseinrichtungen.

Selbstverständlich wurden im 19. Jahrhundert Telegraphenkabel auch terrestrisch verlegt, woraus in Europa nationale Netze entstanden, die an internationale anschlossen. So folgten in rascher Folge weitere Kabelverbindungen, die zunehmend den Erdball umspannten: So zwischen Malta und Alexandria (1868), England und Malta (1869), Suez und Bombay (1870), Madras und Singapur (1870), Singapur, Australien und China (1871) sowie zwischen England, Brasilien und Argentinien (via Portugal, Madeira und die Kapverdischen Inseln). Die dabei tätigen Unternehmen befanden sich zumeist in britischem Aktienbesitz. Konkurrenz entstand zuerst 1869 durch eine französische Gesellschaft, die ein Kabel von Brest nach Nova Scotia in Kanada und von dort nach New York verlegte. Allerdings wurde diese Linie schon nach vier Jahren von britischen Eigentümern übernommen.

Unterwasser-Revolutionsbeginn von Raum und Zeit

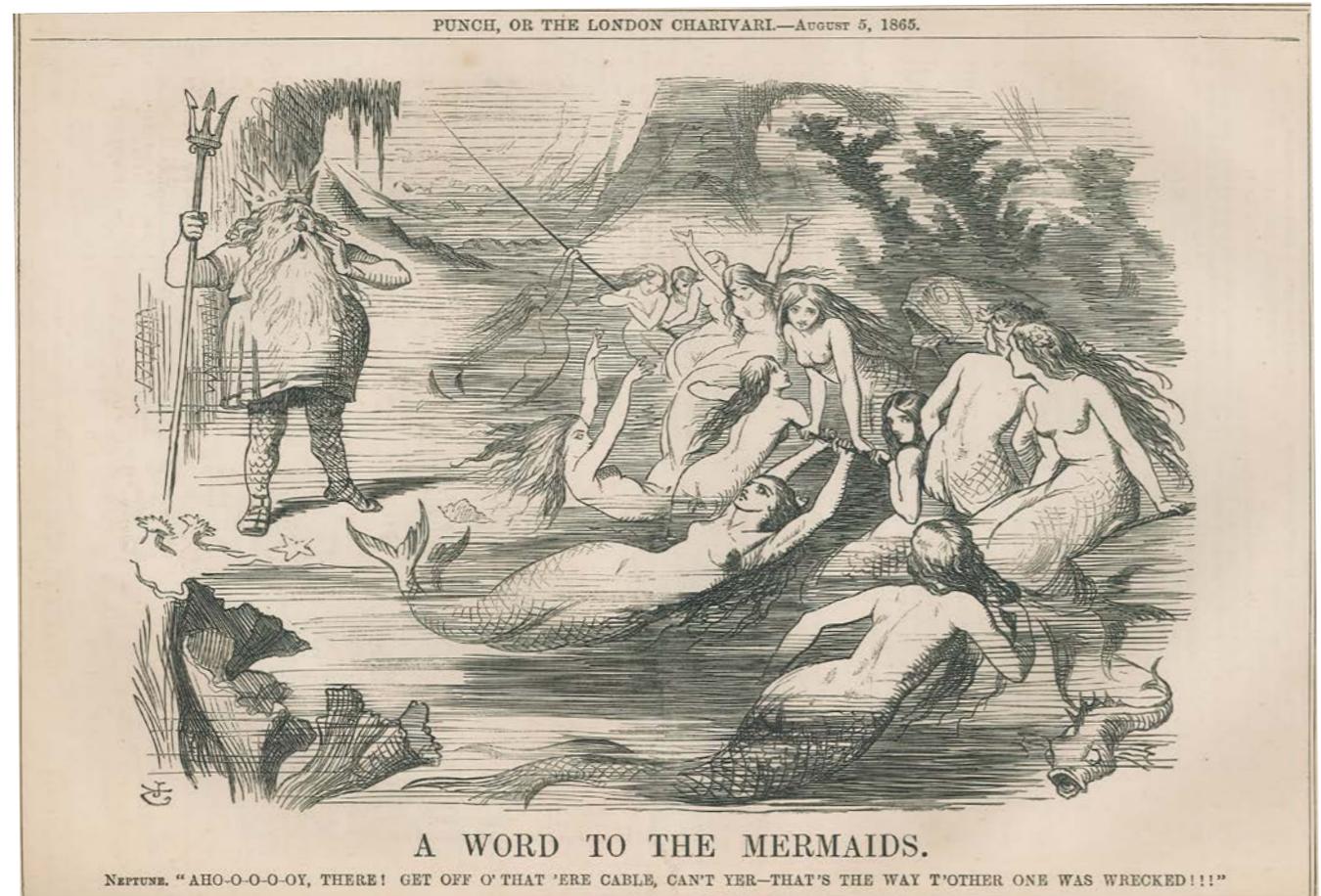
Mit der Telegraphie über Unterseekabel begann die Globalisierung der Kommunikation. Durch sie kam es zu einer Revolution von Raum und Zeit. Die räumliche Entfernung verlor ihre Trennungskraft. Die angeschlossenen Teile der Welt rückten zwar nicht physisch, aber doch mental und psychologisch zusammen. Zugleich beschleunigte sich und verdichtete sich die Kommunikation in ungeahntem Maße. Das kam vor allem wirtschaftlichen Zwecken zugute, insbesondere den Börsenmeldungen. Aber auch für politisch-diplomatische und private Botschaften wurden Telegramme genutzt. Darüber hinaus

waren es Presseunternehmen, die sich telegraphischer Deutschen zur journalistischen Berichterstattung bedienten. Dafür entstand ein eigenes Hilfsgewerbe, die Telegraphenagenturen (später: Nachrichtenagenturen). Telegramme boten bis weit ins 20. Jahrhundert die schnellste Möglichkeit, Adressaten etwas mitzuteilen, wurden dann aber von der Funk- und Satelliten-technik sowie schließlich vom Internet abgelöst. Die Deutsche Post stellte zum 31. Dezember 2022 ihren Telegrammdienst wegen fehlender Nachfrage ein. In einer Online-App für Kurznachrichten lebt der Ausdruck Telegram, den der amerikanische Jurist E. Peshine Smith 1852 geprägt hatte, heute weiter.

Jürgen Wilke

Dr. Jürgen Wilke, emeritierter Professor an der Universität Mainz, ist einer der prominentesten deutschen Kommunikationswissenschaftler. 2022 hat er ein biografisches Erinnerungsbuch veröffentlicht: *Erlebtes und Erforschtes*.

Die Meerjungfrauen waren es! So jedenfalls stellte es sich der unbekannte Zeichner vor, als im Jahr 1865 die transatlantischen Kabelverlegungsversuche mit dem Riesendampfer Great Eastern zunächst scheiterten. Auch diese Illustration ist aus der britischen Satirezeitschrift *Punch*, nun vom 05.08.1865.



„Let them be Sea-Captains“

Am 19. Juli jährt sich der Todestag von Margaret Fuller zum 175. Mal. Sie war eine der einflussreichsten US-Denkerinnen und Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts. Als Vorreiterin der Frauenrechtsbewegung prägte sie nachhaltig die intellektuelle Landschaft ihrer Zeit.

Am 23. Mai 1810 wird Sarah Margaret Fuller in Cambridge (Massachusetts, USA) geboren. Ihr Vater, der Anwalt und Politiker Timothy Fuller, bringt ihr bereits im Alter von dreieinhalb Jahren das Lesen bei und erkennt früh das außergewöhnliche Talent seiner Tochter. Fuller erhält eine gründliche, umfangreiche und eigentlich eher für Söhne gedachte Ausbildung in Latein, Griechisch, Theologie und klassischer Philosophie. Es ist diese Ausbildung, die ihr später den Eintritt in sonst eher männlich dominierte Kreise ermöglicht.

Trotz ihrer hervorragenden Ausbildung und ihres ausgeprägten Interesses an fremdsprachigen Kulturen und Literaturen wird Fuller der Zugang zu amerikanischen Universitäten verwehrt und ihr erster Karriereweg gestaltet sich, den Umständen des 19. Jahrhunderts entsprechend, zunächst schwierig. 1835 wird Fuller von einem Mathematiker der Harvard Universität zu einer Europareise eingeladen, auf der sie ein Buch über Goethe verfassen will.

Doch im September desselben Jahres stirbt ihr Vater an Cholera und ihr Onkel, der das Erbe ihres Vaters antritt, steht Fullers Plänen nicht wohlgesinnt gegenüber. Um ihre Familie finanziell zu unterstützen, tritt sie eine Stelle als Lehrerin an der Greene-Street School in Providence an, von wo aus sie trotz der widrigen Umstände den Kontakt zu wichtigen intellektuellen Kreisen aufrechterhalten kann. Zu ihren bedeutendsten Kontakten zählen hier Elizabeth Palmer Peabody sowie der Schriftsteller Ralph Waldo Emerson.

Emerson ist es schließlich auch, der ihr 1840 ihre erste Anstellung als Herausgeberin beim transzendentalistischen Magazin *The Dial* organisiert. 1844 wechselt Fuller als Journalistin zur *New York Tribune* und zwei Jahre später, 1846, wird sie Auslandskorrespondentin in Europa.

Fuller entdeckt ihre Faszination für Italien, wo sie auch ihren späteren Mann und Vaters ihres Sohnes, Giovanni Angelo Ossoli, kennenlernt. Die Beziehung ist von vielen Gerüchten um mutmaßliche Eheschließung umwoben, aber feststeht, dass die kleine Familie im Jahr 1850, nach den politischen Umwälzungen der Jahre 1848/49 in Italien – der Zerschlagung der kurzfristig bestehenden Römischen Republik und der Restitution des Kirchenstaats –, zurück in die USA möchte. Dafür geht sie an Board der Elizabeth. Eine Verkettung von unglücklichen Umständen führt jedoch zum Auflaufen des Schiffs auf einer Sandbank vor Fire Island. Die meisten Passagiere, darunter auch Margaret Fuller, ertrinken. Die Leiche von Fullers Sohn wird am Abend an Land angespült. Fuller, ihr Mann und ihr letztes Manuskript – ein Bericht über die politischen Umwälzungen in Italien – werden nie gefunden.



Grabstein von Margaret Fuller auf dem Mount Auburn-Friedhof in Cambridge (Mass.). Foto: Midnightdrea/ Wikimed.Com.

Früher Tod, einflussreiches Erbe

Fuller hinterlässt ein bedeutsames feministisches Erbe, das von ihrer Vorlesungsreihe „Conversations“ in Boston (1839-1844) bis zu vielen feministischen Schriften reicht. Ihr wohl bedeutendste Werk, *Woman in the Nineteenth Century* (1845), ist ein Meilenstein in der Geschichte des Feminismus. Obwohl das Frauenwahlrecht darin noch nicht explizit gefordert wird, bezeichnen spätere Feministinnen wie Susan B. Anthony Fullers Buch als wegweisend. Fuller argumentiert für die Gleichberechtigung von Frauen, ihre Eigenständigkeit in der Ehe und betont die Notwendigkeit der weiblichen Selbständigkeit und freien Entscheidungskraft. Ihr Ausspruch „Let them be sea-captains, if you will“, geht in die feministische Geschichte ein.

Fuller – zu ihren Lebzeiten bekannt als die belebendste Person in ganz Neu-England – schrieb Geschichte als erste weibliche Korrespondentin in Europa und trug maßgeblich zur Begründung des Feminismus bei. Ihr intellektuelles Erbe bleibt bis heute von hoher Relevanz. Megan Marshall würdigte Fullers Vermächtnis 2016 im *New Yorker* auf prägnante Weise, als sie nach Hillary Clintons Wahlniederlage bemerkte: „Let them be Presidents, she would surely have said today.“ Ein Wunsch und eine Aufforderung, die sich auch nach der Präsidentenwahl 2024 in den USA noch nicht erfüllt haben.

Susen Halank

Susen Halank, M.A., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Romanistik der Universität Bamberg.

Madame Zeitgeschichte

Ein Ziehkind aus Straßburg erlernt bei einem Arzt in Paris ein seltenes Handwerk: Das modellieren von Wachsfiguren. In London wird sie endgültig zur Berühmtheit und ihr Name zum Synonym für Kabinette, die bis heute weltweit populär sind: Madame Tussaud.



Marie Tussaud als Wachsfigur inmitten der Berliner Dependance des nach ihr benannten Kabinetts.
Foto: Edelmauswaldgeist/Wikimedia Commons

Ähnlich wie bei ihren weltberühmten Wachsfiguren lässt sich auch im Leben der Marie Tussaud nicht immer sagen, was die Wahrheit oder nur ein Abguss davon ist.

Bei ihrem Geburtstag fängt es schon an: Marie Großholtz wird entweder am 1., 7. oder 12. Dezember 1761 in Straßburg geboren. Ihr Vater ist vermutlich der örtliche Henker Joseph Großholtz. Ob tatsächlich er ihr Vater ist oder der deutsche Arzt Philip Wilhelm Mathias Curtius, dem ihre Mutter als Haushälterin – und auch Geliebte? – nach Paris folgt, ist unklar. Fest steht, dass das Zusammentreffen mit Curtius Maries späteres Leben maßgeblich beeinflussen wird: Curtius, den sie liebevoll „Onkel“ nennt, ist nämlich in seiner Freizeit ein talentierter Wachsmodellierer. Als Arzt beschränkt er sich zunächst auf Darstellungen der menschlichen Anatomie. 1765 zieht er nach Paris, um dort seine Passion zum Beruf zu machen.

Bald eröffnet er ein „Cabinet de Portraits en Cire“ – ein Wachsfigurenkabinett. Dieses bietet die Möglichkeit, berühmte Persönlichkeiten ganz in „live“ zu sehen. Immerhin gibt es noch keinen Film und selbst die Fotografie wird erst im kommenden 19. Jahrhundert erfunden. Es gibt Wachsfigurenkabinette in größeren Städten und solche, die mit ihren Figuren durch das Land ziehen. Ständig werden neue Ausstellungen

inszeniert. Themen sind dabei berühmte Personen der Zeitgeschichte, nachgestellte geschichtliche Events oder Crime und Horror à la Jack the Ripper, worauf sich etwa Gruselkabinette spezialisieren. Die Ausstellungen sollen freilich immer neue Schaulustige locken und Stars und Skandale sind – damals wie heute – wahre Publikums-Magnete.

Marie Tussaud wächst also unter den Fittichen eines talentierten Wachsbildners auf, der als Arzt das nötige Know-How besitzt, um seinen Figuren lebensechten Charme zu verleihen, noch dazu befindet sie sich mitten in Paris in einer der bewegendsten Zeiten der Geschichte: Die aufkeimende Revolution, die frische Französische Republik und später das viktoriaische England – Marie durchlebt Wogen der Weltgeschichte. Und sie dokumentiert das Abbild ihrer Zeit in Wachs.

Start mit Voltaire

1777 fertigt Marie ihre erste eigene Figur an: Den Dichter Voltaire. Jean-Jacques Roussau, Benjamin Franklin und vielen weiteren folgen. Gekonnt setzt sie dabei das penible Handwerk der Wachsmodellage um: Haare werden einzeln eingesetzt, Figuren mit diversen Schichten und Farbtönen bemalt, damit sie ihren Vorbildern zum Verwechseln ähnlich sehen. Und das immer wieder auf's Neue, denn die Sensationsgier

des Publikums muss befriedigt werden – und die Geschehnisse im Frankreich des ausgehenden 18. Jahrhunderts überschlagen sich.

In Paris brodelt es. Wachsfiguren des blaublütigen Adels weichen denen der Revolutionäre: Maximilien de Robespierre, Jean Paul Marat und Georges Danton erobern den Wachssalon von Marie und Philip Curtius. Aber auch die Opfer der Französischen Revolution werden dem Publikum vorgeführt: Marie Antoinette und König Ludwig XVI. Es heißt, Marie hätte den frisch guillotinierten Köpfen der Königsfamilie die Totenmasken abgenommen, um möglichst realitätsgetreue Abbilder in Wachs zu gießen.

Gefährliche Nähe zum Königshaus

Dabei schwelt Marie selbst in Gefahr, sie pflegt über Curtius ein gutes Verhältnis zum Hof in Versailles. Laut ihren Memoiren unterrichtet sie die Schwester des Königs sogar als Kunstrehrerin, was so bis heute nicht nachgewiesen werden konnte. Jedenfalls wird sie während des Terrorregimes kurzzeitig verhaftet, bis sie durch die guten Beziehungen ihres „Onkel“ – die scheinbar auf beide Seiten der Revolution greifen – entlassen wird. Philip Curtius stirbt 1794 und hinterlässt Marie seinen Wachssalon.

Ein Jahr später heiratet sie François Tussaud und führt von da an den heute weltberühmten Namen. Die Ehe zerbricht schnell an der Trunksucht ihres Mannes, eine Scheidung folgt. Die Nachwehen der Revolution sind auch in Maries Salon zu spüren, die Franzosen haben keinen Sous mehr übrig für den Luxus eines Besuchs im Wachsfigurenkabinett.

Von der Seine an die Themse

Kein Wunder also, dass Marie nicht lange zögert, als sie von einem befreundeten Schauspieler 1802 zu einer gemeinsamen Ausstellung nach London eingeladen wird. Die Napoleonischen Kriege verhindern ihre Rückkehr nach Frankreich. Sie tourt 33 Jahre mit ihrem Wachsfigurenkabinett durch Großbritannien.

1835 wird der berühmte Wachssalon in London sesshaft und beginnt von dort aus seinen weltweiten Siegeszug. 2025 gibt es über 20 Madame-Tussaud-Kabinette. Nach wie vor erfreuen sich die Wachsfiguren einer enormen Beliebtheit – und dass trotz Film, Fernsehen und Internet. Und auch ihre Begründerin ist mittlerweile eine von ihnen: Bevor sie ihren Salon an ihre Söhne abgibt, fertigt Marie ein letztes Abbild: Ein Wachs-bild von sich selbst. Bis heute kann man die kleine Dame mit der fulminanten Frisur in Madame Tussauds bei der Arbeit sehen. Am 16. April 1850 stirbt (die echte) Marie Tussaud im Alter von 88 Jahren in London.

Viktoria Sommermann

Viktoria Sommermann, M.A. ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Departement für Kommunikationswissenschaft und Medienvorschung der Universität Fribourg (Schweiz).



Von den Bienen kam es einst, was heute künstlich produziert wird: Das Wachs, Rohstoff der Tussaudschen Figuren.

Foto: Markus Behmer

Gefangen im Körper, frei im Geist

„15 Mann auf des toten Manns Kiste, Yo Ho Ho und ne Buddel voll Rum!“ Kaum ein Lied, ein Buch und seine Legende haben die Vorstellungen von Piraten so stark beeinflusst, wie *Die Schatzinsel*. Doch was wissen wir über den Autor Robert Louis Stevenson?

Robert Louis Stevenson lässt in seinem 1886 erschienenen Roman *Strange Case of Dr Jekyll and Mr Hyde* den Protagonisten Utterson sagen: „You start a question, and it's like starting a stone, you sit quietly on the top of a hill; and away the stones goes starting others ...“. Ein Zitat welches wohl nicht nur Stevenson als Lebensmotto galt, sondern auch bei der Auseinandersetzung mit seinem Lebenslauf zutreffender nicht sein könnte. Ein Leben welches ihn von seiner Geburtsstadt Edinburgh in Schottland über das europäische Festland und Amerika bis in die Südsee führte. Ein Leben in einem ständigen Kampf gegen den Tod.

Als einziger Sohn sehr religiöser Eltern kam Stevenson am 13. November 1850 zur Welt. Er sollte zunächst in die Fußstapfen seines Vaters treten, einem Ingenieur für Leuchttürme, und wurde zum Technikstudium gedrängt. Da sich sein Interesse für dieses Studium allerdings in Grenzen hielt, brach er es schon bald wieder ab. Er einigte sich mit seinem Vater auf einen Kompromiss: Ein Jura-Studium. Doch auch dieser Kompromiss sollte nicht von langer Dauer sein.

So widmete sich Stevenson endlich seinen eigenen Leidenschaften: Literatur und Geschichte. Als Freigeist bereiste er nun die Welt und verfasste Reiseberichte, als eines seiner ersten Werke beispielsweise die *Reise mit einem Esel durch die Cevennen*. Er folgte dem darin genannten Motto: „I travel not to go anywhere, but to go.“ Er reiste um des Reisens Willen. Auch an einigen Kurzgeschichten versuchte er sich und veröffentlichte viele Jahre später eine Sammlung seiner Erzählungen 1882 unter dem Titel *The New Arabian Nights*.

Die Frau, die sein Leben rettete

Er ist jedoch lange weit davon entfernt der erfolgreiche Schriftsteller zu sein, der er einmal sein wird. Noch mit 25 Jahren war er finanziell völlig von seinen Eltern abhängig und rang immer wieder um deren Unterstützung für seinen bohemischen Lebensstil. Dieser führte ihn auch unweigerlich nach Paris. Als er dort eines Tages mit seinem besten Freund und Cousin, Bob Stevenson, mit einer Gruppe Künstler „en plein air“ malen ging, war er zunächst schockiert, als er hörte, dass sich zwei Frauen darunter befanden. Eine von ihnen: die zehn Jahre ältere, verheiratete Fanny Vandegrift Osbourne. Schon bald sollte ihn ihre Anwesenheit nicht mehr stören, sondern ganz im Gegenteil, für ihn nicht mehr wegzudenken sein. Beide stellten zu dem Zeitpunkt keine gute Partie dar: Stevenson unter Tuberkulose leidend, dennoch Kettenraucher und Mächtigern-Schriftsteller. Fanny ist zwar offiziell noch verheiratet, aber auch nur, weil ihre Eltern sie dazu drängten, um ihr soziales

Ansehen zu wahren. Ihr Ehemann hatte sie zu oft offensichtlich betrogen und im Stich gelassen.

Doch sie war vielfältig und kreativ. Sie malte, fotografierte, baute sich selbst eine Dunkelkammer inklusive Nassplatten-Kolloidum und übte sich auch in der Kunst des Schießens. Fortan sollte sie Stevenson in seinem ständigen Kampf gegen die Tuberkulose unterstützen. Ohne sie hätte Stevenson vielleicht gar nicht bis zu ihrer gemeinsamen Hochzeit überlebt.

1880 heirateten sie in San Francisco, fünf Monate nachdem Fanny sich endlich von ihrem ehemaligen Ehemann getrennt hatte. Sie wurde zu Stevensons persönlicher Leibärztin und Beschützerin vor fremden Erregern. Wer Anzeichen einer Erkältung aufwies, wurde von ihr an der Haustür abgewiesen. Sie hatte bereits ein Kind verloren und war nicht bereit, auch ihren Mann zu verlieren. Also las sie medizinische Fachliteratur und kümmerte sich um seine Medikation. Doch nicht nur für sein körperliches Wohl war sie von großer Bedeutung, auch geistig förderte und unterstützte sie ihren Mann – als größte Kritikerin und Befürworterin zugleich.

Wer mehr über ihr Leben als emanzipierte Frau in einer Welt, in der das noch nicht der Regel entsprach, und ihre wichtige Rolle in Stevensons Leben erfahren möchte, dem sei das Buch *A Wilder Shore: The Romantic Odyssey of Fanny und Robert Louis Stevenson* von Camille Peri ans Herz gelegt.

Der Aufstieg zum Weltautor

Für Stevenson begann nun zwischen Krankenbett und Schreibtisch eine Phase seines kreativen Höhepunkts. In einem künstlerischen Duell mit seinem Stiefsohn Lloyd Osbourne zeichnete er eine Insel. Diese Zeichnung sollte ihm als Inspiration für seinen ersten Roman dienen, der heute als *Die Schatzinsel* bekannt ist. Er kam aus dem Schreiben anfangs gar nicht mehr heraus. Jeden Tag präsentierte er Lloyd ein neues Kapitel seiner Piratengeschichte. Er erzählte ihm von dem Schiffsjungen Jim Hawkins und seinen Abenteuern auf der Suche nach einem großen Schatz im Wettstreit mit dem gewiefen Piraten John Silver. Er schuf eine Atmosphäre, die noch viele Kinder und Erwachsene gleichermaßen in ihren Bann ziehen und sie raus aus den zivilisierten Verhältnissen der viktorianischen Gesellschaft zurück in die Blütezeit der Piraterie auf hohe See versetzen sollte.

Doch dann fesselte ihn die Krankheit wieder ans Bett. Erst die frische Bergluft im schweizerischen Davos verhalf ihm dazu die Erzählung zu beenden. So erschien der Roman 1881 unter seinem ursprünglichen Titel *The Sea Cook: A Story for Boys* in der Zeitschrift *Young Folks*, blieb aber ohne große Resonanz.

Die englische Erstausgabe allerdings, nun mit dem inzwischen weltbekannten Titel *Treasure Island*, erschien 1883 und war bei Kritikern und Publikum ein durchschlagender Erfolg. Der Roman bedeutete somit endlich den finanziellen Durchbruch für Stevenson. Daher begann er mit der Arbeit am zweiten Roman, der ihn ebenfalls bis heute weltweit berühmt macht.

In dem Schauerroman *Strange Case of Dr Jekyll and Mr Hyde* erlaubt er unheimlich packende Einblicke in die Untiefen der menschlichen Natur. Es wird von dem Fall des Wissenschaftlers Dr. Jekyll erzählt, dem es gelingt, den schlechten Teil seines Wesens von sich abzuspalten und zu einer eigenen Person zu machen: Mr. Hyde. Dieser gibt sich völlig seinen Trieben und Leidenschaften hin – fern von Gewissen und Moral. Erzählt wird von diesen Gräueltaten zunächst aus der Perspektive eines Beobachters, um die Qualen Dr. Jekylls und die Taten des Mr. Hydes getrennt voneinander darzustellen. Erst ganz am Ende durch einen abgedruckten Bericht Dr. Jekylls wird das Mysterium gelöst.

Das Ende und Erbe eines Abenteurers

Das Motiv des selbst erschaffenen Bösen, das außer Kontrolle gerät, wird in zahlreichen Romanen wiederaufgegriffen. Das prominenteste Beispiel: Mary Shelleys *Frankenstein*. Auch weitere berühmten Autoren wie James Joyce oder Oscar Wilde

nannten Stevenson als Vorbild bzw. Inspiration. Daraufhin wurden gerade diese beiden bekanntesten seiner Geschichten manigfach verfilmt und wirken bis heute.

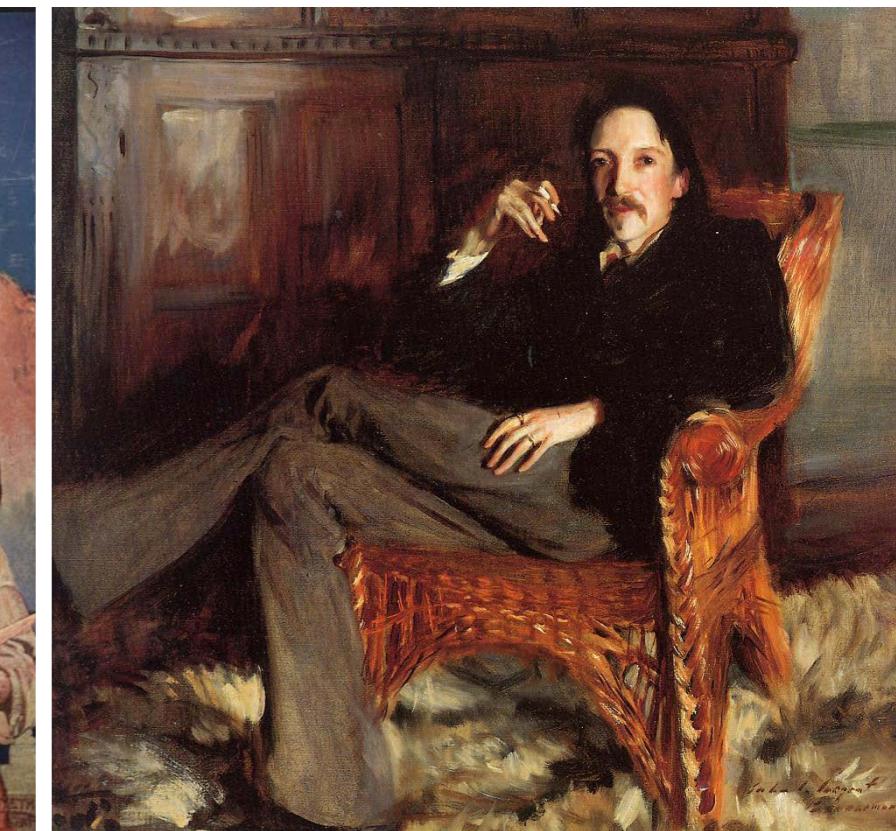
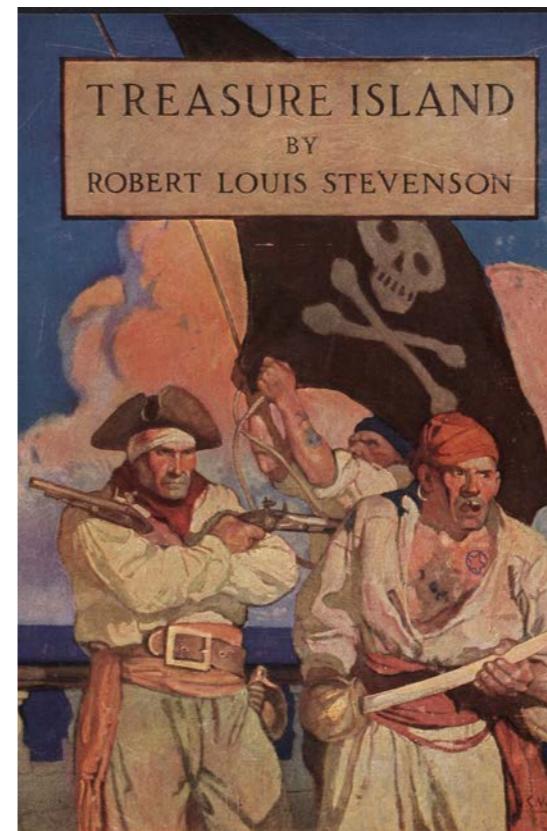
Stevensons eigene Geschichte findet jedoch schon bald ein tragisches Ende. Nach der Veröffentlichung zweier weiterer historisch-nautischer Romane, *Kidnapped* und *The Black Arrow*. A Tale of Two Roses, floh er vor den harten Wintern in Schottland. Aus Angst, die Kälte nicht mehr überstehen zu können, zog er nach Samoa. Dort verbachte er die letzten Jahre damit, weitere belletristische Werke sowie Berichte über das Leben auf den pazifischen Inseln zu verfassen. Am 3. Dezember 1894 starb Stevenson im Alter von 44 Jahren an einer Hirnblutung.

Stevenson wird das Zitat zugeschrieben: „Life is not a matter of holding good cards, but of playing a poor hand well.“ Kennt man seine Biografie und die Herausforderungen, die seine fragile Gesundheit mit sich brachte, wird sofort klar, warum diese Worte für ihn von so großer Bedeutung waren. Doch was sein unerschütterlicher Geist aus diesen schlechten Karten schuf, überdauerte nicht nur seine schwache körperliche Hülle, sondern wird ihn noch über Jahrhunderte hinweg unvergesslich machen.

Maik Niederé

Student der Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.

Robert Louis Stevenson und das Cover seines berühmtesten Romans, der *Schatzinsel*, in einer Ausgabe von 1911 im Verlag Scribner's Sons. Das Porträt wurde 1887 von John Singer Sargent gemalt. Quelle: Taft Museum of Art (Cincinnati/Ohio) / Wikimedia Commons



Meister der Novelle und der Literaturpsychologie

2025 wäre der französische Schriftsteller Guy de Maupassant 175 Jahre alt geworden. Sein facettenreiches literarisches Werk, das Erzählungen, Romane und Novellen umfasst, prägte die französische Literatur des 19. Jahrhunderts nachhaltig und hat bis heute großen Einfluss.



Maupassant (um 1888). Foto: Nadar / Wikimedia Commons

Guy de Maupassant, geboren am 5. August 1850 in der Normandie, gehört zu den bedeutendsten Autoren des französischen Realismus und Naturalismus. Bekannt für seine Novellen zeichnet sich sein Werk durch scharfe Beobachtungsgabe, einen präzisen, beinahe simplen Stil und eine tiefgründige Menschenkenntnis aus. Mit nüchterner Darstellung des Alltags, auch aber fantastischer Aspekte und feiner psychologischer Analyse schuf er literarische Werke, die über ein Jahrhundert nach ihrer Entstehung anhaltend faszinieren.

Stark geprägt wurde er von seinem Mentor Gustave Flaubert, der ihn in jungen Jahren unter seine Fittiche nahm und ihm half, seinen Stil zu entwickeln. In enger Verbindung zum Realismus und vielmehr Naturalismus stehend, zeichnete sich

Maupassants Werk durch eine ungeschönte Darstellung der sozialen und psychologischen Realitäten seiner Zeit aus. Obwohl seine Werke oft die Schattenseiten des menschlichen Daseins beleuchten (Wanning zählt unter anderem „[s]exuelles Begehr und Eifersucht“, den „Widerspruch von (moralischem) Sein und Schein“ und „Angstgefühle und Depressionen“ zu Maupassants zentralsten Themen), finden sich darin auch Momente von Humor, Ironie und menschlicher Wärme.

Kurze Karriere, nachhaltiger Einfluss:

Boule de suif und *Bel-Ami*

Trotz einer relativ kurzen literarischen Karriere – er veröffentlichte seine erste Novelle im Jahr 1880 und starb bereits 1893 – hinterließ Maupassant ein beeindruckendes Œuvre. Neben einigen Romanen schrieb er über 300 Novellen, zahlreiche Reiseberichte und Theaterstücke. Seine wohl berühmteste Novelle, *Boule de suif* (1880), gilt als ein Meisterwerk des Genres und brachte ihm schlagartig Ruhm ein. Sie erzählt die Geschichte einer Prostituierten, die während des Deutsch-Französischen Kriegs in einer von Preußen besetzten Stadt in einer Kutsche mit angesehenen Bürgern reist. Als diese von einem preußischen Offizier gezwungen wird, ihm zu Diensten zu sein, kehren ihre Mitreisenden ihr zunächst den Rücken, bis sie ihren Egoismus erkennen. *Boule de suif* stellt eine scharfe Kritik an der Bourgeoisie dar und zeichnet zugleich das Bild einer Frau, die trotz gesellschaftlicher Missachtung moralische Integrität bewahrt.

Auch in seinem wohl berühmtesten Roman *Bel-Ami* (1885) zeigt Maupassant sein Talent, die Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts kritisch zu hinterfragen. Der Protagonist Georges Duroy, ein charmanter, aber skrupelloser Aufsteiger, nutzt seine Beziehungen zu Frauen, um sich in der Pariser Gesellschaft emporzuarbeiten. Der Roman ist eine schonungslose Abrechnung mit der Korruption und Heuchelei der französischen Presse und Politik. Duroy wird zu einer Symbolfigur des Opportunismus und Maupassant beschreibt seinen Aufstieg mit ironischer Distanz, ohne ihn moralisch zu verurteilen. Der Text kann als eine Art Schlüsselroman verstanden werden, in dem Maupassant die Werte und das Streben der Pariser Gesellschaft aufdeckt. Der Held des Romans verkörpert dabei eine neue, moderne Art des Karrieristen, der mit List und Skrupellosigkeit die traditionellen Machtstrukturen zu durchbrechen vermag. Das Werk bietet eine treffende Analyse der Dynamik zwischen Macht, Geld und Geschlecht und zeigt, wie fließend die moralischen Grenzen in dieser Welt sind und sein können.

La parure – Tragik des sozialen Ehrgeizes

Eine weitere zentrale Novelle in Maupassants Werk ist *La parure* (1884). Das Narrativ spinnt sich um die junge Mathilde, die sich in ihrer bescheidenen Lebenssituation unzufrieden fühlt und von Luxus und gesellschaftlichem Aufstieg träumt. Sie erhält durch ihren Mann die Gelegenheit, an einem eleganten Ball teilzunehmen, kauft sich ein teures Kleid und lehnt sich von einer wohlhabenden Freundin eine prachtvolle Halskette. Der Abend ist zunächst ein voller Erfolg, doch Mathilde verliert

die Halskette, was das Ehepaar in den finanziellen Ruin treibt. Sie leben in der Folge zehn Jahre in bitterer Armut, um den Ersatz der wertvollen Halskette zu bezahlen, nur um am Ende zu erfahren, dass sie ein wertloses Imitat war.

Die Novelle ist ein herausragendes Beispiel für Maupassants Meisterschaft der Gattung. Mit *La parure* gelingt es ihm, eine beißende Gesellschaftskritik in eine scheinbar einfache Erzählung zu verpacken. Der Text reflektiert die zerstörerischen Folgen von sozialem Ehrgeiz und Oberflächlichkeit. Mathildes verzweifeltes Streben nach Anerkennung und Wohlstand führt sie in den Abgrund, und die Ironie, dass ihre selbstzerstörerischen Bemühungen um eine Illusion kreisten, unterhöhlt diese sozialen Ambitionen weiter. *La Parure* wurde entsprechend im 20. Jahrhunderts von der *Nouvelle Critique* besonders beachtet, da sie die soziale Konstruktion von Wert und Status sowie die Trennung zwischen Schein und Sein auf brillante Weise thematisiert. Theoretiker wie Roland Barthes haben Maupassants präzisen Einsatz von Symbolik darin hervorgehoben – die Halskette als Sinnbild für den falschen Glanz der Gesellschaft und Mathildes Fall als Ausdruck der Fragilität von sozialem Status in einem auf Oberflächlichkeit und Konsum basierenden Milieu.

Le Horla – Ein Blick in die Abgründe des menschlichen Geistes

Neben seinen gesellschaftskritischen Texten widmete sich Maupassant auch den dunklen Seiten der menschlichen Psyche, wie in seiner berühmten tagebuchartigen Erzählung *Le Horla* (1886/87). Der Text beschäftigt sich mit Themen wie Isolation, Verlust der Kontrolle über den eigenen Geist und die Grenzen der menschlichen Wahrnehmung. Oft als Ausläufer der fantastischen Literatur betrachtet, handelt der Text von einem Mann, der sich zunehmend von einem unsichtbaren, vampirähnlichen Wesen, dem sogenannten *Horla*, bedroht fühlt. Während die Erzählung zunächst die Symptome eines Wahnsinns schildert, bleibt lange offen, ob es sich um Halluzinationen oder tatsächlich übernatürliche Ereignisse handelt – letztlich wählt der Protagonist Suizid als vermeintlich einzigen Ausweg aus der Situation. *Le Horla* wurde häufig im Kontext von Maupassants eigener geistiger Verfassung gelesen, da er selbst in seinen letzten Lebensjahren unter paranoiden Wahnvorstellungen und Depressionen litt. In diesem Text verbindet Maupassant eine realistische Erzählweise mit Elementen des Unheimlichen und des Übernatürlichen, was dem Werk eine einzigartige Atmosphäre verleiht und großen Einfluss auf spätere Autoren wie H. P. Lovecraft und andere Vertreter der Horrorliteratur nahm.

Bedeutung für die französische Literaturgeschichte und Wiederentdeckung durch die Nouvelle critique
Maupassants Bedeutung für die französische Literatur kann kaum überschätzt werden. Seine prägnanten Erzählungen und

Romane beeinflussten nicht nur Zeitgenossen, sondern prägten auch das literarische Erbe des 20. Jahrhunderts nachhaltig. Vor allem seine Novellen gelten als wegweisende Meisterwerke: Mit wenigen Strichen vermag Maupassant komplexe Charaktere und Situationen zu zeichnen, die auf eindringliche Weise die *conditio humana* beleuchten. Seine scharfe Beobachtungsgabe, gepaart mit einer klaren, unprätentiösen Sprache, machten ihn zu einem der großen Stilisten der französischen Literatur. Neben Émile Zola und Gustave Flaubert zählt er zu den Autoren, die die französische Literatur im 19. Jahrhundert unter dem Stern von Realismus und Naturalismus zu einem Höhepunkt führten, und gleichzeitig bereitete er durch seine Beschäftigung mit psychischen Extremsituationen den Weg für eine moderne, introspektive Literatur. Auch auf internationaler Ebene hat Maupassants Werk bedeutende Spuren hinterlassen. Seine Texte wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt und beeinflussten Autoren wie Anton Tschechow, Stephan Zweig und Ernest Hemingway.

Insbesondere seine Fähigkeit, in wenigen Worten tiefe Einsichten in das menschliche Verhalten zu vermitteln, wurde von diesen Autoren aufgegriffen und weiterentwickelt. Obwohl Maupassant zu Lebzeiten und unmittelbar nach seinem Tod als herausragender Autor anerkannt wurde, erlebte sein Werk in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen gewissen Bedeutungsverlust. Der literarische Kanon verschob sich hin zu Modernismus und Avantgarde, während Maupassant als zu klassisch und realistisch galt. Ab den 1950er Jahren erfuhr Maupassant durch die *Nouvelle Critique*, insbesondere durch Roland Barthes und Georges Poulet, eine erneute Anerkennung und Neubewertung. Sie rückten die sprachlichen Strukturen und narrativen Techniken seiner Werke in den Fokus, ebenso die Komplexität und Vielschichtigkeit von Maupassants scheinbar einfacher Schreibweise. In diesem neuen Licht erschien Maupassants Werk nicht mehr als bloßes Sittenbild, sondern als subtiler gearbeiteter Textkorpus, der mit Symbolik, Mehrdeutigkeit und einer bewussten Sprachführung spielt. Besonders seine Auseinandersetzung mit Themen wie Wahnsinn, Unheimlichkeit und der fluiden menschlichen Identität in Erzählungen wie *Le Horla* wurden durch den Einfluss der Psychoanalyse neu interpretiert und als Vorboten der modernen literarischen Auseinandersetzung mit dem Unbewussten betrachtet.

Guy de Maupassant starb am 6. Juli 1893 im Alter von nur 42 Jahren an den Folgen einer Syphilis-Erkrankung. Sein Werk, das die Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens in all ihrer Komplexität darstellt, bleibt jedoch lebendig. Seine Novellen und Romane sprechen heute noch relevante Themen an und sind weiterhin aktuell. Mit *Bel Ami*, *Boule de suif*, *La parure*, *Le Horla* und einer Vielzahl weiterer Texte hinterließ Maupassant nicht nur zeitlose literarische Meisterwerke, sondern auch wichtige Reflexionen über Moral, Gesellschaft und die menschliche Psyche.

Florian Lützelberger

Roman als Mittel der Erkenntnis des Miteinanders

Honoré de Balzac, dessen Todestag sich 2025 zum 175. Mal jährt, ist einer der bedeutendsten Schriftsteller der französischen Literaturgeschichte. Mit seinem monumentalen Werk schuf er ein einzigartiges Panorama der französischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts.

Honoré de Balzac, geboren am 20. Mai 1799 in Tours, zählt zu den bedeutendsten Schriftstellern des 19. Jahrhunderts. Mit seinem umfassenden Werk, das unter dem Titel *La Comédie humaine* zusammengefasst wurde, gilt er als einer der Begründer des literarischen Realismus. Balzac verfolgte damit das ehrgeizige Ziel, das gesamte gesellschaftliche Gefüge Frankreichs seiner Zeit literarisch zu erfassen.

Im Laufe seines Lebens verfasste Balzac über 90 Romane, Novellen und Kurzgeschichten, die ein beeindruckendes Bild der französischen Gesellschaft in all ihren Schichten und Milieus zeichnen. Seine Darstellungen reichen von der Pariser Aristokratie über das aufstrebende Bürgertum bis zu verarmten Landarbeitern. Balzacs Fähigkeit, soziale Dynamiken und Charaktere präzise und tiefgründig darzustellen, festigte seinen Ruf als einer der großen Realisten der Literaturgeschichte. Nicht umsonst gilt bis heute der Ausdruck *à la Balzac* als Bezeichnung für traditionelle aber gleichermaßen nicht durchschnittliche Romane. Zentrale Einflüsse und Impulse dürften dabei aus der Milieutheorie, dem saint-simonistischen Denken, der Wissenschaft und auch dem Mystizismus stammen. In einem Brief an seine Schwester bemerkte er einmal: „Die Gesellschaft ist das große Buch, aus dem ich die Ideen für mein Werk schöpfe.“ Diese Aussage verdeutlicht Balzacs Überzeugung, dass Romane und Erzählungen nicht nur der Unterhaltung dienen, sondern auch Erkenntnisse über die menschliche Existenz und die Funktionsweise sozialer Systeme liefern.

La Comédie humaine – ein Panorama der französischen Gesellschaft

Balzacs Hauptwerk, *La Comédie humaine*, ist eine Sammlung von 91 Einzelwerken (geplant hatte er einst 137 Texte). Der Titel deutet (in Anlehnung an Dante) darauf hin, dass Balzac die Gesellschaft als ein großes Schauspiel ansieht, in dem die Menschen von Leidenschaften wie Ehrgeiz, Gier und Liebe angetrieben werden. Erklärtes Ziel war es für Balzac, mit dem umfassenden Zyklus „die Geschichte der Sitten“ der französischen Gesellschaft nach dem Sturz Napoleons bis zur Juli-Monarchie festzuhalten.

La Comédie humaine unterteilt sich in drei große Kategorien: *Études de mœurs* (Sittenstudien), *Études philosophiques* (Philosophische Studien) und *Études analytiques* (Analytische Studien). Diese Gliederung spiegelt die enorme Bandbreite seines Projekts wider, das nicht nur äußere Erscheinungen, sondern auch psychologische und philosophische Dimensionen des menschlichen Lebens erfassen sollte.

Ein zentrales Merkmal (neben etwa Typisierung, detaillierten

Beschreibungen oder Parallelisierung) des Werkes ist der Einsatz der ‚Wiederkehrfigur‘. Charaktere tauchen in mehreren Werken und Kontexten auf, was dem literarischen Universum Balzacs eine kohärente Struktur verleiht. Dies erlaubte ihm, Figuren in ihrer Entwicklung über mehrere Geschichten hinweg zu schildern und die Verflechtungen sozialer, wirtschaftlicher und politischer Kräfte aufzuzeigen. Eine der bekanntesten wiederkehrenden Figuren ist Eugène de Rastignac, der als naiver Student in *Le Père Goriot* (1835) erscheint und sich zu einem rücksichtslosen Aufsteiger entwickelt.

Scharfe Gesellschaftsanalyse: *Le Père Goriot* und *Illusions perdues*

Balzacs Gesellschaftsanalyse untersucht, wie Kapitalismus, Machtstrukturen und die industriellen Veränderungen die sozialen Klassen seiner Zeit prägen. Die zentrale Frage, wie Geld, Einfluss und sozialer Status menschliches Handeln und Verhalten wesentlich prägen, durchzieht sein gesamtes Werk.

In *Le Père Goriot* (1835) beispielsweise erzählt Balzac die Geschichte eines alten Mannes, der sein gesamtes Vermögen opfert, um seinen Töchtern ein Leben im Pariser Hochadel zu ermöglichen. Trotz seines Aufopferungswillens verarmt Goriot und stirbt einsam und verlassen, während seine Töchter nur auf ihren gesellschaftlichen Aufstieg bedacht sind. Diese Geschichte ist eine eindringliche Kritik an einer Gesellschaft, in der soziale Ambitionen und materielle Interessen wichtiger sind als familiäre Bindungen.

Zentral in diesem Kontext ist *Illusions perdues* (1837-1843), ein dreiteiliger Roman, der die Geschichte des jungen Dichters Lucien de Rubempré erzählt. Balzac beschreibt dessen Aufstieg und Fall in der Pariser Gesellschaft und bietet eine scharfe Kritik an der modernen Verlagswelt und dem Journalismus. Der erste Teil, *Les Deux Poètes*, spielt in der Provinzstadt Angoulême, wo Lucien und sein Freund David Séchard von literarischen Ambitionen träumen. Im zweiten Teil, *Un grand homme de province à Paris*, geht Lucien nach Paris, wo er die korrupten Mechanismen der Verlags- und Pressewelt entdeckt. Seine idealistischen Träume zerbrechen, als er von skrupellosen Verlegern und Journalisten ausgenutzt und manipuliert wird. Der letzte Teil, *Ève et David*, kehrt nach Angoulême zurück und beleuchtet die tragischen Leben von Luciens Freunden, insbesondere Davids Kampf um seine Druckerei und den Verfall seiner Familie.

Luciens Scheitern steht exemplarisch für den Verlust idealistischer Träume in einer Welt, die von Macht und Reichtum regiert wird. Sein Schicksal verdeutlicht, wie der Weg zur

Anerkennung in der Gesellschaft durch korrumpernde Kräfte geprägt ist und wie die menschliche Seele unter dem Druck des Ehrgeizes im kapitalistischen System zerbrechen kann.

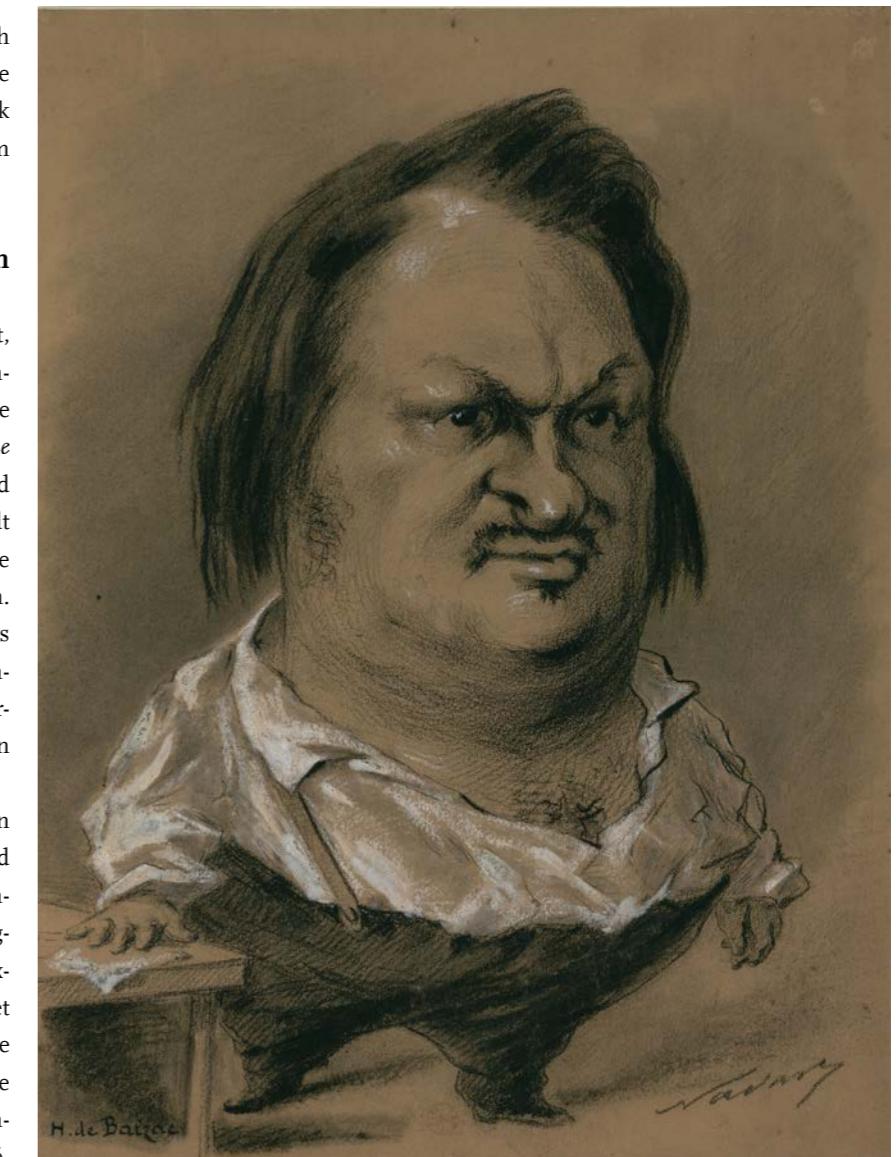
Étude de mœurs: Gegensatz von Stadt und Provinz

Ein zentrales Thema in Balzacs Werk ist, wie oben bereits angeklungen, der Gegensatz zwischen Stadt und Provinz. Paris, die schillernde Hauptstadt, ist in *La Comédie humaine* der Schauplatz von Aufstieg und Fall, von Ehrgeiz und Intrigen. Die Stadt zieht Menschen aus der Provinz an, die hier nach Erfolg und Reichtum streben. Doch oft müssen sie feststellen, dass das Leben in der Stadt hart, brutal und ernüchternd ist. Die Großstadt wird als ein gefährliches, chaotisches Labyrinth dargestellt, in dem nur die Stärksten überleben.

Demgegenüber steht die Provinz, die in vielen Werken Balzacs als stagnierend und rückständig beschrieben wird, aber gleichzeitig auch eine gewisse moralische Integrität und Nähe zur Natur bewahrt. In Texten wie *Eugénie Grandet* (1833) beleuchtet Balzac das dortige Leben und zeigt, wie Habgier und traditionelle Werte auch die menschlichen Beziehungen vergiften können – homo homini lupus. Die junge Eugénie, Tochter eines reichen, geizigen Weinhandlers, wird durch die Knauserigkeit und Manipulation ihres Vaters in ein Leben der Isolation und des Unglücks gedrängt. Eugénies Liebe zu ihrem Cousin Charles, die ihre einzige Hoffnung auf Glück darstellt, wird vom skrupellosen Vater eiskalt vereitelt. Als Charles sie schließlich verrät und im Stich lässt, akzeptiert Eugénie ihr Schicksal und resigniert in einem Leben der Einsamkeit. Der Roman ist nicht nur eine bittere Abrechnung mit der Macht des Geldes, sondern auch ein tiefgründiges Porträt einer Frau, die von den Zwängen ihrer Umgebung und den gesellschaftlichen Erwartungen erdrückt wird.

Wirkung und Erbe

Honoré de Balzacs Einfluss auf die Literatur reicht weit über seine Zeit hinaus. Mit seiner präzisen Darstellung der französischen Gesellschaft und seiner tiefgehenden Charakterstudien schuf er einen Maßstab für den literarischen Realismus, der viele nachfolgende Autoren prägte. Besonders seine Fähigkeit, das Zusammenspiel von individuellen Schicksalen und gesellschaftlichen Strukturen auf so vielfältige Weise darzustellen,



Karikatur von Honoré de Balzac von dem französischen Maler Nadar (d.i. Gaspard-Félix Tournachon) aus dem Jahr 1850. Quelle: Wikimedia Commons

machte ihn zu einer Quelle der Inspiration für Schriftsteller wie Émile Zola, Gustave Flaubert und Marcel Proust.

Balzacs wiederkehrende Figuren, die in mehreren seiner Werke auftreten, ebneten den Weg für die Entwicklung komplexer literarischer Universen, die heute in Serien und mehrbändigen Romanwerken üblich sind. Zudem beeinflusste seine realistische Erzählweise den psychologischen Roman maßgeblich, indem er zeigte, wie sehr menschliche Handlungen von wirtschaftlichen, sozialen und emotionalen Zwängen bestimmt werden.

Heute bleibt *La Comédie humaine* nicht nur ein literarisches Monument, sondern auch ein bedeutendes Dokument der gesellschaftlichen Mechanismen seiner Zeit und gleichermaßen Zeugnis universeller menschlicher Erfahrungen. Balzacs Fähigkeit, die Schwächen und Träume des Menschen schohnungslos offenzulegen, verleiht seinem Werk auch nach über zwei Jahrhunderten weiterhin andauernde Aktualität.

Florian Lützelberger



Quelle: Wikimedia Commons

Ludwig I. – Bayerns größter König?

So der Titel der diesjährigen Landesausstellung im Haus der Bayerischen Geschichte in Regensburg anlässlich des 200. Jahrestages seiner Thronbesteigung. Er ist König, Kunstmäzen und Autor – und gestaltet das Bayern des 19. Jahrhunderts maßgeblich mit.

Schon einmal, anlässlich des 150. Todestages Ludwigs, habe ich an dieser Stelle über ihn berichtet (Anno 18, Seite 110f.). Damals habe ich geschrieben: „Ich will aus München eine Stadt machen, die Deutschland so zu Ehren gereicht, dass niemand sagen kann, er kenne Deutschland, wenn er München nicht gesehen hat!“ das war der Anspruch Ludwigs.

Bevor Ludwig I. am 13. Oktober 1825 zum bayerischen König gekrönt wird, hat er sich vor allem dem Aus- und Umbau „seiner“ Stadt München gewidmet. Nun richtet sich sein Blick über die Stadtgrenzen hinaus auf das ganze Land. Eine seiner ersten Anordnungen vom 20. Oktober 1825 bestimmt, dass die auch heute noch gültige Schreibweise Bayern mit „y“ die vorher geltende Schreibweise „Baier“ abzulösen hat. Außerdem erweitert er später seinen Titel. Nun nennt er sich „König von Bayern, Herzog von Franken, Herzog in Schwaben und Pfalzgraf bei Rhein“. Dadurch will er das Zusammenwachsen aller Landesteile, alter wie neuer, voranbringen und die Akzeptanz des Königreichs in ganzen Land fördern.

Mit seinem Vater, Maximilian I., hat sich Ludwig nicht gut verstanden. Vor allem dessen enge Anlehnung an Frankreich und

Napoleon hat er stets abgelehnt. Erst hatte das Bündnis mit Napoleons den Wittelsbachern die lang ersehnte Königswürde beschert, dann hatte Maximilian aber noch rechtzeitig die Seiten gewechselt und gehörte auf dem Wiener Kongress zu den Siegerstaaten. Die Tatsache, dass Ludwig 1825 die Königswürde zufällt, verdankt es also der Bündnispolitik seines Vaters, die er so sehr abgelehnt hat.

Förderer des Zeitungswesens

„König in den Schranken der Verfassung will ich seyn“, so stellte sich Ludwig I. der Bevölkerung Bayerns im Jahr 1825 vor und erst einmal setzt er einige starke Akzenten. Er hebt die Pressezensur für Angelegenheiten der Innenpolitik auf. Alleine in München erscheinen bald 25 neue Zeitungen.

Während seiner Regentschaft widmet er sich technischen Neuerungen und Investitionen im ganzen Land. So förderte er ab 1834 den Wiederaufbau des durch einen Brand zerstörten Salzbergwerks in Reichenhall. Seiner Initiative ist der Bau einer Wasserstraße „von der Donau zum Maine“ zu verdanken. Von 1836 bis 1845 entsteht der Ludwig-Donau-Mainkanal fast

ausschließlich mit staatlichen Mitteln. An einen Erfolg der Eisenbahn glaubt er anfangs nicht. Die Strecke zwischen Nürnberg und Fürth, 1835 in Betrieb genommen, wird von privaten Aktionären finanziert. Erst nach der Inbetriebnahme schwenkt Ludwig um und investiert in die „Ludwig-Süd-Nord-Bahn“.

Ein noch heute bewundertes Monument der Ludwigszeit ist die Bavaria über der Münchner Theresienwiese. Ferdinand von Miller gießt sie zwischen 1844 und 1848 nach Entwürfen Ludwig von Schwanthaler. Eine Großtat der damaligen Guss-technik. Auch im Bereich der Fotografie und der Lithographie nimmt das München Ludwigs eine Vorreiterrolle ein.

Besonders ausgeprägt ist Ludwigs Bautätigkeit. Neben den Bauten rund um den Königsplatz, der Glyptothek, der Antikensammlung und den Propyläen setzen die alte und die neue Pinakothek neue Maßstäbe im öffentlichen Museumsbau. Dazu kommen das Siegestor, die Feldherrenhalle, die Staatsbibliothek.

Mit St. Bonifaz, der Ludwigs- und der Allerheiligenhofkirche entstehen monumentale neue Bauten in München, aber auch hier blickt er mit der Neugestaltung des Regensburger Doms durch Friedrich Klenze und auch des Domes zu Speyer über die Stadtgrenzen hinaus. Monumentale Landmarken lässt er

überall errichten, zum Beispiel die Walhalla bei Regensburg, die Befreiungshalle bei Kelheim. In Aschaffenburg entsteht das Pompejanum und in Edenkoben die Villa Ludwigshöhe.

Ist Ludwig ein ‚großer‘ König?

Politisch wird aus dem König „in den Schranken der Verfassung“ im Laufe seiner Amtszeit ein zusehends autoritärer Herrscher, der abdankt, weil er sich durch ebendiese Verfassung zu sehr gegängelt sieht.

Als Förderer und Mäzen ist sein Wirken sicher nicht zu unterschätzen. Nicht nur in München, sondern überall im Land fördert und initiiert er neue Bauten in einer Breite, die es vorher nicht gab: Kirchen, nationale Denkmäler, Kanäle, Eisenbahnlinien. Es ist hier bei weitem nicht der Platz, um alle seine Errungenschaften aufzuführen. Bei aller Begeisterung für neue technische Errungenschaft gilt seine wahre Liebe immer der Kunst. An den Münchner Maler Johann Georg von Dillis schreibt er: „Als Stieffkind wird bei uns die Kunst behandelt, ich höre sie, die gehaltlosen Reden, was braucht man Künstler zu sein für das Militär, das Landbauwesen. Als wenn Kunst nicht in allem sein sollte; so lange dies nicht ist, sind wir immer noch zum Teil Barbaren.“

Joachim Schüller



Reiterstandbild von Ludwig I. auf dem Münchner Odeonsplatz. Geschnitten wurde es 1857-1862 von dem Münchner Bildhauer Max Carl von Widnmann, gegossen in der Werkstatt von Ferdinand von Miller, der auch die Monumentalstatue der Bavaria über der Theresienwiese hergestellt hat.

Foto: Diego Delso/Wikimedia Commons

Ein Tag, der die Mobilität veränderte

Im Norden von England, zwischen Stockton und Darlington, geschah vor 200 Jahren etwas Unglaubliches: Die erste Dampflokomotive nahm ihre Fahrt auf. Dabei sollte sie nicht nur dem Gütertransport dienen, sondern auch Passagiere befördern.

Locomotion hieß die Dampflokomotive von George Stephenson, die im September 1825 den ersten Personentransport auf der Eisenbahnstrecke Stockton-Darlington ausführen sollte. Für diesen Schritt in der Entwicklung der Eisenbahn ließ Stephenson auf einer Strecke von rund 40 Kilometer gewalzte Schienen auslegen. Allerdings sollte die erste Probefahrt der Locomotion nicht ohne Schwierigkeiten erfolgen: Niemand hatte ein Feuerzeug dabei, um das Feuer zu entzünden, damit die Dampflokomotive fahren konnte. Stephenson wollte eine brennende Laterne holen lassen. Ein Arbeiter reichte ihm währenddessen ein Brennglas, mit dem Stephenson üblicherweise seine Pfeife anzündete. So half die Sonne dabei, die Lokomotive auf der ersten Eisenbahnlinie in England in Fahrt zu bringen.

Stephenson, Sprössling einer armen Familie, hatte als 14-jähriger selbst begonnen, in einer nordenglischen Kohlegrube zu arbeiten – als Bediener einer Dampfmaschine. Als Autodidakt nutzte er sein technisches Wissen und seinen Erfindergeist, um die erste praxistaugliche Dampflokomotive zu entwickeln. Ursprünglich ging es darum, den Kohletransport effizienter zu gestalten: Die Eisenbahn sollte die Kohle aus den Minen der Region schneller und kostengünstiger zu den Häfen bringen, um sie von dort aus weltweit zu verschiffen. Dass die Eisenbahn auch für den Personentransport genutzt werden konnte, war von großer gesellschaftlicher Bedeutung.

Die *Times* berichtet, andere drucken nach

Verbreitet wurde das gesamte Schauspiel der ersten Eisenbahnfahrt einige Tage später in der Zeitung: In den ersten Oktobertagen im Jahre 1825 erschien ein Brief eines Augenzeugen in der *Times*, der kurze Zeit später in zahlreichen anderen Zeitung in Europa und Amerika nachgedruckt wurde. Große Feierlichkeiten wurden darin beschrieben: Pferde brachten zahlreiche Lastwagen, die unter anderem mit Steinkohle und Mehl beladen waren, zur Eisenbahn. Die Pferde wurden ausgespannt und die bis zu zwei Tonnen schweren Wagen aneinandergehängt, um dann von der Lokomotive gezogen zu werden. In der Mitte des so gebildeten Zuges befand sich ein Experience genannter Wagon. Hier saßen unter anderem Geschäftsleute, aber auch einfache Bürger, die die erste Fahrt in einem Wagon miterleben durften. Platz fanden die Passagiere, wie auch in heutigen Zügen, in gegenüberliegenden Sitzen. Geplant war, dass rund 300 Menschen die erste Fahrt in den Wagons miterleben durften. Am Ende waren es aber 450 bis 600 Menschen, die sich auch in Kohlewagons einen Sitzplatz sicherten.

Alle Wagen waren mit Fahnen geschmückt und hatten verschiedene Aufschriften. Unter anderem „Periculum privatum utilitas publica“, was so viel bedeutet wie „Das Wagnis des Einzelnen ist der Allgemeinheit Gewinn“.

Jauchzen und Jubeln begleiten den Start ..

Schon damals war den Menschen bewusst, was für ein großer Erfolg es wäre, wenn diese Eisenbahn ohne Probleme an ihrem Ziel ankommen würde. Unter Jauchzen und Jubeln setzte sich der Zug in Bewegung. Begleitet wurde er von Reitern, doch sie blieben aufgrund der hohen Geschwindigkeit des Zuges bald zurück. Entlang der gesamten Strecke versammelten sich zahlreiche Schaulustige, die sich das Spektakel nicht entgehen lassen wollten: „great crowds of spectators on every part of the line, including many scientific gentleman from London, Birmingham, Liverpool“, wie tags darauf eine britische Zeitung berichtete.

Je nach Aufzeichnung unterscheiden sich die Angaben der transportierten Last, aber einig sind sich alle: Rund 80 Tonnen und mehrere hundert Menschen wurden an diesem Tag über eine Strecke von zunächst achtseinhalb Meilen mit einer Höchstgeschwindigkeit von rund 24 Stundenkilometer transportiert. Abgeschlossen wurde die Fahrt der ersten Eisenbahn mit einem Fest in der kleinen englischen Provinzstadt St. John's Well, wo zunächst die provisorische Endstation lag.

... doch es gibt auch Ängste

Für viele war die Eisenbahn ein beängstigendes Konstrukt. Sie fürchteten sich vor den hohen Geschwindigkeiten und hatten Sorge, durch sie zu erkranken. Außerdem dachten sie, dass Vögel, die durch die Rauchwolken flogen, abstürzen würden und Kühe, die in der Nähe von Bahnhöfen stehen, keine Milch mehr geben würden. Die Bedenken und die damit verbundenen Proteste verstummen jedoch so schnell, wie sich die Eisenbahn weiterentwickelte.

Eine Nachbildung der Locomotion steht heute im North of England Open Air Museum nahe Newcastle upon Tyne. Die Bahnhofsgebäude und ein alter Güterschuppen stehen unter Denkmalschutz und auf der längst modernisierten, aber teils immer noch nicht elektrifizierten Originalstrecke verkehren auch heute noch Züge der Tees Valley Line.

Die Fahrt von 1825 war mehr als nur ein technischer Fortschritt – sie bildete den Beginn eines neuen Mobilitätzeitalters.

Amelie Schnitker

Bachelorabsolventin der Bamberger Kommunikationswissenschaft.

Mit sechs Punkten zur Unabhängigkeit

Egal ob auf Verpackungen, auf dem Stopp-Knopf an Fußgängerampeln oder auf Schildern in öffentlichen Einrichtungen: Jeder kennt die Punkt-Kombinationen, mit denen Blinde lesen können. Doch seit wann es dieses Schriftsystem gibt, ist wohl den Wenigsten bekannt.

Der junge Louis Braille ist der Grund, weshalb sehbehinderte und blinde Personen heute lesen können. Aufgrund eines Unfalls mit drei Jahren in der Sattlerwerkstatt seines Vaters war Braille selbst erblindet. Von seiner Behinderung ließ sich der Junge jedoch nicht abbringen; er besuchte die Dorfschule und wollte, wie alle anderen Kinder, auch Rechnen, Schreiben und Lesen lernen.

Da dies für den jungen Louis jedoch unmöglich war, begann er mit nur 13 Jahren selbst ein Schriftsystem zu entwickeln. Dafür griff er auf die „Nachtschrift“ zurück, die vom französischen Hauptmann Charles Barbier stammt: Um nachts für das Lesen von Nachrichten kein Licht anzünden zu müssen, konnten Soldaten diese mithilfe von ins Papier eingepreschten Punkten lesen. Wegen der hohen Komplexität setzte sich dieses System in der Armee jedoch nicht durch.

Braille vereinfachte dieses System zunächst stark. Er beschränkte sich auf sechs Punkte, mit denen es möglich war, das gesamte Alphabet abzudecken. Mit 16 Jahren stellte er das neue System fertig und die Brailleschrift war 1825 geboren, die sich bis heute für blinde Menschen weltweit durchgesetzt hat. Das bedeutet auch, dass nicht nur Schriften mit lateinischem Alphabet und sogar nichtalphabete Schriften, wie Chinesisch, abgebildet werden können.

Braille machte nach dem Alphabet jedoch noch nicht Halt: Es gibt daneben weitere Systeme, beispielsweise zur Darstellung von Musiknoten, Mathe- oder Schachschrift sowie für Strickmuster.

Die Brailleschrift wird mit der Fingerkuppe gelesen. Die anderen Finger dienen zur Orientierung auf dem Papier oder in der gelesenen Zeile. Damit blinde Menschen verschiedene

Schriftstücke gleich gut lesen können, sind diese genormt. 1904 wurde die deutsche Blindenkurzschrift eingeführt, bei der häufige Buchstabengruppen oder Wörter durch einzelne Zeichen ersetzt wurden. Heute werden Bücher und Zeitungen standardmäßig in Kurzschrift herausgegeben. Zwischen 1970 und 1985 veröffentlichte sogar der *Playboy* Ausgaben in Brailleschrift.

Tastsinn ermöglicht Inklusion

Für das digitale Zeitalter und das ständige Lesen auf dem Bildschirm, was für blinde Menschen so nicht möglich ist, wurden auch Lösungen entwickelt: Die Braille-Zeile ist ein Gerät mit mechanisch gesteuerten Stiften, welches an den Computer anzuschließen ist und das Geschriebene vom Bildschirm für Blinde so erastbar macht.

Obwohl die Brailleschrift eine gute Möglichkeit ist, die Selbstständigkeit von sehbehinderten und blinden Menschen beim Erfassen von geschriebenen Texten zu erhalten, gibt es auch Nachteile: Da die Brailleschrift insgesamt länger ist als die für Sehende lesbare Schwarzschrift, umfasst die Bibel in Braille 40 bis 50 Buchbände, je nach Sprache und ein *Harry Potter*-Buch kostet in Braille zwischen 70 und 240 Dollar.

Louis Braille übrigens, der am 6. Januar 1852, zwei Tage nach seinem 43. Geburtstag, gestorben ist, erhielt zu seinem 100. Todestag ein Ehrengrab im Pariser Panthéon. Nur die Knochen seiner Hände, einst sein Tor zur Welt der Gelehrsamkeit, die ruhen immer noch im Grab in seinem Geburtsort Coupvray.

Katharina Möckel

Bachelorabsolventin der Bamberger Kommunikationswissenschaft.



Brailleschrift in der Universität Bamberg.

Foto: Katharina Möckel

Erklärer der mannmännlichen Liebe

Karl Heinrich Ulrichs, am 28. August 1825 in Ostfriesland geboren, kämpfte für die Gleichberechtigung und Legalität homosexueller Beziehungen. Widernatürlich war allein die Rechtspraxis – und sie ist es noch heute in großen Teilen der Welt.

„Nein, es wird niemandem etwas genommen. Vertrauen, Verbindlichkeit, Verlässlichkeit. Darum geht es – und zwar für alle. Nehmen Sie doch Ihr Gewissen in die Hand und freuen sich.“ Dass nach diesen Worten der Grünen-Vorsitzenden Katrin Göring-Eckard 2017 im Deutschen Bundestag die Ehe für Alle beschlossen werden würde, war lange undenkbar.

Schon 150 Jahre zuvor, am 29. August 1867, hatte der Jurist Karl Heinrich Ulrichs bereits versucht, die Gleichstellung homosexueller Personen zu erreichen. Vor etwa 500 Mitgliedern des Juristentags im Münchner Odeon, heute Sitz des Bayerischen Innenministeriums, vertrat er seine Forderungen nach Straffreiheit gleichgeschlechtlicher Handlungen, verlangte die Einrichtung eines eigenen Verbands für Homosexuelle und

deren Erlaubnis zur Eheschließung. Aber obwohl sein Antrag keinerlei Zustimmung fand – im Gegenteil, er musste aufgrund der entstehenden Unruhen den Vortrag abbrechen –, hat er dennoch begonnen, ein Bewusstsein für gesellschaftliche Gleichstellung zu schaffen.

In der zwölfteiligen Schrift *Forschungen über die Rätsel der mannmännlichen Liebe* analysierte er seine eigene Homosexualität, arbeitete sie wissenschaftlich auf und entwickelte vorurteilsfreie Begriffe für Homosexuelle. Sein Aktivismus weckte unterschiedliche Reaktionen: Vielen schwulen Männern gibt er Hoffnung und ein erstes Gemeinschaftsgefühl, sie schreiben ihm dankbar Briefe. Im Gegensatz zu anderen, welche aufgrund dieser Provokation und Störung der öffentlichen

Ordnung Ermittlungen gegen ihn einleiteten. Ulrichs selbst sah seine Sexualität als natürliche Veranlagung. Und anders, als man es damals erwartet hätte, brach seine Familie den Kontakt zu ihm nicht ab.

Kurzer geschichtlicher Ausflug zu §175

Im Zuge der französischen Revolution setzt Frankreich 1791 die Strafbarkeit von Homosexualität außer Kraft, drei Jahre später folgte Preußen dem Beispiel. Auch wenn lediglich die Todesstrafe abgeschafft werden sollte, es war immerhin ein kleiner Schritt in die richtige Richtung. Das Königreich Bayern schaffte 1813 als erster deutscher Staat die Strafbarkeit homosexueller Handlungen zwischen Männern prinzipiell ab. Mit der Gründung des Deutschen Kaiserreichs 1871 unter preußischer Führung wird der Paragraph 175 deutschlandweit wieder eingeführt. Dieser stellt die „widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechts oder von Menschen mit Thieren begangen wird“, wunder Gefängnisstrafe, „auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt

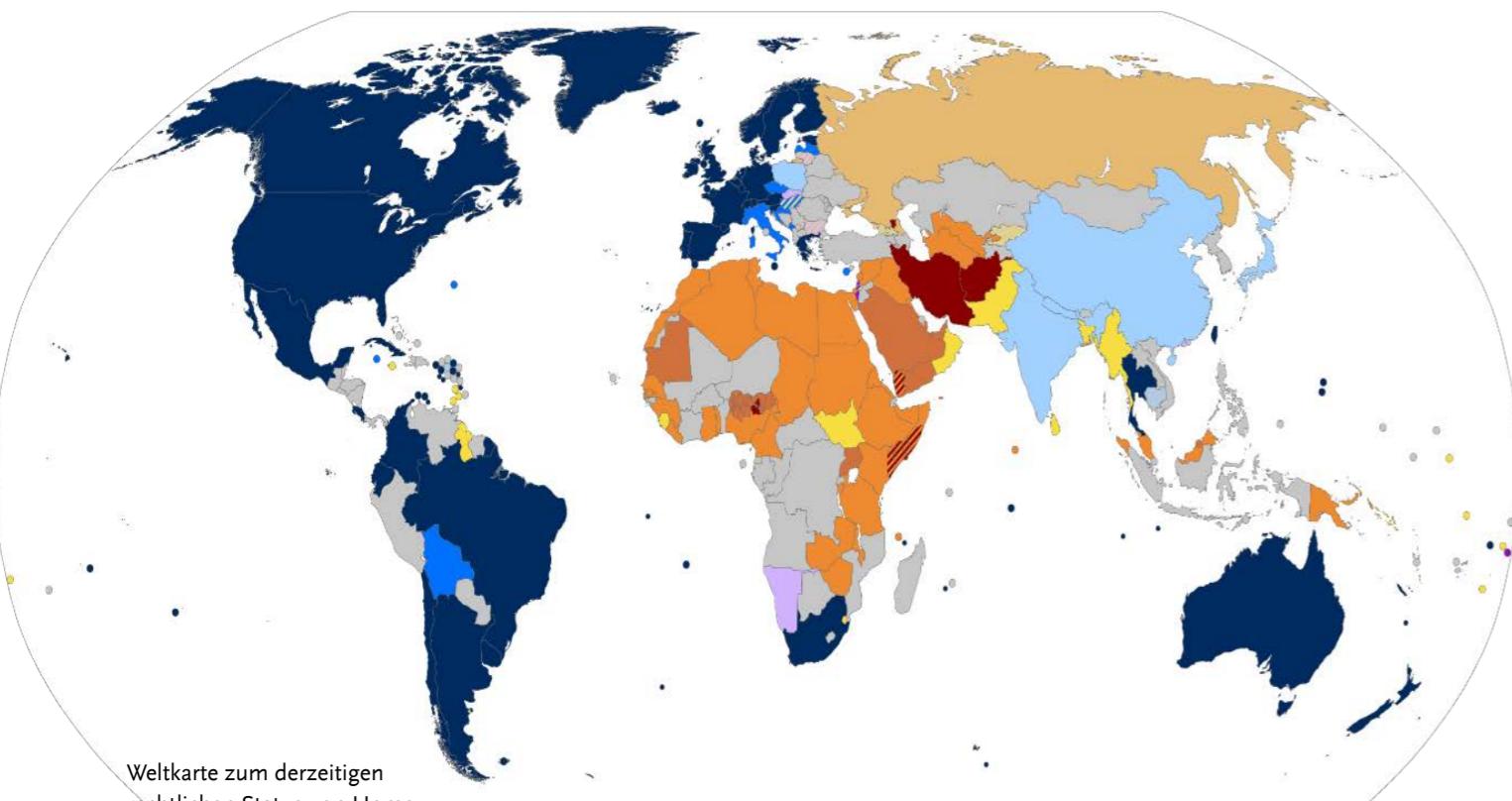
werden“. Neun Jahre nach dessen Einführung entschloss sich Karl Heinrich Ulrichs, ins italienische Exil zu gehen, wo er 15 Jahre später in L'Aquila starb. Der Paragraph sollte noch bis ins Jahr 1994 erhalten bleiben.

Zwischen Pride-Parade und Steinigung

Auch heute ist es unerlässlich, für die Gleichstellung zu kämpfen. Solange nicht alle Menschen in Freiheit und ohne Angst leben können, ist diese Schlacht nicht gewonnen. Denn in großen Teilen der Welt stehen homosexuelle Handlung noch immer unter Strafe – in zwölf Ländern droht sogar die Todesstrafe. Karl Heinrich Ulrichs war selbstverständlich nicht der „erste Schwule der Weltgeschichte“ als der er häufig bezeichnet wird. Aber als Jurist und Journalist hatte er eine einflussreiche Stimme und den Mut, von ihr Gebrauch zu machen und dafür zu sorgen, dass es zukünftige Generationen in ihrem Leben einfacher haben können.

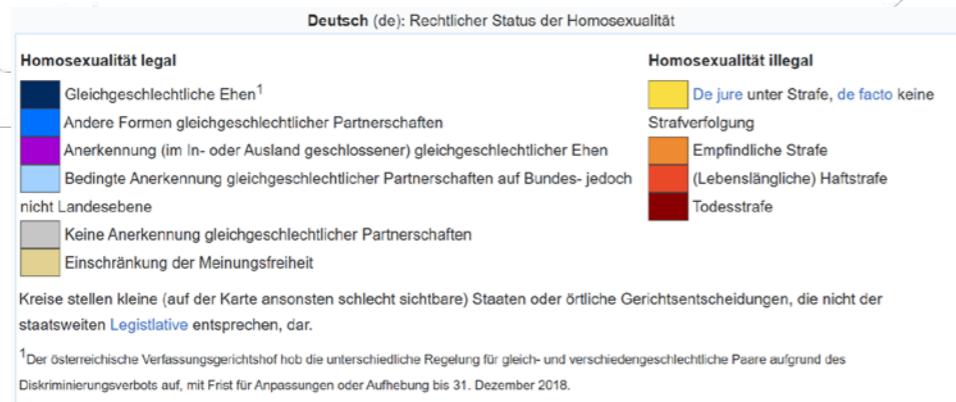
Lukas Stark

Student der Bambergers Kommunikationswissenschaft.



Weltkarte zum derzeitigen rechtlichen Status von Homosexualität. Während in den dunkelblau gefärbten Staaten die gleichgeschlechtliche Ehe legalisiert ist, droht in den Dunkelroten gar die Todesstrafe.

Quelle: https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_L%C3%A4nder_nach_LGBT-Toleranz_und_Rechten#/media/Datei:World_laws_pertaining_to_homosexual_relationships_and_expression.svg



Von Räubern, Piraten und der Königin Phantasie

Wie damals so auch heute folgen Jung und Alt den spannenden Abenteuern durch ferne Welten. Vor 200 Jahren wird ein Märchen-Almanach veröffentlicht und macht seinen Autor zu einem der erfolgreichsten deutschsprachigen Dichter der Romantik.

Ob gemeinsam mit Kalif Storch einen Fluch umkehren, so geschwind laufen, wie der kleine Muck, oder auf einer Handelsreise dem verfluchten Gespensterschiff begegnen – die Märchen von Wilhelm Hauff haben bis heute eine Magie an sich, die Jung und Alt in andere Welten transportiert. Als am 4. November 1825 die erste von drei Hauffschen Märchensammlungen, der *Märchenalmanach auf das Jahr 1826*, bei J.B. Metzler in Stuttgart erscheint, ahnt wohl kaum jemand, dass mit *Die Karawane* ein literarisches Kleinod entstehen würde, das die Herzen der Kinder und Erwachsenen im Sturm erobert. Hauff bedient sich der ersten stark gekürzten Übersetzung der Geschichten aus 1001 Nacht als Inspiration und verbindet damit märchenhafte Fantasie mit orientalischem Flair. Hauffs kreative Feder entspringt ein Novum der damaligen Zeit.

Zu Beginn beklagt sich Prinzessin Märchen bei der Mutter Königin Phantasie darüber, wie grob die Wächter der Menschen sie behandeln. Auf subtile Weise hält Hauff den damaligen Literaturkritikern damit den Spiegel vor. Königin Phantasie schenkt ihr daher die hübsche Aufmachung des Almanachs und gibt den Tipp, sich lediglich an Kinder und junge Menschen zu wenden – immerhin würden diese auch in den dunkelsten Zeiten träumen und wüssten abenteuerliche Geschichten sowie schöne Kleider zu schätzen. Prinzessin Märchen tut wie geheißen, wird am Stadttor zwar weiterhin verhöhnt, doch

als die Wächter schlafen, schlüpft sie vorbei und findet ein passendes Publikum.

Wie im arabischen Vorgänger sammelt Hauff mehrere Märchen in einer Rahmenhandlung und verwebt die fantastischen Geschichten zu einem Erzählteppich. Hauffs Kunstgriff: Eine Gruppe Reisender wandert in einer Karawane durch die Wüste – was käme da besser als sich die Zeit mit spannenden Geschichten zu vertreiben? Reihum werden die Reisenden zu Erzählern – Kaufleute, ein Derwisch und ein Dichter, sie alle haben spannende Abenteuer erlebt. Zwischen Kairo und Mekka, Bagdad und dem Indischen Ozean, dort geschehen spannende Abenteuer und mit jeder Geschichte öffnet sich ein neues Portal in eine bunte und spannende Welt.

Anspruchsvolle Unterhaltung im Gewand von Kindergeschichten

Mit Wortgewandtheit und Witz in der Darstellung kreiert Hauff Abenteuer in fernen Ländern, immer ein Auge darauf, was die Aufmerksamkeit der Kinder beeinflusst. Immerhin verstehen sich Mädchen oder Knaben von 12 bis 15 Jahren als sein Zielpublikum, wie er im Anfang des Jahres 1825 seinem Verleger Metzler schreibt.

Mit der Veröffentlichung gelingt Hauff etwas schier Unmögliches: Er schafft den Spagat zwischen zeitlosen

Kindergeschichten und Unterhaltung für Erwachsene. Denn seine Werke sind keine bloßen Kindergeschichten. Er spiegelt gesellschaftliche Fragen, Kritik an Macht und Gier, aber auch die Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Glück in seinen Abenteuern wider. Der Hauffschen Natur nach bleibt der Ton märchenhaft, immer mit einer Prise Humor und einer starken moralischen Botschaft gespickt.

Mann der Moderne mit Texten in altem Gewand

Wilhelm Hauff ist ein Mann der literarischen Mode und nennt sein Werk bewusst Almanach. Er lebt in der Zeit des Umbruchs, so gewinnen literarische Almanache in der Restaurationszeit zwischen 1820 und 1830 wirtschaftlich an Bedeutung. Doch Hauff schwimmt gegen den Strom und anstatt sich in realistische Schilderungen zu flüchten, bedient er sich einem anderen Mittel: der Fantasie. Wilhelm Hauff habe eine Gabe, dessen ist sich auch das *Litterarische Konversationsblatt* sicher. Im Jahr der Veröffentlichung beschreibt es ihn als Schreibtalent, „das dem Berufe, die kleinen harmlos und doch nicht geistlos zu unterhalten, wirklich gewachsen ist.“ Und damit soll das Blatt Recht behalten – das Fantastische scheint Hauff im Blut zu liegen.

Als eines von fünf Kindern kommt Wilhelm Hauff am 26. November 1802 in Stuttgart zur Welt. Bereits in seiner frühen

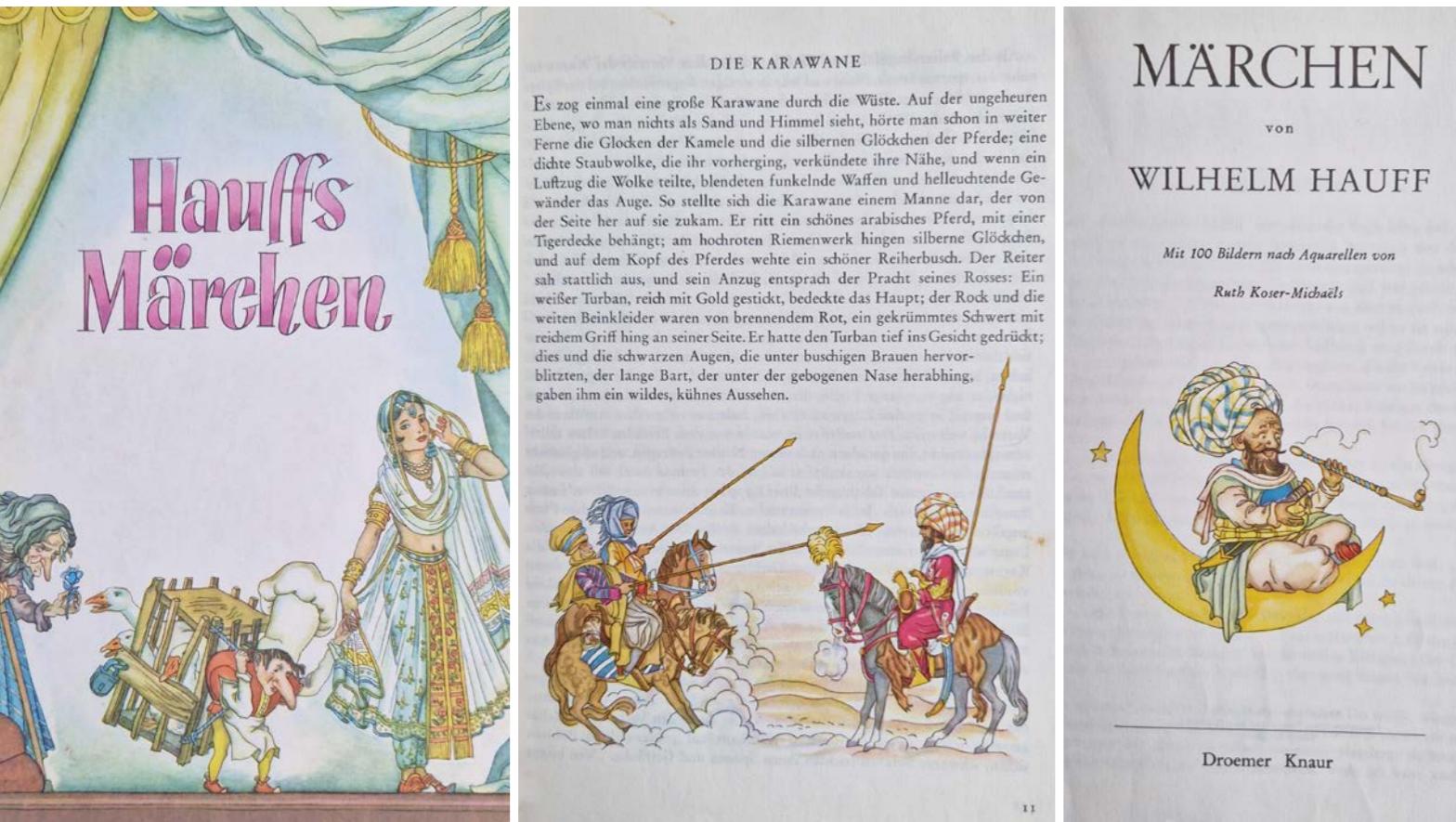
Jugend macht er es sich zur Aufgabe, seine Geschwister mit lebhaften Geschichten und eigenen Fassungen zu unterhalten. Dennoch dauert es noch einige Jahre, bis er zum Schriftsteller wird. Zunächst beginnt er im Jahr 1820 ein Studium der Theologie und Philosophie, sein dichterisches Talent begleitet ihn dabei wie ein Schatten, weshalb er in dieser Zeit zahlreiche Lieder und Gedichte schreibt.

Nach dem Studium wird er Hauslehrer – hier kommt der Stein ins Rollen: Er veröffentlicht seine Werke und legt sein Debüt als Märchenerzähler vor. Später veröffentlicht Hauff zwei weitere Almanache, doch keines trägt seine Handschrift so sehr wie *Die Karawane*.

Im Alter von nur 24 Jahren erkrankt Wilhelm Hauff an Typhus und hinterlässt ein kleines literarisches Werk mit bleibender Bedeutung. Bis heute ist *Die Karawane* geprägt von jugendlichen Gedanken, unbändiger Neugier und Lebenslust – was auch nach 200 Jahren noch inspiriert. *Laura Jungwirth*

Laura Jungwirth ist Absolventin der Bamberger Kommunikationswissenschaft. Neugier, aber nicht Hauff'sche Fantasie, sondern wissenschaftliche Sorgfalt zeichnet ihre Abschlussarbeit aus, in der sie untersucht, ob bei Rezensionen des *Barbie-Kinofilms* (2023) ein spezifisch männlicher Blick („Male Gaze“) festzustellen ist.

Cover, Titelseite und Beginn der Geschichte „Die Karawane“ in einer von Ruth Koser-Michaëls illustrierten Ausgabe von *Hauffs Märchen* aus dem Jahr 1939 Droemer Knaur Verlag.



Polemik und Prinzipientreue

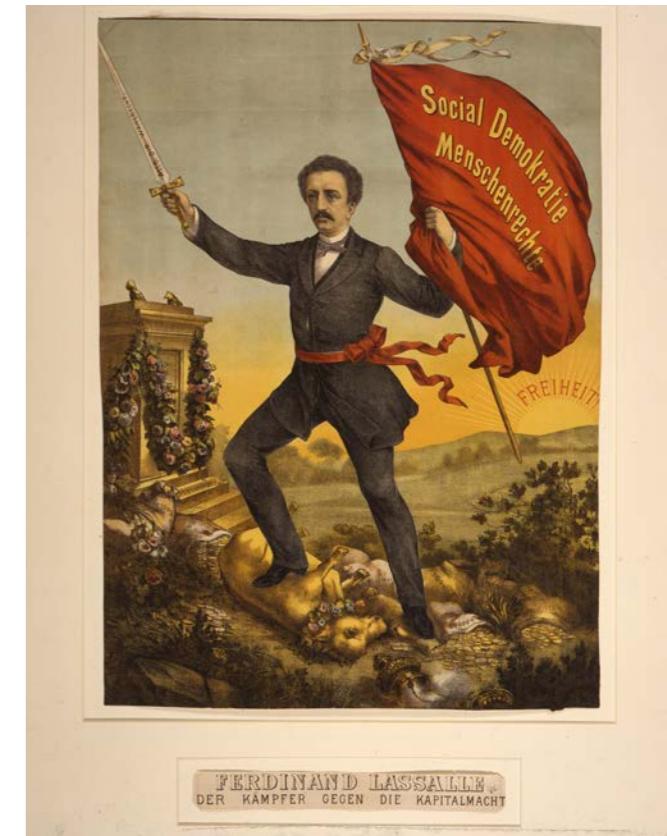
Redegewand und streitbar, voller Widersprüche und Ideale: Ferdinand Lassalle war kein Freund von Kompromissen, konnte seine Positionen aber populär vertreten. Mit dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein legte er einen Grundstein der deutschen Sozialdemokratie.

Am 11. April 1825 kommt Ferdinand Johann Gottlieb noch unter dem Familiennamen Lassal im schlesischen Breslau zur Welt. Als Sohn eines jüdischen Seidenhändlers wächst er in gutbürgerlichen Kreisen auf. Er ist ein aufgeweckter Schüler, sofern ihn die Inhalte interessieren, und ein Sturkopf, der schnell aufs Ganze geht. Kaum eine Darstellung seiner Jugend verweist nicht auf die proleptische Episode, wie Lassal als Zwölfjähriger im Streit um die Liebe eines Mädchens seinen Konkurrenten zum Duell auffordert. Gegen den Willen seines Vaters bricht er die Ausbildung an der Handelsschule Leipzig ab, um sich in ein intensives Studium der Geschichte, Philologie und Philosophie in Breslau und Berlin zu stürzen. Auf Grundlage der Ideen Hegels gelangt er zur Überzeugung von der Demokratie als notwendigem Ziel auf dem Weg zu einem „sittlichen Staat“. Unter den Mitgliedern seiner Breslauer Burschenschaft bemüht Lassal sich, andere von seinen demokratischen Idealen zu begeistern.

Wegen seiner jüdischen Herkunft münden seine intellektuellen Ambitionen nicht in einer Universitätskarriere. Der junge Lassal sieht sich dennoch zu Höherem berufen, will nicht nur studieren, sondern vor allem schreiben. Unter den Literaten des Vormärz verehrt er ganz besonders Heinrich Heine, den er 1845 im Pariser Exil besucht. Dort kommt er auch mit den Ideen fröhsocialistischer Denker in Kontakt und ändert die Schreibweise seines Namens in Lassalle.

Das Jahr 1848 verbringt der 23-jährige im Rheinland, mitten im Geschehen, wo er auch die Bekanntschaft von Karl Marx macht. Lassalle lebt mittlerweile in Düsseldorf und setzt sich neben der Revolution auch für Sophie von Hatzfeldt ein, seine Wohltäterin und Lebensgefährtin. Fast ein Jahrzehnt verbringt Lassalle damit, in aufsehenerregenden Prozessen für die Scheidung der 20 Jahre älteren Gräfin zu streiten. Dabei geht es ihm nicht nur um die finanzielle Abfindung der unglücklich Verheirateten, sondern auch ums Prinzip. Er will die moralische Verkommenheit der Gesellschaft demonstrieren und profiliert sich zugleich als mitreißender Redner vor Gericht. Bald auch in eigener Angelegenheit, wird er doch wegen seines sozialrevolutionären Engagements angeklagt und kommt zeitweise in Haft. Doch auch mit manchem Mitsstreiter kommt der Hitzkopf in Konflikt. Selbst Marx und Engels distanzieren sich zunehmend von Lassalle. Zu nah am Adel sei er, zu reformistisch auch in der Vorstellung seines demokratischen Sozialismus, den er gerne in einem starken, zentralistischen Nationalstaat umgesetzt sähe.

Für Lassalle sind Arbeitskampf oder revolutionärer Umsturz nicht der Weg zur Befreiung der arbeitenden Bevölkerung.



Farblitografie „Lassalle – der Kämpfer gegen die Kapitalmacht“ (um 1870). Quelle: bpk / Dt. Historisches Museum / Arne Psille

Diese braucht stattdessen eine mächtige parlamentarische Vertretung. Auf Initiative des Leipziger Zentralkomitees der Arbeiterbewegung gründet er 1863 den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein – ein einiger Dachverband kleinerer Vereine und die erste selbstständige, politische Arbeitervertretung im Deutschen Bund.

Als ihr Präsident hält und veröffentlicht Lassalle eine Reiheflammender, auch später noch viel rezipierter Reden, in denen er vernichtend über seine Gegner herzieht. Darunter auch die zu der Zeit überwiegend liberale Presse, „der gefährlichste, der wahre Feind des Volkes“. Vor allem die Abhängigkeit von wirtschaftlichen Interessen macht Lassalle für den Verfall des Zeitungswesens verantwortlich. Er propagiert Prinzipientreue und ist doch selbst Pragmatiker: Heimlich verhandelt er mit Otto von Bismarck, gegen die Liberalen und für die Einführung eines allgemeinen und gleichen Wahlrechts. Dessen Umsetzung erlebt Lassalle nicht mehr. Im Spätsommer 1864 stirbt er in Genf an den Folgen eines Duells, das er um die Hand einer Frau gefordert hatte.

Sarah Alice Lange

Sarah Lange ist Masterstudentin an der Universität Erfurt.

1775

siebzehnhundertfünfundsiebzig

Emanuel Leutze: „Washington Crossing the Delaware“ (1851).
Quelle: Metropolitan Museum of Art, New York/Wikimedia Commons



Kampf um die Unabhängigkeit

Unsere Jahresseite beinhaltet streng genommen gleich eine doppelte Falschmeldung: Nicht 1750 war es, als George Washington den Delaware River überquerte, sondern erst in der Nacht auf den 26. Dezember 1775. Und sicher erfolgte es nicht mit so heroischer Herrscherpose, wie es der deutsch-amerikanische Historienmaler Emanuel Leutze 1851 propagandistisch überhöhend in seinem Monumentalgemälde (378,5 auf 647,7 cm), dargestellt hat, das heute eines der Hauptwerke im New Yorker Metropolitan Museum ist. Fake News wollen wir freilich nicht verbreiten, vielmehr an den amerikanischen

Unabhängigkeitskrieg erinnern, der sich bereits spätestens nach der „Boston Tea Party“ im Jahr 1773, dann dem Handelsboykott aller 13 nordamerikanischen Kolonien gegenüber dem Mutterland Großbritannien 1774 angebahnt hatte und schließlich am 19. April 1775, unser Jubiläum, mit ersten Schlachten amerikanischer Milizen mit britischen Truppen ausbrach. Am 15. Juni wurde Washington zum Kommandierenden General und damit Oberbefehlshaber der amerikanischen Kontinentaltruppen ernannt. Gleich folgte die – letztlich erfolgreiche – Belagerung von Boston und Vormärsche an verschiedenen

Fronten. „Crossing the Delaware“ in der Nähe von Trenton (New Jersey) und der Überraschungsangriff auf die dort im Winterquartier in weihnachtlicher Ruhe lagernden „hessischen Regimenter“ der britischen Armee brachte eine große Niederlage der Briten und ihrer Söldner.

Bereits am 4. Juli 1776 hatten die 13 Kolonien die Unabhängigkeitserklärung verabschiedet, Geburtsstunde der USA, auch wenn der Krieg noch sieben lange weitere Jahre dauern sollte und erst 1789 der erste US-Präsident sein Amt antrat: eben George Washington.

Markus Behmer

Geistlich, hochprozentig, höchst erfolgreich

Egal ob bei Erkältung, innerer Unruhe oder gestörter Magen-Darm-Funktion – der „Klosterfrau Melissengeist“ ist das Universalheilmittel. Bereits seit 1826 wird das Karmeliterwasser verkauft. Doch wer ist die Klosterfrau und was steckt hinter ihrer Erfolgsgeschichte?



Statue von Maria Clementine Martin am Kölner Rathausturm. Bildhauerin: Elisabeth Perger. Foto: Raimond Spekking / CC BY-SA 4.0 (via Wikimedia Commons)

ein Mittel, bestehend aus 13 Heilpflanzen: Pomeranze, Zimt, Enzian, Angelika, Galgant, Gewürznelke, Kardamom, Ingwer, Melisse, Alant, Muskat und schwarzer Pfeffer. Der Name des stark alkoholhaltigen Tranks ist auf die Karmelitermönche aus Paris zurückzuführen, die ihn ursprünglich herstellten. Heute ist es eher unter dem Namen „Melissenwasser“ oder „Melissengeist“ bekannt.

Nach der Säkularisierung Ihres Klosters begibt sich Maria Clementine mit 28 Jahren auf Wanderschaft und verkauft, 15 Jahre unterwegs, ihr Heilwasser.

Als Tochter eines Offiziers wurde Wilhelmine Martin am 5. Mai 1775 in Brüssel geboren. Mit 17 Jahren tritt sie einem Marienorden bei, dem Coesfelder Konvent der Annuntiatinnen. Ihr bisheriger Name wurde durch einen geistlichen ersetzt. Fortan ist sie als Maria Clementine Martin bekannt. In Ihrem Dasein als Nonne war sie in der Krankenpflege tätig. In dieser Zeit lernte sie die Heilmittel der Natur kennen und lieben. Im Kloster erfuhr sie, wie man Kräuter mischt und destilliert. Und wie man das Karmeliterwasser herstellt,

Heute eine Weltmarke

2006 wurde die Klosterfrau-Gruppe zur Klosterfrau Healthcare Group umbenannt und erwirtschaftete im selben Jahr einen Umsatz von 650 Millionen Euro. Heute beschäftigt die Firma rund 1.700 Mitarbeiter an 17 Standorten und verkauft über 30 Produkte der „Klosterfrau“ neben anderen Marken mit insgesamt über 220 Produkten.

Maria Clementine wurde auf dem Melaten-Friedhof in Köln beigesetzt. Ihr Grabstein steht unter Denkmalschutz. Nach ihrem Tod erhielt ihr Melissengeist seine erste Auszeichnung auf der Londoner Weltausstellung 1851. Auch die Stadt Köln würdigte sie mit einer Figur am Rathausturm und im Mai 2025 wurde am nach ihr benannten Platz im Kölner Rheinauhafen eine Bronzestatue von ihr enthüllt.

Auch noch heute – zum 250. Geburtstag der einstigen Klosterfrau – ist ihr Melissengeist in aller Munde und ist in vielen Badezimmerschränken zu finden. Er war und ist ein echtes Erfolgsrezept.

Diana Laier

Masterstudentin der Bamberger Kommunikationswissenschaft.

Der Beginn einer Erfolgsgeschichte

Als ausgebildete Krankenpflegerin wurde Maria Clementine 1815 während der Schlacht von Waterloo zur Pflege preußischer Soldaten einberufen. Preußens König Friedrich Wilhelm III. belohnte Ihren außerordentlichen Einsatz mit einer jährlichen Zahlung von 160 Goldtalern. Dieses Geld eröffnete ihr die Pforten zur Firmengründung.

Während sich Köln zur wirtschaftlichen Metropole entwickelte, gründet die Nonne 1826 Ihr Unternehmen und nannte es „Maria Clementine Martin Klosterfrau“. Durch das wirtschaftliche Wachstum wuchs auch die Bevölkerung in der Domstadt und damit einhergehend auch die Zahl der Kranken, die später zu Ihren Kunden wurden.

Neben ihrem bald für seine Qualität bekannten und gleichsam mit geistlichem Segen ausgezeichneten Melissenwasser gab es jedoch auch weitere, zum Verwechseln ähnliche Heilwasser, oft Fälschungen. Mit dem Einverständnis des Königs ließ Schwester Maria Clementine fortan ihre Flaschen mit dem preußischen Wappen bedrucken – ein unverwechselbares Markenzeichen, das bis heute jede Flasche ziert. Der Preis allerdings hat sich geändert. Anfangs waren es 6 Silbergroschen und 3 Pfennig, heute kosten 47 Milliliter rund vier Euro. Am 9. August 1843 starb Maria Clementine Martin; ihr Unternehmen vermachte sie ihrem Gehilfen Peter Gustav Schaeben, der den Melissengeist bald weltweit vermarkte.



750

siebzehnhundertfünfzig

Gartenkunst an der Isar

Mit den Plänen für den Englischen Garten, die Maxvorstadt in München, den Schlossgarten Schwetzingen und für einige andere Orte erschafft Friedrich Ludwig Sckell Parkanlagen, die noch heute die jeweiligen Stadtbilder mitprägen.

Geboren wird Friedrich Ludwig Sckell am 13. September 1750 in Weilburg/Lahn als Sohn des Hofgärtners Johann Wilhelm Sckell. In den 1750er Jahren zieht die Familie nach Schwetzingen um. Schon früh unterstützt der junge Friedrich Ludwig seinen Vater bei der Pflege des dortigen Hofgartens.

Ab 1770 arbeitet er unter anderem in Zweibrücken und Versailles, wo er seine Kenntnisse über Gartengestaltung und Pflanzenkunde erweitert. Seine weiteren Reisen führen ihn nach England, wo er auch mit dem bedeutendsten Gartenkünstler seiner Zeit zusammentrifft, Lancelot Brown.

1775 wird Sckell vom pfälzischen Kurfürsten Karl Theodor zum Unterhofgärtner ernannt und kehrt nach Deutschland zurück. In Schwetzingen gestaltet er einen Teil des Gartens neu nach den Erkenntnissen, die er in England gewonnen hat. 1777 wird er nach München beordert und erhält dort den Auftrag, die Bedingungen zur Anlegung eines „Volksgarten“ nach englischem Vorbild zu eruieren. Er äußert sich positiv, markiert sogar schon ein passendes Areal, aber erst einmal ist er in den nächsten Jahren an vielen unterschiedlichen Orten tätig und gestaltet Gärten in Aschaffenburg und Homburg neu oder bestehende Gärten um und fertigt darüber hinaus Pläne für verschiedene andere Orte an.

Nach dem Amtsantritt Max Josephs als Nachfolger des verstorbenen Kurfürsten Karl Theodor wird er zum bayerischen Gartenbaudirektor ernannt. 1804 siedelt er endgültig mit seiner Familie nach München um. Hier beschäftigt er sich nicht nur mit der Anlegung des Englischen Gartens, sondern auch mit dem neuen botanischen Garten in der Nähe des Stachus, der Umgestaltung des Nymphenburger Schlossparks und den Plänen für einen neuen Stadtteil, der heutigen Maxvorstadt.

Die Bedeutung Sckells für die Gartenkunst

„Regelmäßige, lustige Baumreihen und finstere Gänge, die sich nachlässig unter dichten Schatten hinschlängeln, unterhalten die Abwechslungen der Wildnisse mit dem angebauten Erdereich, große Kunst, die dennoch Natur zu sein scheint – kurz alles, was das Eigentum eines vollkommenen Fürstengartens zu sein pflegt, ist hier vereint.“

Der Südteil des Englischen Gartens auf einem Münchner Stadtplan aus dem Jahr 1912 (Pharus Verlag).

Foto: Markus Behmer

So beschreibt Samuel Christoph Wagner 1795 den Schlossgarten Schwetzingen und spezifiziert damit das Charakteristische der Skellschen Gartenkunst, nämlich das Abwechslungsreiche und die ‚Kunst, die Natur zu sein scheint‘.

Wichtige Gestaltungsmerkmale sind, wie sein Biograph Jost Albert schreibt, „großzügig dimensionierte Gehölzpflanzungen, murmelnde Wasserläufe und spiegelnde Gewässerflächen, langgestreckte Wiesenräume, weiche Bodenmodellierungen, sanft geschwungene Wege sowie weiträumige Blickachsen.“ Durch Skell gelangt der englische Landschaftsgarten nach Deutschland – und seine Anlagen wirken wiederum als Vorbilder für weitere Gärten in Europa. Neben seiner praktischen Tätigkeit veröffentlicht Skell unter anderem 1818 die *Beiträge*

zur bildenden Gartenkunst für angehende Gartenkünstler und Gartenliebhaber, in denen er seine Gestaltungsmaßnahmen beschreibt und somit nachfolgenden Generationen die Anleitung für weitere Parkanlagen hinterlässt.

Skell stirbt am 24. Februar 1823 im Kreis seiner Familie in München. Er ist neben seinem Schwiegersohn, dem Maler Karl Rottmann, im Familiengrab auf dem alten Südfriedhof beigesetzt. An der landschaftlichen Gestaltung des Friedhofs war er übrigens auch beteiligt.

Joachim Schüller

Als Stadtführer in München gehören auch Abstecher in den Englischen Garten zum Repertoire von Joachim Schüller. Und Reminiszenzen an Bruder Barnabas freilich ohnehin.

Der „Nockherberg – Prediger“

Als Valentin Stephan Still am 4. Februar 1750 als Sohn des Brauers Georg Still in Fischbach in der Oberpfalz geboren wird, ahnt wohl niemand, dass er als Bruder Barnabas einmal in München eine Tradition begründen wird, die bis heute fester Bestandteil des Kalenders ist.

12. März 2025: Wie in jedem Jahr seit 1982 überträgt der Bayerische Rundfunk den jährlichen Starkbieranstich am Nockherberg. So auch heute: Ursula Heller, Tilmann Schöberl und Sandra Rieß führen durch den Abend. Die Live-Übertragung gehört zu den meistgesehenen Sendungen des BR und macht den Starkbieranstich am Nockherberg regelmäßig zu einem Medienereignis. 2025 sehen 2,3 Millionen Menschen die Sendung, davon alleine 1,5 Millionen in Bayern.

1773 tritt Still erst als Laienbruder in das Amberger Kloster des Paulaner-Ordens ein, wechselt dann aber ins Kloster am Neudeck in München. Bereits 1774 wird er hier zum Braumeister ernannt. Er steigert die Qualität des Bieres erheblich. Seine Rezeptur ist noch heute die Grundlage des berühmten Salvatorbieres.

Seit 1624 brauen die Paulaner hier bereits Bier, allerdings erst einmal nur für den eigenen Bedarf oder, wie es heißt, zur eigenen „Hausnotdurft“. Den Paulanern ist ein karges Leben vorgeschrieben. Tierische Produkte wie Fleisch, Eier, Käse, Milch sind ihnen untersagt. Das Brauen eines eigenen Bieres wird so zu einer wichtigen Komponente der täglichen Nahrung, denn einer der Fastenregeln lautet: „Liquida non frangunt ieum!“ (Flüssiges bricht Fasten nicht).

1751 erteilt Kurfürst Maximilian III. Joseph die Erlaubnis zum Ausschank des Salvatorbieres, damals noch Herrenbier genannt, allerdings nur jeweils am 2. April, dem Namenstag des

Barnabas kredenzt Kurfürst Karl-Theodor den ersten Krug des Salvator-Starkbiers. Künstlerisch überhöhte Darstellung. (Zeichner und Jahr unbekannt). Quelle: Wikimedia Commons



Ordensgründers, des heiligen Franz von Paula. 1780 wird den Paulanern durch Kurfürst Karl-Theodor eine allgemeine Ausschankgenehmigung zugesprochen. Durch eine kurfürstliche Kommission wird Still bescheinigt, dass er „ein verständiger, fleißiger und getreuer Bräumeister sei“. Doch er hat auch Neider im Kloster, wechselt zeitweise nach Amberg, kehrt aber zurück. Kurfürst Karl-Theodor unterschreibt eigenhändig einen Beschluss des Geheimen Rates, in dem es heißt, dass Bruder Barnabas „wenn anders keine erheblichen Bedenken vorwalten, die Bräustelle wieder übertragen werden“ soll. Der Kurfürst selbst kommt regelmäßig am 2. April zur Eröffnung des Ausschanks des ‚Heilig-Vater‘-Bieres (des heutigen Salvator-Biers) ins Koster. Es ist Valentin Still, jetzt Frater Barnabas, der dem Herrscher traditionell die erste Maß überreicht und damit die Rolle des heutigen „Nockherberg-Predigers“ begründet. Und noch heute wird dem jeweiligen Landesvater mit demselben Spruch die erste Maß überreicht: „Salve pater patriae! Bibas, princeps optime“ („Sei begrüßt, Vater des Vaterlandes! Trinke, bester Fürst!“)

Unter Barnabas‘ Führung wird aus der Kloster- eine Großbrauerei. Der Bierausstoß wächst beständig und im 19. Jahrhundert

lässt sich sogar der Griechische Hof in Athen unter König Otto das Salvatorbier aus München bringen. Still bekleidet das Amt des Braumeisters bis zu seinem Tod. 1795 stirbt er an einem Magenleiden im Alter von nur 45 Jahren und wird in München beerdigt.

Ein Prosit auf die Tradition

Die heutigen „Fastenprediger“ sehen sich immer noch als in seiner Tradition stehend. Der erste ist 1891 Jakob Geis. Ihm folgen viele berühmte Namen, wie zum Beispiel der Weiß Ferdl, der Roider Jackl oder Walter Sedlmayr. Der erste Redner, der explizit als Bruder Barnabas auftritt, ist Max Griesser 1992. Danach treten in dieser Rolle Erich Hallhuber, Gerd Fischer, Bruno Jonas und Michael Lerchenmüller auf.

Wenn sich auch in den letzten Jahren, vor allem mit Luise Kinseher als erster Frau auf der Bühne in der Rolle der ‚Mama Bavaria‘ oder zuletzt mit Maxi Schafroth, die Rolle immer wieder verändert hat, wohl alle, die bisher auf dem Nockherberg aufgetreten sind, sehen sich als Nachfolger von Valentin Stephan Still. Ein Prosit auf ihn – aus Anlass seines 275. Geburtstags.

Joachim Schüller

Verbesserung beginnt im Geist der Freiheit

Sein Leben widmet er der Gleichberechtigung jüdischer Bürgerinnen und Bürger in Preußen und wird damit zum Aufklärer einer ganzen Generation. Vor 275 Jahren wird David Friedländer geboren – ein Vorreiter seiner Zeit.

In ein diskriminierendes System geboren, macht er es sich zur Lebensaufgabe, die Umstände der preußischen Juden zu verbessern: David Friedländer kommt am 6. Dezember 1750 im ostpreußischen Königsberg als Sohn des jüdischen Gemeindeältesten zur Welt, dort, wo schon der 26 Jahre ältere Immanuel Kant seine philosophischen Grundsteine legte. In einer von gesellschaftlichen Spannungen und dem Aufbrechen religiöser Grenzen geprägten Zeit, wächst Friedländer in einem modernen Elternhaus auf; aufgrund seines jüdischen Glaubens wird er gesellschaftlich weitgehend ausgegrenzt. Doch Friedländer war nicht bereit, diesen Zustand einfach hinzunehmen. Bereits im Kindesalter wird er mit den Werken der deutschen Aufklärung vertraut gemacht, seine Berufung wird ihm sozusagen in die Wiege gelegt.

Von Königberg nach Berlin

1771 zieht es ihn nach Berlin, wo er wenige Zeit später die Tochter des bekannten Hofbankiers und Oberältesten der jüdischen Gemeinde Daniel Itzig heiratet. In den darauffolgenden Jahren übernimmt Friedländer eine Seidenfabrik und macht sich beruflich einen Namen als einer der erfolgreichsten

Kaufmänner mit jüdischem Hintergrund in der preußischen Hauptstadt.

Friedländer ist tief beeinflusst von aufklärerischen Gedanken: Für ihn gelten Vernunft, Bildung, religiöse Toleranz und die Gleichheit aller Menschen als praktische Ziele. Das Leben in der Großstadt eröffnet ihm den Blick in neue Welten: Friedländer findet sich inmitten namhafter Künstlerinnen und Künstler, Gelehrten und Personen des öffentlichen Lebens wieder – darunter auch Moses Mendelssohn. Die beiden Männer vereint ein ausgeprägtes Nationalbewusstsein und das Streben nach Veränderung im eigenen Glauben. Über diese Freundschaft schreibt Friedländer später: „Ohne in den Wissenschaften eingeweiht zu seyn, war ich sein Schüler und Vertrauter“. Über den jüdischen Philosophen Mendelssohn wird Friedländer Teil des Vereins der hebräischen Literaturfreunde, in dem er seiner Berufung als Aufklärer und Vorkämpfer der jüdischen Emancipation folgt. Vom Vertrauten über den Mitarbeiter wird Friedländer schließlich zum eigenständigen Denker und Publizisten. Ihm gelingt es, die hebräische Dichtung wiederzubeleben. So überträgt er erstmals *Hiob* und *Jesaias* ins Deutsche – trotz Widerstand aus den Reihen der Orthodoxen.

Anders als traditionelle Aufklärer strebt er einer sozialen Gerechtigkeit nach und macht sich politisch dafür stark, dass der jüdischen Bevölkerung bürgerliche Rechte zugesprochen werden. Diese sieht er als Voraussetzung, um endgültig von sozialer und gewerblicher Diskriminierung sowie der religiösen und kulturellen Beschränkung frei zu werden.

Durch Gerechtigkeit zur Gleichberechtigung

Er ist überzeugt, dass nur Vernunft und Gerechtigkeit für Gleichberechtigung sorgen können. Ein Weg dazu: Bildung. Gemeinsam mit Mendelssohn macht er sich für die Reform des jüdischen Schulwesens stark und geht einen revolutionären Schritt in seiner Zeit: Er gründet Schulen, in denen neben Hebräisch und Religion auch Deutsch, Mathematik und Naturwissenschaften gelehrt werden, und bricht so mit den traditionellen Bildungsmodellen vieler jüdischen Gemeinden. Ende des 18. Jahrhunderts löst er mit seinem berühmten



Von Verwitterungsspuren gezeichnet steht David Friedländers Grabstein auf dem Jüdischen Friedhof Schönhauser Allee in Berlin-Prenzlauer Berg, wo der wegweisende Denker vor 191 Jahren beigesetzt worden war. In seinen Schriften lebt das Andenken an ihn fort, solange sie denn gelesen werden.

Foto: Z thomas / Wikimedia Commons

Integration als Akt der Aufklärung

Friedländer sieht in der Integration der Juden in die bürgerliche Gesellschaft einen notwendigen Akt der Aufklärung – nicht der Selbstverleugnung. Und er findet Aufmerksamkeit: Von 1808 bis 1814 ist er Teil des Ältestenrats der jüdischen Gemeinde und 1809 wird er durch sein nationalgeprägtes Verhalten zum ersten jüdischen Stadtrat Berlins ernannt.

Das Edikt vom 11. März 1812 schafft die Gleichberechtigung der preußischen Juden, doch für Friedländer scheint das nicht genug. Mit einem Schreiben richtet er sich mit radikalen Reformvorschlägen direkt an seine Glaubensgenossen und fordert das Undenkbare: Die Einführung einer deutschen Gebetssprache soll zur kulturellen Gleichstellung verhelfen.

Neben seinen politischen und religiösen Schriften ist Friedländer auch als Verleger tätig. Nach dem Tod seines Freundes Mendelssohn übernimmt er die literarische Tätigkeit als Editor und Herausgeber von dessen Schriften. Gemeinsam mit seinem Schwiegervater gründet er einen bald angesehenen Verlag und veröffentlicht zahlreiche Werke zur jüdischen Reform, Bildung und Philosophie.

Am 25. Dezember 1834 stirbt David Friedländer. Er war ein umstrittener Denker und maßgeblicher Mitbegründer der jüdischen Aufklärung und er bleibt als Vorreiter der jüdischen Emanzipation in Preußen unvergessen. *Laura Jungwirth*

Bachelorabsolventin der Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.

Brief „Bitten einiger jüdische Hausväter“ einen Sturm der Entüstung aus. Er fordert die vollständige bürgerliche Gleichstellung der Juden durch eine „trockene Taufe“. Jüdische Gläubige sollen sich aus praktischen Gründen taufen lassen, ohne an der christlichen Glaubenslehre teilzunehmen. Die provokante, fast ironische Geste sorgt für Kritik unter sowohl unter Juden als auch unter den Christen.



Trauma, Größe und imperiale Träume

Fast 300 Jahre nach seinem Tod wurde Peter der Große vom russischen Präsidenten Putin zur Rechtfertigung der aktuellen Politik herangezogen: Der Zar habe den Nordischen Krieg gegen Schweden – 21 Jahre lang – nur geführt um zurückzuholen, was ohnehin Russland gehört habe.

„Offenbar ist uns diese Aufgabe auch zugefallen“, schlussfolgerte Wladimir Putin angesichts seiner eigenen imperialen Ambitionen zum 350. Geburtstag des Zaren, der auch fremde baltische und finnische Gebiete erobert und Schweden als Großmacht an der Ostsee abgelöst hatte.

Selten zuvor hatte ein Zar das russische Imperium so sehr auf seine Person zugeschnitten bis hin zu persönlichen Entscheidungen, welche Gouverneure die einzelnen Landesteile regieren sollten. Auch in diesen beiden Punkten weist Putin Parallelen zu Peter dem Großen auf.

Dennoch war die Epoche von Peter den Großen einzigartig für die Entwicklung Russlands. Als Kind erlebte er mit eigenen Augen grausame Morde im Kampf um die Macht. Zeitlebens sollen seine Gesichtszuckungen durch dieses Trauma bedingt gewesen sein. Seine Mutter zog sich deshalb mit ihm aus dem Kreml zurück. Peter wuchs relativ frei auf und suchte früh Kontakt zu Ausländern, die in eigenen Siedlungen bei Moskau lebten. Darunter waren viele Techniker, Ingenieure, Ärzte und Gelehrte. Militärtechnik und Schifffahrt interessierten ihn am meisten.

Bevor er jedoch Alleinherrscher wurde, musste er sich gegen seine ältere Schwester Sophia durchsetzen, die er nach Macht kämpfen in ein Kloster verbannte.

Der Zar, der inkognito Westeuropa bereiste

Die größte Zumutung für die konservative Moskauer Adelschicht waren die zahlreichen ausländischen Berater, darunter maßgeblich ein Schotte und ein Schweizer, die dem Zaren eine neue, westliche Welt eröffneten. Fast zwei Jahre lang bereiste Peter – gerne inkognito als einfacher Diener – Westeuropa, um in Holland, Deutschland, England, Italien Schiffbau, Militärtechnik, Navigation und Naturwissenschaften zu erlernen. Wegen seiner damals überragenden Größe von mehr als zwei Metern wurde er jedoch schnell überall erkannt.

Denkmal für Peter I. in Moskau. Die 1997 errichtete Großskulptur ist 97 Meter hoch.

Foto: Johannes Grotzky

Peter der Große wollte Russland für das westliche Europa öffnen und warb zahlreiche Handwerker und Wissenschaftler aus dem Ausland an. Gleichzeitig sollte Russland gesellschaftlich und politisch den bis dahin größten Wandel durchlaufen. Symbolisch dafür war die Verordnung, dass erwachsene Männer – mit Ausnahmen der Geistlichen und Bauern – keine Bärte und keine russische Kleidung mehr tragen durften. Peter selbst soll mit Scheren zahlreichen Adeligen selbst Bärte abge- und Kafane zerschnitten haben. Aber der Zar, der Russland nun auch namentlich zu einem Imperium erhob, soll auch selbst zahlreiche seiner Gegner enthauptet haben. Vor allem die Strelitz-Regimenter, die im Kampf um die Macht seine Schwester als Gegenspielerin unterstützt hatten, wurden durch unglaubliche Massaker vernichtet.

Peter versus Patriarchen

Peter verhöhnte bei seinen Gelagen gerne religiöse Bräuche und geistliche Würdenträger der russisch-orthodoxen Kirche. Das Amt des Patriarchen als Kirchenoberhaupt schaffte er ab und ersetzte es durch einen weltlich kontrollierten Heiligen Synod. Dafür übernahm er zum Entsetzen der Geistlichen auch noch die Konsistorialverfassung lutherischer Kirchen in Westeuropa. Den jahrhundertenlangen russischen Adelsstand der Bojaren degradierte er zu einem Dienstadel, in dem sich auch

Fleißige hocharbeiten konnten. Für alle kirchlichen und staatlichen Ämter führte er dafür 14 Laufbahnstufen ein.

Wirtschaft und Verwaltung unterlagen nun dem Leistungsdenken und nicht mehr den ererbten Privilegien. Besessen war Peter jedoch vom Aufbau der Armee und einer Seeflotte, um sowohl gegen die Türken im Süden als auch gegen die Schweden im Norden zu kämpfen. Mit eben demselben Ehrgeiz und unglaublichen Menschenopfern trieb er den Bau seiner Stadtgründung Sankt Petersburg voran, die dann über zweihundert Jahre lang die Hauptstadt des neuen russischen Imperiums bleiben sollte.

Pjotr Alexejewitsch Romanow oder Zar Peter I., genannt der Große, starb am 8. Februar 1725 (am 28. Januar nach dem damals in Russland noch geltenden julianischen Kalender). Körperlänge ist absolut, historische Größe relativ – das zeigt sich auch an seinem heutigen Quasi-Nachfolger, Autokrat Wladimir.

Johannes Grotzky

Der Slavist Dr. Johannes Grotzky, ehemaliger Hörfunkdirektor des Bayerischen Rundfunks und Honorarprofessor an der Universität Bamberg, hat viele Jahre als Hörfunkkorrespondent in Moskau und Osteuropa gearbeitet und bis zuletzt an dem inzwischen aufgelösten deutsch-russischen Diskussionsforum „Petersburger Dialog“ mitgewirkt.

Intelligenz und Zerbrechlichkeit

Am 6. Februar 1721 erblickte: Christian Heinrich Heineken das Licht der Welt: das „Lübecker Wunderkind“.

Niemand zweifelte an der außergewöhnlichen Begabung dieses Sprosses einer hochangesehenen Lübecker Bürger- und Künstlerfamilie. Schon mit einem Jahr erhielt Christian einen Hauslehrer, der ihm zunächst die Bücher Moses und weitere biblische Geschichten vortrug, die der kleine Christian sich sofort merkte und, 14 Monate alt, auswendig wiedergeben konnte. Bald konnte er lesen. Er erlernte die Grundrechenarten, konnte die Geschichte auf Französisch memorieren und verfügte über lateinisches Vokabular. Sein Lieblingsbuch? Ein illustriertes Lateinbuch! Im Alter von drei Jahren erlernte er die Geschichte europäischer Länder und verfasste selbst eine Geschichte Dänemarks.

Doch körperlich war er schwach und er ernährte sich mit drei Jahren immer noch von der Milch seiner Amme. Aufgrund seiner schlechten Verfassung riet sein Lehrer, eine Seereise zu unternehmen, und Christian wünschte sich daraufhin einen Besuch beim dänischen König. So machte sich eine Gruppe, bestehend aus dem Wunderkind, seiner Schwester und Mutter, sowie der Amme auf den Weg nach Dänemark. Sein Zustand verbesserte sich und er präsentierte der königlichen Familie seine Talente und Begabung. Doch der Ruhm forderte auch

seinen Tribut. Christian wurde wie eine Attraktion herumgebracht und musste sein Wissen ständig präsentieren.

Nach seinem vierten Geburtstag begann man, ihn von der Amme zu entwöhnen; er ernährte sich nun von gekochter Milch und Semmel. Bald häuften sich seine Schwächeanfälle und sein Zustand verschlechterte sich drastisch. Man vermutete, dass eine geistige Überforderung zu seiner körperlichen Schwäche führte. Am 27. Juni 1725 – im Alter von vier Jahren, vier Monaten und 21 Tagen – starb er an einer damals unbekannten Erkrankung der Darmschleimhaut. Seine Beisetzung erfolgte in der Katharinenkirche. In Lübeck selbst gibt es kein Denkmal, keine Ehrentafel für das Wunderkind, aber Immanuel Kant erinnerte noch 50 Jahre später an das „frühkluge Wunderkind von ephemerischer Existenz“ und der Barockkomponist Georg Philipp Telemann verfasste ihm zu Ehren drei Trauergedichte.

So bleibt Christian Heinrich Heineken ein faszinierendes Beispiel für fröckliche Hochbegabung und die Herausforderungen, die damit einhergehen. Seine Geschichte führt uns vor Augen, wie eng Genie und Zerbrechlichkeit oft beieinanderliegen.

Amelie Schnitker

Die Kommerzialisierung des Verbrechens

Jonathan Wild war einer der berüchtigten Schwererbrecher im England des 18. Jahrhunderts. Als Präzedenzfall des frühen True Crime faszinierte Wild die Massen, im dem er sich als Verbrechensbekämpfer inszenierte, im Geheimen genau diese jedoch ausführte.

Mord auf Ex, Serienkiller, Verbrechen von ZEIT ONLINE – alles beliebte True Crime Podcasts, die die Taten von Mörfern und Schwererbrechern erzählen. Netflix-Serien wie *Dahmer* bringen ihre Lebensgeschichte sogar auf die Leinwand. Doch obwohl sie unmenschliche Gräueltaten begehen, haben sie etwas Faszinierendes an sich. Die Medien bedienen dieses Interesse, und das schon seit Jahrhunderten.

Unser Beispiel führt uns ins England des frühen 18. Jahrhunderts: Jonathan Wild, Verbrecher und Medienmanipulator zugleich, stellt sich in der Öffentlichkeit als Held dar, während er im Geheimen das Vertrauen der Bevölkerung ausnutzt.

Der vermeintliche Held

Im Büro „the lost property office“ im Londoner Old Bailey konnten sich Bürger melden, denen etwas gestohlen worden war. Das Büro gehörte dem „thief-taker“ Jonathan Wild, der in

ganz London dafür bekannt war, Diebe zu fassen und Besitz wieder zurückzugeben.

Im damaligen England existierte keine reguläre Polizei, so dass Wilds Privatpolizei „thief-taking agents“ für Recht und Ordnung sorgte, vermeintlich jedenfalls.

Die damals noch junge Presse, berichtete regelmäßig über Wilds Verbrechensbekämpfung. Was jedoch keiner ahnte: Jene gestohlenen Gegenstände, die er so pflichtbewusst für seine Mitbürger wiederfand, waren zuvor von ihm und seinen Spießgesellen gestohlen worden. Dahinter steckte ein Netzwerk aus Dieben, die für ihn arbeiteten.

Die Presse unterstützte ihn unwissentlich, indem die positiven Berichte immer mehr Bürger in sein Büro trieben. Geschickt nutzte er den Einfluss der Medien, um sich in der Öffentlichkeit als Verbrechensbekämpfer zu etablieren. Wie schaffte er es auf beiden Seiten des Gesetzes zu operieren?



Die Hinrichtung von Jonathan Wild, wie die KI sie umsetzt. Illustration: Stefanie Schmidt mit ChatGPT3

Der Aufstieg als Kleinkrimineller

Wild wurde 1683 in Wolverhampton geboren. Er versuchte es zunächst mit aufrichtiger Arbeit als Schließenmacher und später als Dienstbote in London, wurde jedoch entlassen. Unfähig, seine darauffolgenden Schulden zu bezahlen, kam Wild ins Gefängnis. Dort lernte er die Taktiken des Einschüchterns, der Manipulation und machte Bekanntschaft mit der Welt des Verbrechens.

Als Wild „liberty of the gate“ erlangte, eine Art zeitlich begrenzter „Passierschein“, war es ihm möglich nachts das Gefängnis zu verlassen, unter der Bedingung, dass er bei der Gefangenannahme von Dieben mithalf. Während einer seiner Ausgänge lernte er die Sexarbeiterin Mary Milliner kennen, welche ihn mit den Regeln der Unterwelt vertraut machte. Als Wild das Gefängnis verließ, war er fest entschlossen, Teil der kriminellen Welt Londons zu sein. Und das gelang: Er wurde Zuhälter, Diebesbandenchef, Hehler – und Aufklärer, scheinbar im Dienste der Gerechtigkeit.

Das kriminelle Mastermind

Jonathan Wild gründete die Privatpolizei „thief-taking agents“. Die Presse veröffentlichte Anzeigen über Diebstähle. Wild behauptete dann, den gestohlenen Gegenstand gefunden zu haben, woraufhin sich die betroffenen Bürger bei ihm meldeten. Zusätzlich hätte er die dafür verantwortlichen Diebe aufgespürt. Diese würden jedoch eine Art Lösegeld verlangen. Wild würde sich mit ihnen treffen und den Austausch durchführen – im Gegensatz dazu verlangte er eine kleine Gebühr. Jene Diebe, vielmehr „Mitarbeiter“, haben jedoch unter Wilds Autorität selbst den Gegenstand geklaut und gaben später einen Teil des Lösegelds an ihren Boss ab.

So sackte Wild unter dem Deckmantel eines Detektivs Lösegeld ein. Gleichzeitig entledigte er sich seiner Konkurrenz, indem er andere Diebe als die vorgeblich Verantwortlichen an die Obrigkeit auslieferte. Vor allem Letzteres kam positiv in der Öffentlichkeit an, die über die Presse über Wilds Erfolge informiert blieb.

Sein Ansehen war so ehrenhaft, dass er schließlich zum „thief-taker general of Great Britain and Ireland“ ernannt wurde. Seine Monopolstellung festigte sich, während die Medien seine Selbstjustiz legitimierten. Sein System funktionierte einwandfrei – bis ein kleiner Gauner Wild einen Strich durch die Rechnung machte.

Je höher sein Aufstieg, desto tiefer sein Fall

Jack Sheppard war ein talentierter Dieb, weshalb ihn Wild als Mitglied seiner Bande haben wollte. Dieser weigerte sich jedoch für ihn zu arbeiten, weshalb ihn Wild 1724 verhaftet ließ.

Im Verlauf des Jahres schaffte es Sheppard vier Mal gewaltfrei aus dem Gefängnis auszubrechen. So wurde er zu einem Symbol des Widerstands gegen die Obrigkeit, zu einer Art Robin Hood des 18. Jahrhunderts. Als Wild ihn jedoch ein fünftes Mal gefangen nehmen ließ, konnte Sheppard nicht erneut fliehen. Im November 1724 wurde er gehängt – zum Bedauern Vieler in der Londoner Bevölkerung.

Damit wendete sich das Blatt für Jonathan Wild, der für Sheppards Tod verantwortlich gemacht wurde. Seine positive Presse schlug in Verdachtsanschuldigungen und Skepsis um. 1725 wurde Wild schlussendlich festgenommen. Nach und nach machten seine „Mitarbeiter“ seine kriminellen Machenschaften publik, wodurch Wilds Ansehen völlig einbrach.

Pamphlete, Newsletter und Flyer berichteten sensationell über Wilds geheimes Doppel Leben – und steigerten damit ihre Verkaufszahlen. Angestachelt durch die Berichterstattung konnten sich Bürger sogar Tickets kaufen, um bei der Hinrichtung Wilds dabei sein zu können. Sie wurde zur bis dahin größten Massenversammlung in London. Jonathan Wild, Englands spektakulärster Verbrecher, starb am 24. Mai 1725 in Tyburn, nahe dem Hyde Park, durch Erhängen.

Wilds Vermächtnis für das True Crime Genre

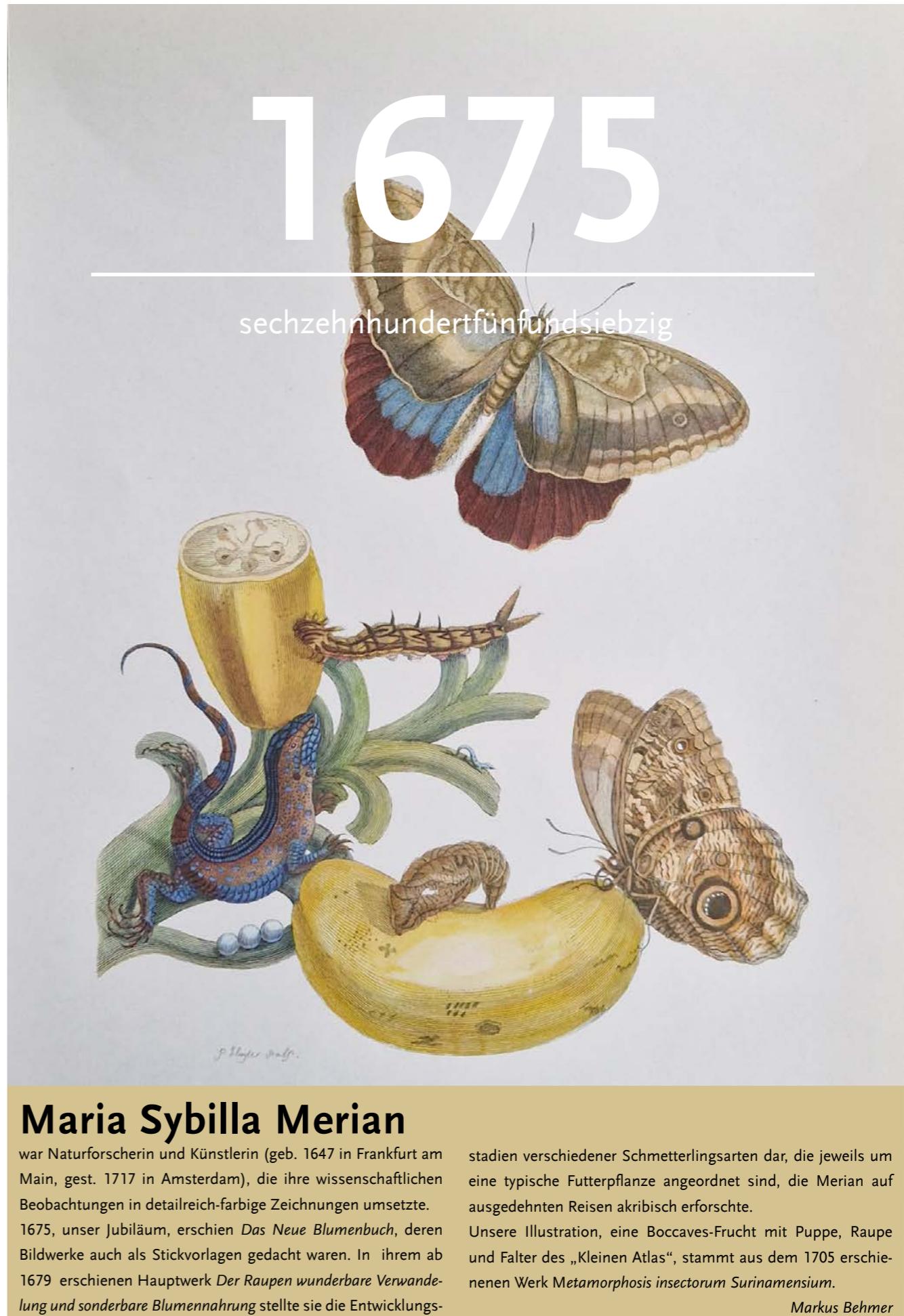
Noch lange nach Wilds Tod wurde über seinen Fall berichtet und er inspirierte zahlreiche Schriftsteller.

Die Effizienz, mit der Wild sein System führte, bewegte sich auf einem schmalen Grat zwischen Genie und Manie, was unter anderem 1728 als Vorlage für das Stück *The Beggar's Opera* von John Gay diente. Die darin vorkommende Hauptfigur Peachum ist ein Privatpolizist und arbeitet als Diebesfänger, während er gleichzeitig selbst Diebstähle begeht – die Parallelen zu Wild sind unverkennbar. Das Stück begründete die große Tradition der Ballad Opera, der spezifischen Form des Englischen Singspiels. Und Peachum wiederum lebte genau 200 Jahre später wieder auf in Bertolt Brechts und Elisabeth Hauptmanns *Dreigroschenoper*.

Wilds Geschichte gilt bis heute als Präzedenzfall für die Faszination von True Crime. Doch was sagt das über unsere Gesellschaft aus, wenn wir uns lieber die Geschichte eines Verbrechers anhören als die der Opfer? Die Faszination für das Grauen wird auf Kosten der Betroffenen kommerzialisiert. Gleichzeitig geben die Medien dabei Straftätern eine Bühne für ihre Taten. Wo ziehen wir also die Grenze? Verurteilen wir die Manie von Menschen wie Jonathan Wild in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft? Oder geben wir ihrem „Genie“ eine Bühne?

Stefanie Schmidt

Studentin der Bamberger Kommunikationswissenschaft.





Wo erschien die erste Tageszeitung der Welt?

Medienhistorische Forschung ist Kärrnerarbeit. Wie einstige Wagenführer braucht man Sitzfleisch, nicht auf Karren, sondern in Archiven. Dieser kleine Wissenschaftskrimi verdeutlicht es. Nicht um an kommende Fuhren geht es, sondern um einkommende Zeitungen.

Die Frage, seit wann es Tageszeitungen gibt, und wo die ersten der Welt erschienen sein mag, ist nicht bloß einer der heute so beliebten oberflächlichen „Fun facts“: Man kann sozusagen den Puls einer sich beschleunigenden und immer weiter rationalisierenden Welt messen, wenn man darauf schaut, wie organisierte Mediensysteme zustande kommen und sich entwickeln.

Kommunikativer Austausch im individuellen und lokalen Bereich funktioniert durch Sprache. Wo aber die Lokalitäten unüberschaubar werden oder gar im Landes- und Weltmaßstab kommuniziert werden muss, weil es die Verflechtungen der Menschen und ihrer Institutionen erfordern, da muss die „gesprochene Zeitung“ durch Vermittler und technische Mittel ergänzt werden. Die erste Technik, die den zu Journalisten wendenden Vermittlern dafür zur Verfügung stand, war die Schrift.

Eine logische Rationalisierung der in Schreibkontoren „geschriebenen Zeitungen“ war der Druck, der Vervielfältigung und Verteilung von Nachrichtenblättern stark beschleunigte. Bekanntlich sind die ersten gedruckten Wochenzeitungen zu Anfang des 17. Jahrhunderts in dem Land erschienen, in dem Gutenberg den Druck mit beweglichen Lettern erfunden hatte, und es war einst mit viel Nationalstolz verbunden, dass all dies auf deutschem Boden stattgefunden hat. Die Straßburger *Relation* und der Wolfenbütteler *Aviso* (um dessen Standortsermittlung lange gestritten worden war) sind längst gesicherter Wissensbesitz, auch wenn Martin Welkes akribische Forschung erst vor gar nicht so langer Zeit etablieren konnte, dass die *Relation* schon wenigstens 1605 im Druck erschienen sein muss; die ersten Jahrgänge der beiden Zeitungen sind uns ja von 1609 erhalten geblieben.

Wann und wo aber mag die erste Tageszeitung der Welt herausgekommen sein? Wir wissen heute mit ziemlich unumstößlicher Gewissheit, dass es sich dabei um die Leipziger *Einkommenden Zeitungen* von 1650 handelt.

Wie das aber ermittelt werden konnte, ist eine spannende Geschichte.

Leipzig, nicht Frankfurt ...

Unser aller Forscher-Urahn Robert Prutz hatte in seiner *Ge schichte des deutschen Journalismus*, von der 1845 nur ein erster Teil erschienen ist, bereits eine Spur gelegt, die zwar nicht zu dieser Erkenntnis führt, aber gar nicht so weit ab vom Schuss ist, wie Albert Wybranietz 1957 im – natürlich in Leipzig erscheinenden – *Zentralblatt für das Bibliothekswesen* in Erinnerung rief. Prutz hatte nämlich die zu seinen Lebzeiten so genannte *Frankfurter Oberpostamtszeitung* zur ältesten immer noch erscheinenden Tageszeitung erklärt, aber gleich dahinter „die zweitälteste aller noch existierenden deutschen Zeitungen“ als diejenige benannt, die an „wirklicher Wichtigkeit“ alle anderen alten Zeitungen aufgewogen habe und die anhebt mit dem Titelblatt *Erster Jahr-Gang der Täglich-neu-einlauffenden Kriegs- und Welt-Händel* des Leipziger Druckers Timotheus Ritzsch aus dem Jahr 1660.

Prutz' für das 19. Jahrhundert ziemlich einzigartiges Werk ist zwangsläufig öfters zum Maßstab genommen worden, und so mag sich allmählich ein Bild jener Leipziger Zeitung verfestigt haben. So hat zum Beispiel 1855 ein Th. Haffner in der von Karl Gutzkow herausgegebenen Familienzeitschrift *Unterhaltungen am häuslichen Herd* in einer kurzen Abhandlung „Das deutsche Zeitungswesen“ seine Darstellung in dem fraglichen Punkt völlig übernommen; so hat Caesar von Witzleben 1860 pünktlich zum zweihundertjährigen Bestehen seine *Geschichte der Leipziger Zeitung* geschrieben. Und so hat Georg Witkowski 1909 die außerordentlich wertvolle *Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig* veröffentlicht, in der er das verwickelte Mit- und Gegeneinander der in Leipzig ansässigen Drucker und Postmeister, vor allem Timotheus Ritzsch, Christoph Mühlbach und Georg Kormart, ausbreitet, die ja schon weit vor 1660 und noch weit danach Zeitungen produziert haben.

... und 1650, nicht 1660

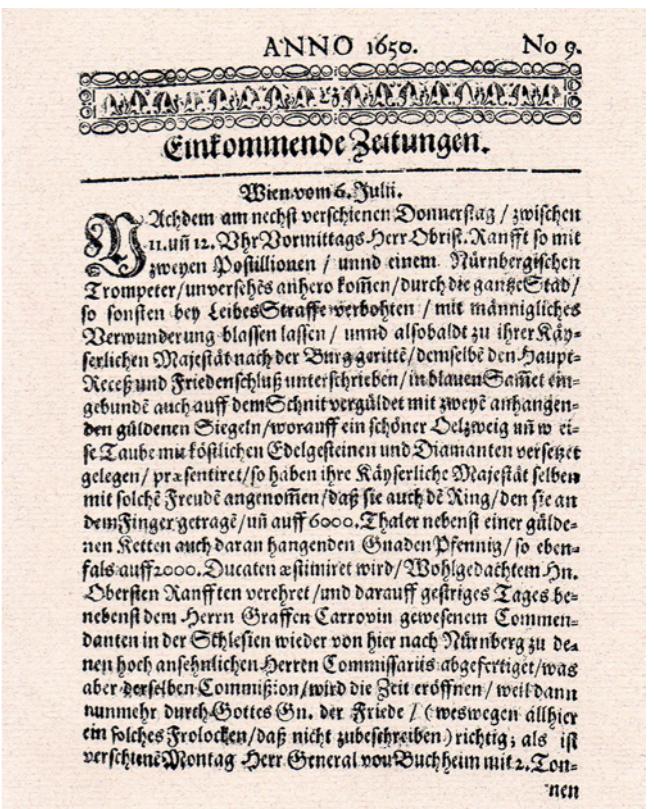
Was sie alle nicht wissen konnten, war eine Entdeckung, die Else Hauff (verehel. Bogel) in der Deutschen Presseforschung (Bremen) 1963 gelungen ist: Sie beschreibt, wie sie in Bremen – dank Mikroverfilmung – bislang in Deutschland nicht zugängliche Bestände aus der Königlichen Bibliothek zu Stockholm verarbeiten konnte und dabei auf eben die *Einkommenden Zeitungen* von 1650 stieß. Mit viel Scharfsinn konnte sie ermitteln, dass dieses Blatt nichts anderes als der Vorläufer von Ritzsch' *Kriegs- und Welt-Händeln* war, und es sind zahlreiche Indizien, die zu dieser Erkenntnis geführt haben, nicht zuletzt ein in der Schmuckleiste der Titelblätter verborgenes „Lz“ für

Leipzig. Ritzsch hat damit frühere Zeitungstitel weitergeführt; 1650 hat er mit dem Abzug der schwedischen Besatzungsgruppen aus Leipzig das Privileg zum Druck dieser neuen Zeitung erhalten, die freilich nach einigen Jahren einer „Avisen-Societät“ zwischen Ritzsch und Mühlbach Platz machen musste. Zuletzt hat Johannes Weber in einem von Arnulf Kutsch und ihm herausgegebenen Sammelband *350 Jahre Tageszeitung* von 2002 die komplizierte und wechselhafte Frühgeschichte des Leipziger Zeitungswesens, in die die Fährnisse der *Einkommenden Zeitungen* eingebettet sind, detailliert und liebevoll beschrieben; ebendort findet sich auch eine beeindruckende *Chronologisch-topographische Abgleichung der Korrespondenzen* aus der Hand Karl Heinz Kranhoffs, die Leipzig hieb- und stichfest als Druckort der *Einkommenden Zeitungen* bestätigt. Wer sich mit dieser Geschichtsepoke beschäftigt, kommt an dieser Darstellung nicht vorbei und kann dadurch den längst im Netz verfügbaren Bestand der *Einkommenden Zeitungen* mit geschärftem Auge genießen.

Freilich: Gelegentlich sollten wir daran denken, dass wir mit 1650 nur über ein griffiges Datum für das Auftreten der ersten Tageszeitung der Welt an die Hand bekommen. Schließlich sind gerade von Ritzsch produzierte Vorläufer des Titels schon mehrmals in der Woche erschienen – die Rede ist von bis zu viermal –; das würde heutzutage, jedenfalls bei kleineren Zeitungen, so es sie überhaupt noch gibt, nicht unbedingt gegen eine Kategorisierung als Tageszeitung sprechen. Die Welt bewegt sich eben nicht ruckartig, und das mag man heute gelegentlich als tröstlich empfinden.

Heinz Starkulla jr.

Ausgabe Nr. 9/1650 der *Einkommenden Zeitungen*



1650 stirbt René Descartes und wird begraben.

... oder doch nicht? Das, was da erst in Stockholm, später in Paris beigesetzt worden war, war nur seine, des Philosophen, „Verräumlichkeitsmaschine“. Wie das? Was ist das? Sein später Professionskollege, der Philosophieprofessor Christian Schäfer, erklärt es uns.

Der Philosoph René Descartes war ein Verfechter des zweifelhaften Ansatzes, nur das, was nicht bezweifelbar ist, als wahr gelten zu lassen. Daher verfocht er mit Strenge, dass alles, was man sehen oder fühlen, überhaupt mit Sinnen auffassen kann, den eigenen Körper eingeschlossen, streng überlegt nur Produkt einer Täuschung sein könnte (denn wie oft haben mich die Sinne schon getäuscht!). Mehr noch: Dass meine Auffassung, es gebe Raum, Zeit und mathematische Erkenntnisse, mir zum Beispiel nur von einem überlegenen Geist (einem Dämon, Magier oder Alien) vorgespiegelt werden könnte. Alles sinnlich Erfahrbare, Dimensionen und Zahlen und was auch immer dergleichen sein könnte, ist also prinzipiell bezweifelbar und kann daher nicht als wahr gelten gelassen werden. Was ist dann aber nicht bezweifelbar? Schlicht: Dass ich zweifle. Denn das kann ich nicht wegzweifeln. Dann nämlich zweifle ich ja. Und außerdem: Wenn ich zweifle, dann gibt es mich. Das ist das berühmte *cogito*-Argument, das „ich denke, also bin ich“. Denn zu zweifeln ist eine der Vollzugsarten des Denkens.

Das Ich, ein „Denkverhalt“

Als typischer Philosoph hat Descartes an dem als richtig Erkannten unbeirrbar festgehalten: Richtig ist also nicht, dass ich ein leibliches, organisches, räumlich (oder zeitlich) verfasstes Wesen bin. Denn das ist strenggenommen bezweifelbar, und richtig gedacht ist nur das Unbezweifelbare. Richtig ist, dass ich zweifle. Es gibt ‚mich‘ also. Was muss ‚ich‘ sein, um zweifeln zu können? Etwas, das denken kann offenbar, also verneinen und urteilen zum Beispiel (denn sonst klappt das mit dem Zweifeln nicht). Kurz, so Descartes, eine *res cogitans*: ‚ein denkendes Etwas‘, ‚ein Denkverhalt‘ (in Abgrenzung vom Sachverhalt), oder Ähnliches.

Descartes starb am 11. Februar 1650 in Stockholm, wo er Privatphilosoph der Schwedischen Königin war. Aber – was heißt schon gestorben? Der Organismus, der da zu atmen aufhörte, war ja gar nicht das, was Descartes als ‚ich‘ bezeichnete, womit er sich identifizierte.

Das Problem ist: Die *res cogitans*, zu der Descartes ‚ich‘ sagt, stirbt nie, was sollte ihr denn auch ein Ende bereiten, wenn sie mit allem Verräumlichten, wie dem Körper, und sei es auch noch so beweglich und aktiv, nichts zu tun hat? Wohl oder übel müssen wir die allzu behaglichen Fesseln unserer sinnlich irreführenden Auffassungs- und Sprachkonvention abschütteln und es anerkennen: Der Philosoph René Descartes starb nicht am 11. Februar 1650 und auch sonst nie.

Die Bestatter in Schweden und Frankreich haben das alles nicht begriffen. Offenbar waren sie eher Bewunderer denn

Jünger. Sie beerdigten den Leichnam des Philosophen, den bedeutungslosen Schrotthaufen seiner Verräumlichungsmaschine, zuerst in Stockholm, dann in Paris, errichteten auch jeweils Denkmäler und zierten diese mit Inschriften, die jeder *res cogitans* spotteten. Das Grab in Stockholm, heute ein Kenotaph, gibt an, es sei Descartes selbst gewesen, der in Schweden starb. Die Gebeine, so wenig (eigentlich gar nichts) sie mit Descartes zu tun gehabt haben können, wie jeder Cartesianer weiß, wurden noch einige Male umgebettet. Sie ruhen mittlerweile seit über zweihundert Jahren in der Abtei Saint-Germain-des-Prés in Paris. Auch hier, wie all die Male zuvor, mit einer feierlichen Inschrift in den Stein des Monuments gehauen. Die immerhin besagt, dass er nun, als raumbefreier Geist, endlich im unmittelbaren Genuss der Wahrheit lebe, die er stets auf ganz eigene Art gesucht habe. Sein Schädel allerdings wird im Musée de l’Homme aufbewahrt. Zu Studien- und Anschauungszwecken. Als ob der Schädel – oder sein Inhalt – etwas über das Denken zu verstehen geben könnte ...

Der Körper, eine „Verräumlichungsattrappe“

Doch noch kurz dieses: Es hatte im Februar 1650 am Königshof von Stockholm Streitigkeiten darüber gegeben, ob man dem Katholiken Descartes im streng protestantischen Schweden ein angemessenes Begräbnis zugestehen könne, so erzählt es der Descartes-Biograph Louis-Aimé Martin. Um Scherereien zu vermeiden, einige man sich auf die schlichteste Variante: „Ein Priester, ein paar Kerzenleuchter, und vier Höflinge von einigem Rang, die an den vier Ecken des Sargs standen – das war’s mit den Beerdigungsfeierlichkeiten für Descartes“. Welche Texte wählte der Priester wohl für die Exequien? Es wäre interessant zu wissen. Denn unter den Vorlagen, die man für das Ritual nach den Beschlüssen des Konzils von Trient heranziehen konnte, gab es vor allem solche, die ganz unmissverständlich die katholische Lehre zum Ausdruck brachten, dass der Mensch definitiv als leibliches Wesen aufzufassen ist. Sie sahen Segnungsformeln für die Leiche vor, die daran erinnerten, dass der Leib, der dieser Leichnam einmal war, auferstehen werde und zu himmlischer Herrlichkeit nicht nur tauglich, sondern sogar bestimmt sei. Also sicherlich keine bloße Verräumlichungsattrappe einer *res cogitans*. Armer Descartes.

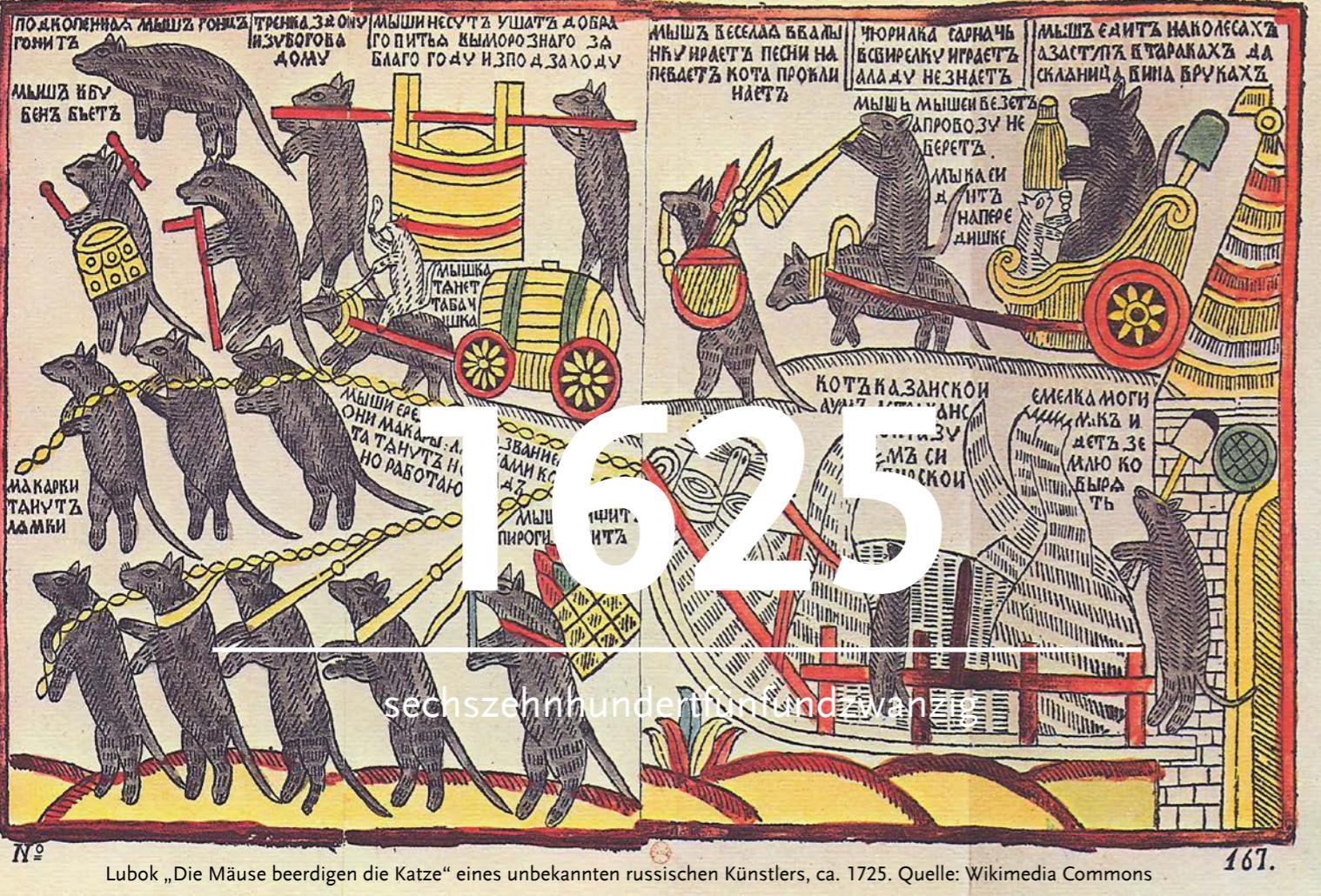
Christian Schäfer

Prof. Dr. Christian Schäfer ist seit 2009 Lehrstuhlinhaber für Philosophie an der Universität Bamberg. Forschungsschwerpunkte von ihm liegen unter anderem in der Vorsokratik und der Scholastik.

RENATVS CARTESIVS.



Porträt von Descartes aus dem 17. Jahrhundert; Künstler unbekannt.
Quelle: Universität Leiden / Wikimedia Commons



Lubok „Die Mäuse beerdigen die Katze“ eines unbekannten russischen Künstlers, ca. 1725. Quelle: Wikimedia Commons

Kunst, Satire und Volksaufklärung

In einer Zeit, in der Massenmedien noch eine beschränkte Rolle spielten und der Großteil der russischen Bevölkerung kaum Zugang zu gedruckten Texten hatte, waren Lubki – ausdrucksstarke Holzschnittdrucke – ein zentrales Medium der Informationsverbreitung.

Lubok (im Plural: Lubki) bezeichnet eine Kunstform, die durch ihre bunten Holzschnitte geprägt ist und vor allem im Russland des 17. Jahrhunderts weit verbreitet war. Die ersten entstanden um 1625 auf dem Gebiet der damals unter polnischen Herrschaft stehenden Ukraine. Die Drucke behandelten eine Vielzahl von Themen, von religiösen und moralischen Lehren bis hin zu volkstümlichen Erzählungen und historischen Ereignissen. Ihre einfache Bildsprache und die oft humorvolle oder satirische Darstellung machten sie zu einem beliebten Medium der Volksbildung und der Kommunikation – nicht nur für die Gebildeten, sondern auch für Menschen, die nicht lesen konnten.

Vom religiösen Medium zum Volkskunstwerk

Die Geschichte der Lubok-Drucke ist eng mit der Entwicklung des westlichen Druckwesens sowie der gesellschaftlichen Struktur Russlands im 17. Jahrhundert verbunden. Die ersten Druckpressen sind jedoch bereits im späten 16. Jahrhundert in Russland belegt. Die ersten russischen Holzschnitte waren überwiegend religiöser Natur und umfassten Bibelübersetzungen sowie liturgische Texte. Ab dem 17. Jahrhundert wurden Lubok-Drucke immer populärer und fanden in den russischen

Haushalten weit Verbreitung. Die Themen der Drucke erweiterten sich von religiösen Darstellungen auf weltliche Themen wie historische Ereignisse, Märchen, Anekdoten und satirische Darstellungen gesellschaftlicher Normen. Die klare Bildsprache und Symbolik der Lubki machten sie auch für Bauern und einfache Handwerker verständlich, wodurch sie nicht nur in den Städten, sondern besonders in ländlichen Gebieten beliebt wurden.

Im 19. Jahrhundert, mit der aufkommenden Industrialisierung und der zunehmenden Verbreitung neuer Massenmedien wie Zeitungen und Zeitschriften, nahm der Einfluss der Lubok-Drucke ab. Diese neuen Medien verfügten über eine größere Informationsbreite und eine höhere Reichweite, so dass die Rolle der Lubok-Drucke als Kommunikationsmittel zunehmend an Bedeutung verlor.

Im 20. Jahrhundert erlebte die Tradition der Lubki eine Wiederbelebung, vor allem im Kontext der sowjetischen Kunst. Moderne Künstler, darunter bekannte Vertreter der russischen Avantgarde wie Wassily Kandinsky und Kazimir Malevich, ließen sich von den Lubok-Drucken inspirieren und interpretierten sie in neuen künstlerischen Formen. Die Wahrnehmung der Lubok-Drucke wird heute als vielfältig beschrieben. Die

kräftigen Farben und die einfache Symbolik haben eine zeitlose Qualität, die immer wieder neue Interpretationen und Aneignungen hervorruft. So werden sie sowohl als dekorative Kunst als auch als kulturelles Erbe betrachtet.

Die Herstellung der Lubok-Drucke erfolgte mittels der Holzschnitttechnik. Dabei wurde ein Motiv in einen Holzblock geschnitten, mit Tinte bestrichen und anschließend auf Papier oder Stoff gedruckt. Diese Methode ermöglichte es, relativ günstige Drucke in großen Auflagen zu produzieren. In den frühen Jahren der Lubok-Produktion war mehrfarbiger Druck noch selten, doch mit der Zeit wurde die Technik verfeinert, und es entstanden zahlreiche bunte Lubki. Häufig kamen mehrere Holzplatten zum Einsatz, um verschiedene Farben zu drucken und die Wirkung der Bilder zu verstärken. Traditionell wurden diese Farben aus pflanzlichen und mineralischen Pigmenten hergestellt. Das Wort Lubok selbst bedeutet übrigens Lindenbast oder Lindenholztafel.

Einfache Formen, starke Farben

Ein zentrales Merkmal der Lubok-Drucke ist die klare und übersichtliche Bildstruktur. Hauptfiguren oder -szenen stehen im Zentrum, während der Hintergrund oft minimalistisch bleibt. Diese hierarchische Komposition unterstreicht die Bedeutung der dargestellten Szene und lenkt den Blick des Betrachters sofort auf das zentrale Motiv. Mithilfe von Symbolen, wie beispielsweise einem Kreuz für Heilige oder allegorischen Figuren wie dem „Tugendhaften“, werden moralische und religiöse Werte verdeutlicht. In satirischen Drucken werden die Charaktere karikaturistisch dargestellt, um gesellschaftliche Stellungen oder Eigenschaften humorvoll zu spiegeln.

Ein weiteres herausragendes Merkmal der Lubok-Drucke sind die kräftigen, leuchtenden Farben, die sofort ins Auge fallen. Starke Farbkontraste wie Schwarz und Rot oder Blau und Gelb werden oft verwendet, um Figuren und Szenen hervorzuheben. Viele Lubok-Drucke erzählen Geschichten oder vermitteln moralische Lehren. Oft sind sie wie ein visuelles Märchen oder eine Erzählung aufgebaut, die den Betrachter durch eine bestimmte Handlung führt. Einige Luboks enthalten auch Sprechblasen oder Texttafeln. Diese Texte sind häufig in einfacher Russisch gehalten und dienen dazu, die Bildgeschichte zu ergänzen.

Die Lubok-Drucke wurden über Jahrhunderte hinweg von vielen unbekannten, aber auch einigen bekannten Künstlern geschaffen. Traditionell war die Produktion dieser Drucke oft anonym und kollektiver Natur. Im Vordergrund standen die weite Verbreitung und die moralische Botschaft der Drucke, weniger die Individualität der Künstler. Daher sind die Künstler hinter den meisten Lubok-Drucken weitgehend unbekannt.

Ein besonders bekanntes Beispiel ist „Die Legende von der Er schaffung der Welt“. Es erzählt die biblische Schöpfungs geschichte in einer einfachen, klaren und symbolischen Form – eine Darstellung mit erzieherischem Zweck, die von einem

unbekannten Künstler stammt. Ein weiteres herausragendes Werk, das populäre religiöse Themen zur Vermittlung moralischer Lehren verwendet, ist „Der Heilige Georg besiegt den Drachen“. Dieser Lubok stellt eine der bekanntesten Darstellungen des Heiligen Georg dar, des Schutzpatrons Russlands, der in der orthodoxen Tradition als Held und Märtyrer verehrt wird – auch der Urheber dieses Drucks ist anonym geblieben. Trotz der fehlenden spezifischen Dokumentation zu den Künstlern der einzelnen Lubok-Drucke sind einige bekannte Holzschnäider und Drucker der Zeit überliefert. Zu den prominenten Namen gehören Grigorij Lukjanow und Makarij, beide berühmte Holzschnäider des 17. Jahrhunderts. Ebenso Andrei Sinitza, der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aktiv war und einige bedeutende Lubok-Drucke schuf.

Symbolik und moralische Lehren

Die Lubok-Drucke spielten eine zentrale Rolle in der russischen Volkskultur und erfüllten sowohl eine erzieherische als auch eine soziale Funktion. Ihre klare, symbolische Bildsprache machte sie für analphabetische Bevölkerungsschichten zugänglich und ermöglichte die Vermittlung komplexer moralischer und religiöser Konzepte. Besonders im 17. und 18. Jahrhundert, als viele Menschen in den ländlichen Gebieten Russlands keinen Zugang zu Büchern oder Zeitungen hatten, fungierten die Lubok-Drucke als visuelle Lehrmittel.

Durch die Darstellung von Tugenden und Lastern, von Helden und Sünde trugen sie zur Festigung und Verbreitung gesellschaftlicher Werte bei. Doch nicht nur das: Viele Lubok-Drucke waren auch humorvoll oder satirisch. Sie griffen soziale Missstände auf, kritisierten die Obrigkeit oder beleuchteten die moralischen Verfehlungen der Oberschicht. Auf diese Weise wurden sie zu einem Spiegel der gesellschaftlichen und politischen Realität und trugen zur öffentlichen Auseinandersetzung mit den Herausforderungen der Zeit bei.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Lubok-Drucke weit mehr waren als bloße Bilder: Sie dienten als Kommunikationsmittel, das Wissen, Werte und moralische Lehren verbreitete. In einer Zeit, in der viele Menschen keinen Zugang zu schriftlichen Medien hatten, prägten die Lubok-Drucke die Gesellschaft, indem sie komplexe Botschaften auf eine zugängliche und verständliche Weise vermittelten. Ihre Fähigkeit, sowohl zu erziehen als auch zu unterhalten, machte sie zu einem unverzichtbaren Teil der russischen Volkskultur.

Heute werden die Lubok-Drucke nicht nur als wertvolles kulturelles Erbe anerkannt, sondern sie üben auch einen nachhaltigen Einfluss auf die moderne Kunst aus. Ihre klare Symbolik und visuelle Klarheit inspirierten sowohl avantgardistische Künstler des 20. Jahrhunderts als auch heutige Generationen in der Popkultur. Somit bleibt die Tradition des Lubok-Drucks ein lebendiges und bedeutendes Element der russischen Kulturgeschichte, das bis in die Gegenwart hineinwirkt.

Xenia Hagelgans



„Der frid Christi sey mit vns allen.“

Dies sind die letzten sieben Worte der *12 Artikel der Bauernschaft*, verabschiedet im März 1525 in Memmingen, eine der frühesten Erklärungen der Menschenrechte. Friedvoll war die Zeit keineswegs. Ein kurzer Rückblick in die Zeit der Bauernkriege.

Um die 6.000 Einwohner hatte die oberschwäbische Stadt Memmingen, als sich hier 1525 rund 50 Vertreter verschiedener Bauernschaften versammelten. Es war gemäß dem Historiker Peter Bückle, dessen Lebenswerk vor allem die akribische Erforschung der Bauernkriege war, die erste verfassunggebende Versammlung auf deutschem Boden und was dort verfasst wurde, war „Beschwerdeschrift, Reformprogramm und politisches Manifest“ in einem. Im ersten der *12 Artikel* forderten die aufständischen Bauern, dass die Gemeinden selbst ihren Pfarrer wählen und absetzen können sollten, dann wurde es viel weitreichender: Die Leibeigenschaft solle aufgehoben, Frondienste stark eingeschränkt, Jagd und Fischerei freigegeben werden und anderes mehr. All dies in Berufung auf Gott und das Evangelium. Diese *12 Artikel* wurden als Flugschrift rasch an mindestens 15 Druckorten massenhaft nachgedruckt, wenigstens 25.000-fach verbreitet.

Vor allem ging es der Bauernschaft darum, altüberlieferte Rechte wieder einzusetzen, die in der frühen Neuzeit mehr und mehr zu Gunsten von Adel und Obrigkeit außer Kraft gesetzt worden waren. Es war eine Zeit tiefer Not, Missernten,

Hunger, Unfreiheit herrschten gerade im Südwesten der von Kleinstaaterei bestimmten deutschen Lande, die Religionsstreitigkeiten in der Zeit der Reformation brachten zudem große Unsicherheit.

In den Reformatoren fanden die für ihre Freiheit Eintretenden kaum Fürsprecher; Thomas Müntzer (siehe rechts) war eine Ausnahme. Luther selbst verfasste nach einer Bluttat seine Polemik *Wider die Mordischen und Reubischen Rotten der Bawren*, in der er gar forderte: „man soll sie zerschmeißen, würgen, stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie man einen tollen Hund erschlagen muss“.

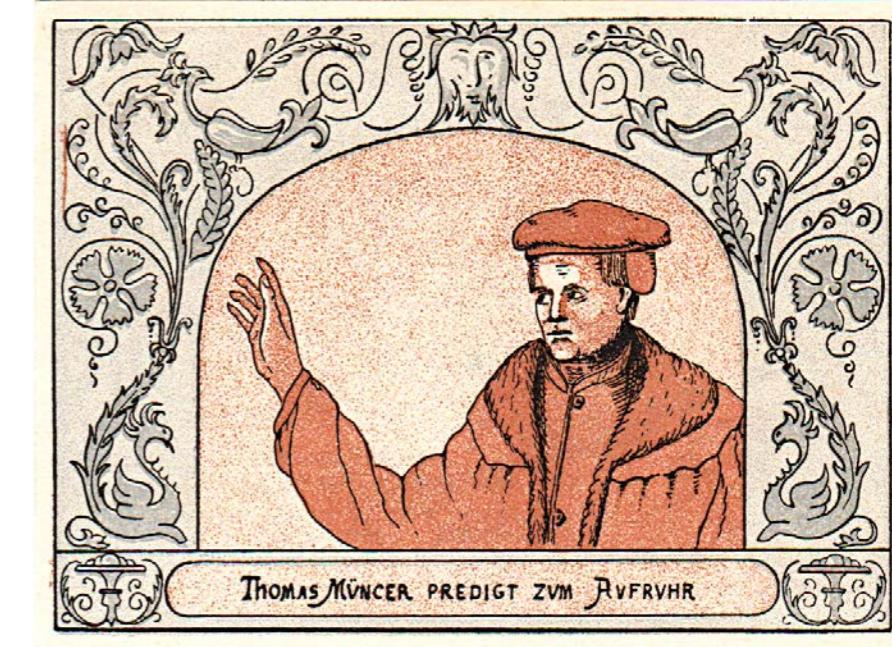
So geschah es dann auch: Mehr als 70.000 Menschen kamen in den mit größter Brutalität geführten Bauernkriegen ums Leben. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein war ein negatives Geschichtsbild von den Freiheit und Rechte suchenden Aufständischen bestimmt, das Narrativ von brutalen Unruhestiftern wider die gottgegebene Ordnung. Später wurden und werden die im Zeichen des Bundesheils kämpfenden vielfach instrumentalisiert: In der DDR als vorsozialistische Idole wider den Kapitalismus, in der Gegenwart von rechtsradikal-völkischen

Gruppierungen in Social Media-Memes als Vorbilder für demonstrierende Bauern. In Memmingen aber wird die früh-demokratisch-freiheitliche Tradition hochgehalten. Seit 2005 wird in der „Stadt der Freiheitsrechte“ in unregelmäßigen

Abständen der „Memminger Freiheitspreis 1525“ verliehen – im Jubiläumsjahr 2025 an den langjährigen Freiburger Fußballtrainer Christian Streich, denn (so Teil der Begründung) „Demokratie ist Mannschaftssport“. *Markus Behmer*

Linke Seite: Aufstellung der Heere vor Weingarten. Illustration aus der *Weissenauer Chronik der Bauernkriege von 1525*, S. 34f. (Künstler unbekannt). Fürstlich Waldburg-Zeil'sches Gesamtarchiv

Rechts: Notgeld aus dem thüringischen Ort Oldisleben (um 1921). Quelle: 5snake5 / Wikimedia Commons



Mit Flugblatt und Flamme

500 Jahre nach seinem Tod rückt Thomas Müntzer wieder ins Licht der Aufmerksamkeit – nicht nur als historische Figur, sondern auch als kommunikativer Akteur, der früh verstand, wie Sprache Menschen bewegt.

Wenn heute von Medienmacht, öffentlicher Rhetorik oder Protestkultur die Rede ist, denkt kaum jemand an Thomas Müntzer. Dabei nutzte dieser Mann im frühen 16. Jahrhundert Flugblätter, eindringliche Predigten und symbolische Gesten – etwa die sprichwörtlich brennende Bibel – um soziale Umbrüche mit Worten zu entfachen. Geboren um 1489, war Müntzer Teil jener Generation, die durch Luthers Schriften geprägt wurde – und sich doch deutlich von dessen gemäßigtem Kurs abgrenzte. Während Luther an kirchlicher Ordnung festhielt, forderte Müntzer tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandel. Seine Sprache war kompromisslos, seine Botschaft: Gerechtigkeit für die Unterdrückten – gegen Fürsten, Klerus und bestehende Machtverhältnisse. Dass er sich dabei gezielt einfacher Sprache und zugespitzter Bilder bediente, zeigt, wie bewusst er seine Wirkung steuerte – auch wenn sich darüber streiten lässt, ob dies bereits „Strategie“ im modernen Sinne war.

Kommunikation als Waffe

Müntzers Texte richteten sich nicht an gelehrte Kreise, sondern an das „gemeine Volk“. Er schrieb nicht, um zu überzeugen, sondern um aufzurütteln. Titel wie „Für das gemeine Volk“ signalisierten klar, wer gemeint war – und sie hielten,

was sie versprachen: klare Sprache, zugespitzte Feindbilder, emotionale Zuspitzung. Flugblätter dienten ihm zur Mobilisierung. Seine Auftritte waren bewusst inszeniert, seine Gesten und Erzählungen wirkungsvoll gewählt. Kommunikationswissenschaftlich betrachtet war Müntzer ein Akteur mit beeindruckender medialer Intuition – jemand, der Öffentlichkeit suchte und erzeugte, lange bevor es ein Konzept davon gab.

Nach dem Scheitern des Baueraufstands wurde Müntzer am 27. Mai 1525 gefoltert und hingerichtet. Seine Schriften verbogen – aber nicht vergessen. Heute gelten sie als sprachgewaltige Zeugnisse eines theologischen Rebellen. Sie markieren einen frühen Versuch, mit begrenzten Mitteln Resonanzräume zu schaffen. Müntzer sprach nicht nur zu seinen Zeitgenossen, sondern gegen etablierte Machtverhältnisse. Er formulierte Botschaften, die soziale Ungleichheit anklagten und kollektives Handeln einforderten.

500 Jahre später ist Thomas Müntzer nicht nur eine Figur der Reformationsgeschichte. Ob als Märtyrer, Fanatiker oder Visionär – seine Wirkung bleibt umstritten. Doch sicher ist: Er war ein Vorläufer politischer Kommunikation in Umbruchzeiten – einer, der wusste, dass Worte Waffen sein können. Lange bevor Likes zählten. *Xenia Hagelgans*

Cuauhtémoc, der letzter Aztekenherrscher

Nach drei Jahren Gefangenschaft und Folter endete 1525 das kurze Leben des Huey Tlatoani genannten aztekischen Anführers. Mit seinem Tod ging das Aztekenreich unter, und Cuauhtémoc stieg im 20. Jahrhundert zu einem mexikanischen Nationalmythos auf.

Cuauhtémocs kurzes Leben begann um 1496 und endete am 28. Februar 1525 mit seiner Hinrichtung durch die spanischen Konquistadoren. Gesicherte Informationen über den Krieger sind allerdings spärlich und stammen vorwiegend aus spanischen Quellen, deren Autoren kaum Kenntnis der indigenen Sprachen hatten.

Mit den Eroberungszügen der spanischen Konquistadoren in Mexiko unter der Führung von Hernán Cortés begann sich die Herrschaftsstruktur in Amerika zu verändern. Im Abwehrkampf gegen die Spanier übernahm Cuauhtémoc wahrscheinlich dank seiner Kriegerqualitäten im Juni 1521 die Macht im Aztekenreich als *Huey Tlatoani* (nahuatl für „der große Herrscher“). Zwei seiner Vorgänger waren kurz zuvor verstorben: 1520 Moctezuma II. in Gefangenschaft der Spanier und danach Cuitláhuac infolge einer Pockenepidemie, welche die Konquistadoren nach Amerika mitgebracht hatten. Als *Huey Tlatoani* fungierte Cuauhtémoc in Personalunion als politisches Oberhaupt, oberster Kriegsherr und Hohepriester.

Am 13. August 1521 fielen die Aztekenstädte Tenochtitlan und Tlatelolco nach einer etwa dreimonatigen militärischen Belagerung endgültig in die Hände der Spanier. Tenochtitlan zählte

damals zu den großen Weltstädten vergleichbar mit Peking oder Paris. Damit vollendete der Konquistador Hernán Cortés mit seinem kleinen Heer und der Unterstützung unzähliger indigener Verbündeter, die vorher unter der gefürchteten Herrschaft der Azteken gelebt hatten, die blutige Eroberung des Aztekenreichs.

Seeschlacht im Hochtal

Die letzte Schlacht um Tenochtitlan war in erster Linie eine Seeschlacht, da die Stadt auf mehreren Inseln im Texcoco-See im Mexiko-Tal auf etwa 2.240 Metern über dem Meeresspiegel lag. Der 13. August 1521 bekam seine historische Bedeutung, als ein spanisches Schiff unter dem Kommando des spanischen Kapitäns Garcí Holguín Cuauhtémocs Kanu kaperte. Der Aztekenherrscher hatte mit seinen engsten Angehörigen eine Flucht vorbereitet, nachdem er erkannt hatte, dass weiterer militärischer Widerstand zwecklos war.

Mit dem Fall Tenochtitlans und der Absetzung Cuauhtémocs etablierten die Spanier neue politische, juristische und religiöse Machtstrukturen im ehemaligen Aztekenreich. Die Begegnung zwischen dem besieгten Cuauhtémoc und dem



„Die Folter des Cuauhtémoc“. Monumentalgemälde von David Alfaro Siqueiros (1950/51; Größe: 453 x 814 cm). Museo del Palacio de Bellas Artes (Mexiko). © David Alfaro Siqueiros/SOMAAP/México/2023

siegreichen Hernán Cortés ist als Symbol für die Niederlage eines großen Reiches in die Geschichte eingegangen. Sie ist aber auch Symbol für die Verständigungsschwierigkeiten zwischen so unterschiedlichen Kulturen. Spanischen Quellen zufolge sagte Cuauhtémoc zu Hernán Cortés, dass er alles Menschenmögliche getan habe, um seine Stadt und sein Königreich zu verteidigen. Nachdem er nun besiegt worden sei, bitte er darum, mit Cortés' Dolch getötet zu werden.

Diese Erzählung hat zwei Implikationen: Erstens gab es eine sprachliche Barriere, da Cuauhtémoc seine Worte auf Nahuatl gesprochen hat, diese dann zunächst in die Maya-Sprache und schließlich weiter ins Spanische übersetzt wurden. Zweitens liegt hier eindeutig ein kulturelles Missverständnis vor: Der junge *Huey Tlatoani* bittet in Wahrheit nicht darum, mit einem Dolch getötet zu werden, sondern darum, geopfert zu werden. Damit sollte sich das Schicksal der im Kampf gefangenen Krieger erfüllen: Sie mussten als Opfer sterben, um gemäß ihrer Kriegermythologie die Sonne von ihrer Geburt bis zum Mittag zu begleiten. Hernán Cortés versteht die Bedeutung von Cuauhtémocs Bitte nicht und begnadigt ihn. Von diesem Moment an blieb Cuauhtémoc zusammen mit anderen Vertretern des aztekischen Adels ein Gefangener der Konquistadoren. Er wird gefoltert, indem seine Füße mit Öl verbrannt werden. Der Überlieferung nach ertrug er die Folter mit großer Würde. Und so wird er, verkrüppelt, den Rest seines Lebens bis zur Hinrichtung 1525 zubringen.

Als Hernán Cortés drei Jahre später mit einer großen Armee in das heutige Honduras zog, um sich einer spanischen Rebellion entgegenzustellen, beschloss er, den Gefangenen Cuauhtémoc und andere aztekische Adelige mitzunehmen. Denn Cortés war sich der Gefahr eines Aztekenaufstands während seiner Abwesenheit bewusst. Unterwegs erhielt er die Information, dass unter den indigenen Gefangenen ein Aufstand geplant sei. Sie wollten, so hieß es, die Spanier töten und nach Tenochtitlan zurückzukehren. Die Verschwörung scheint eine historische Tatsache zu sein, wobei Einzelheiten über die Rolle Cuauhtémocs nicht bekannt sind.

Hernán Cortés reagierte auf die Nachricht vom Aufstand, indem er kurzerhand befahl, Cuauhtémoc sofort zu hängen. Spanischen Quellen zufolge überraschte dieses eilige Vorgehen sogar die Spanier, da es den zeitgenössischen Rechtsnormen entsprochen hätte, zunächst weitere Untersuchungen einzuleiten, um mit Sicherheit festzustellen, ob Cuauhtémoc von dem möglichen Aufstand wusste oder ihn sogar anführte.

Leichenfunde nach über 400 Jahren

Nach Cuauhtémocs Tod geriet er mit der Zeit in Vergessenheit, bis die Pädagogin und Archäologin Eulalia Guzmán im Jahr 1949 verkündete, sie habe die Überreste des berühmten und letzten *Huey Tlatoani* unter der Kirche Santa María de la Asunción in der Stadt Ixcateopan im Bundesstaat Guerrero entdeckt. Die Ausgrabung erfolgte nur wenige Jahre, nachdem

die Überreste von Hernán Cortés gefunden worden waren und 1947 im Hospital de Jesús in Mexiko-Stadt ihre letzte Ruhestätte fanden. Das Schicksal führte die beiden Krieger wieder zusammen.

Zwei der größten Künstler Mexikos, Diego Rivera und David Siqueiros, zeigten großes Interesse an der möglichen Entdeckung der Überreste von Cuauhtémoc. Diego Rivera propagierte öffentlich die Echtheit der Überreste. Er wollte damit sein künstlerisches Projekt stützen, im Einklang mit dem indigenen Erbe die Wurzeln Mexikos neu und wirkmächtig zu definieren.

Seither haben mehrere staatlich beauftragte wissenschaftliche Untersuchungen nachgewiesen, dass die Ixcateopan aufgefundenen Überreste nicht von Cuauhtémoc stammen. Vielmehr handelt es sich um eine Mischung von Knochen acht verschiedener Personen. Auch die mündliche Überlieferung, nach der Cuauhtémocs Überreste sich in Ixcateopan befinden sollten, ging nicht auf das 16. Jahrhundert zurück, vielmehr wurden die vorgelegten historischen Manuskripte erst nach 1917 verfasst. Trotz dieser wissenschaftlichen Erkenntnisse wurde der Name der Stadt in Ixcateopan de Cuauhtémoc umbenannt und die Legende blieb in ganz Mexiko verbreitet.

Ein glückloser Azteke wird zum mexikanischen Helden

Heute wird die Figur Cuauhtémocs in der mexikanischen Gesellschaft neu bewertet, wobei seine indigene Herkunft und sein Widerstand gegen die Konquistadoren hervorgehoben werden. So trägt etwa das Segelschulschiff der mexikanischen Marine den Namen Cuauhtémoc (das deutsche Äquivalent ist die Gorch Fock) – eben jenes Schiff, das jüngst Schlagzeilen machte, als es in der Nacht vom 17. auf den 18. Mai 2025 manövrierturhaf in New York die Brooklyn-Bridge rammte. Generell wird die Figur Cuauhtémoc oft mit einer vermeintlichen mexikanischen Identität in Verbindung gebracht, ohne zu berücksichtigen, dass das Aztekenreich ein viel kleineres Gebiet umfasste als der heutige Staat Mexiko. Auch die Heterogenität der zahlreichen indigenen Ethnien im heutigen Mexiko, von denen einige den Azteken unterworfen waren, wird dabei ausgebündet.

Zweifellos ist die historische Figur Cuauhtémoc von großem kulturellem und politischem Interesse. Sie ist nicht nur ein Deutungsschlüssel für die Zerstörung des Aztekenreichs durch die Konquistadoren, sondern auch zentral für den *Nationbuilding*-Prozess in Mexiko. Denn der mächtige Nationalmythos Cuauhtémoc half dabei, eine gemeinsame kulturelle Identifikationsfigur zu schaffen für die Vielzahl ethnischer Gruppen, die sich über weite geografische Räume verteilen.

Enrique Rodrigues-Moura

Dr. Enrique Rodrigues-Moura ist Professor am Institut für Romanistik der Universität Bamberg.



Titelblatt der Flugschrift
Thomas Murners *Von den
grossen lutherischen Narren*,
Straßburg 1522.

Drucken gegen die Reformation

Er war ein Weihnachtskind mit vielen Talenten: Thomas Murner, Theologe, Mönch, Jurist, Satiriker, Drucker und Schriftsteller. Am 24. Dezember 1475 wird er im elsässischen Obernai geboren. Doch weihnachtlicher Frieden war ihm fremd.

Murner gilt als einer der giftigsten und scharfzüngigsten Gegner der Reformation. Heute würde er als Hassprediger durchgehen, doch in der Auseinandersetzung zwischen Protestanten und Katholiken im 16. Jahrhundert waren wüste Tiraden und die Diffamierung des Gegners an der Tagesordnung. Thomas Murner indes setzte in Sachen Beleidigung Maßstäbe. In seiner Flugschrift *Von dem grossen Lutherischen Narren wie in doctor Murner beschworen hat.* [etc.] landet Luthers am Ende im „scheißhus“, die Reformatoren sind allesamt „Narren“, wahlweise Esel, Mörder, ehrlose Bösewichte oder einfach nur Dummköpfe.

Murner selbst stammt aus einer frommen christlichen Familie. Der Vater ist Anwalt in Straßburg. Glauben und Recht prägen

das Leben Murners. Mit sechzehn tritt er in den Franziskanerorden ein. Und beginnt ein rastloses Leben, da ihn durch ganz Europa führt. Er studiert Theologie in Paris und Köln, in Krakau Philosophie und Mathematik, in Freiburg Jura. Macht dort auch seinen theologischen Doktor. In Basel promoviert er in den Rechtswissenschaften, wirkt als Ordensprediger in Wien und Rostock, Speyer und Prag. Murner gehört zu den produktivsten wie umstrittenen Humanisten seiner Zeit. Er übersetzt Vergil, schreibt historische, astrologische und didaktische Abhandlungen, wird von Kaiser Maximilian I. zum *Poetus laureatus* gekrönt, macht das Dichten mit Reimpaaren salonzfähig und liefert sich eine literarische Fehde mit dem Humanisten Wimpfeling. Seine Kontrahenten verballhornen ihn als

»Murnar«, als närrischen Kater. Murner antwortet mit Satiren, in denen er die Narrheiten seiner Zeit aufs Korn nimmt. Ab 1519 tritt er nach und nach als scharfer Kritiker der jungen Reformation auf. Selbst Kritiker der kirchlichen Missstände, lässt er nun Flugschriften und Werke drucken, die vor antireformatorischer Polemik nur so strotzen. Doch Straßburg tritt 1525 zur Reformation über: Murner sieht sich zur Flucht gezwungen und erhält im katholischen Luzern Asyl.

In Straßburg hatte der Tausendsassa Murner bereits seine Schriften in einer eigenen Druckerei drucken lassen. In Luzern bekommt Murner wohl auch deshalb den Auftrag, die erste Druckerei der Stadt zu eröffnen. In einem Franziskanerkloster richtet der Mönch die Werkstatt ein, holte seine alten Gehilfen aus Straßburg und druckt sowohl eigene Werke wie auch Aufträge des Stadtrats.

Auch in Luzern streitet Murner mit der Reformation. Er druckt den *Lutherischen evangelischen Kirchendieb- und Ketzerkalender*, eine als Wandkalender getarnte wüste Beschimpfung des

Zürcher Reformators Zwingli. Der wird von Murner als Lügner und Dieb bezeichnet, hängt in einer Zeichnung gar am Galgen. Seine satirische und antireformatorische Propaganda ist bei aller Polemik überaus kreativ. Murner dichtet dialogische Passagen zwischen ihm und Luther, setzt auf volkstümliche Sprache, gefällige Reime und burleske Szenen. Murner sieht sich selbst als Kater, der die, in seinen Augen, närrische reformatorische Lehre besiegt.

Als sich der Wind in der Schweiz zugunsten der Reformatoren dreht, muss Murner erneut fliehen. In seiner Heimat stirbt der produktive Satiriker, überzeugte Humanist und lautstarke Reformationsgegner 1537. Murner hinterlässt mehr als 70 Werke quer durch alle Wissenschaften, zahlreiche Streitschriften und Übersetzungen lateinischer und hebräischer Schriften.

Thomas Laubach

Thomas Laubach (Weißer) ist Professor für Theologische Ethik an der Universität Bamberg.

Rassenwahn und Presseunflat

Am 26. März 1475, Ostersonntag, wird in Trient ein totes Kind in einem Graben gefunden, der dreieinhalbjährige Gerbersohn Simon Unverdorben. Er ist wohl ertrunken. Tragisch. Die Folgen: verheerend, verbrecherisch, infam!

Ein illustriertes Flugblatt aus dem Jahr 1479 zeigt, wie das Unglück pervers umgedeutet wurde. Zu sehen ist der kleine Simon, nackt, Haupt und Leib voll Blut und Wunden; vor ihm Folterwerkzeug: Zange, Messer, eine Schale mit dem aufgefundenen Lebenssaft. Um den Kopf setzte der unbekannte Zeichner einen Heiligenschein. Eine Schlachtung, eine Schächtung habe hier stattgefunden, insinuiert der Holzschnitt: ein Ritualmord. Der Text macht es noch deutlicher. „Beatus simon martir“ steht über dem Bild; darunter: „Do man XIIIhundert und un fünndisibensigstn zalt. Do töttent die juden zu trient ein kind drithalb iar alt. Das ist halig und tät zaichn manigfalt. Das habn gesehn cristen jung und alt.“ „Die Juden“ also sollen es gewesen sein – und das Kind wird zum Heiligen verkündet.

Am 23. März 1475 war der Bub, Simmerl gerufen, verschwunden; die Eltern und Nachbarn hatten sich sofort auf die Suche gemacht und eine Vermisstenanzeige aufgegeben, doch erst drei Tage später wurde der Leichnam nahe dem Fluss Etsch gefunden – ausgerechnet dort, wo der Gerbergraben unter dem Haus des Pfandleihers Samuel verlief. Er war Vorsteher der kleinen jüdischen Gemeinde.

Samuel wurde verhaftet – und bald auch viele seiner Glaubensbrüder. Es folgte eine eingehende Untersuchung: Simons Wunden, vor allem Hautabschürfungen, wurden als Male ritueller Marterungen gedeutet, Zeugen fanden sich – fast allesamt Schuldner des Pfandleihers – die die Juden der Taten ziehen. Und es wurden bald peinsame Verhör durchgeführt. Sprich:

Folterungen, in denen es kaum darum ging, die Wahrheit ans Licht zu bringen, sondern einen Ritualmord nachzuweisen. Nach durch grausamste Quälereien erzwungenen „Geständnissen“ wurden 14 jüdische Männer zum Tode verurteilt; einer, der älteste, starb wohl aufgrund des erlittenen Martyriums vor der Vollstreckung, neun wurden verbrannt, vier „humaner“ hingerichtet, nämlich gehenkt, nachdem sie erklärt hatten, zum Christentum konvertieren zu wollen. Auch die Ehefrauen wurden verhaftet, gefoltert, zum Tode verurteilt, schließlich aber, nachdem sie zum Christentum übergetreten waren, begnadigt. Alle Besitztümer wurden eingezogen, alle verbliebenen jüdischen Gemeindemitglieder aus Trient ausgewiesen.

Dieser krasseste Fall früher antijüdischer Diffamierung zieht Kreise. In Flugblättern wie dem oben zitierten, in Pamphleten, in Büchern wird die Hassbotschaft verbreitet. Auch in der *Schedelschen Weltchronik* findet sich eine drastische Darstellung des vorgeblichen Ritualmords an dem Trientiner Kleinkind – mit neun namentlich genannten Folterern, die mit Messern, Nägeln, Eisenstäben Hand anlegen. Das gerade erst erfundene Druckwesen wird zum Multiplikator der Lügengespinste, der Ritualmordfama, der Infamie. Die furchtbare Saat ging auf. In den folgenden drei Jahrhunderten gibt es mindestens 74 weitere Ritualmordlegenden in Europa.

Der kleine Simon wurde bald kultig verehrt; Wunderwirken wird ihm nachgesagt, Votivbilder werden gemalt, Wallfahrten abgehalten, ihm eine Kapelle geweiht.

Markus Behmer



Fake News im Mittelalter

Seit 625 Jahren ist Geoffrey Chaucer, der „Vater der englischen Dichtung“, nun bereits tot und im Londoner Westminster Abbey begraben. Jedoch sind seine literarischen Betrachtungen vielfältiger menschlicher Lebenswirklichkeiten nicht mit ihm ins Grab gesunken.

Chaucers Reflexionen sind vielmehr für uns moderne Menschen noch immer erstaunlich relevant – trotz der enormen soziokulturellen Unterschiede freilich zwischen Mittelalter und Moderne. So ist damals wie heute die Beziehung zwischen den Geschlechtern in der Diskussion, es geht um Eitelkeiten, Laster und gute Vorsätze der verschiedenen Menschen, um Verfehlungen einzelner Berufsstände wie von Priestern, und nicht zuletzt auch um die Unterscheidung zwischen Wahrem

und Gegenem: dem Problem der Fake News also. In den frühen 1340er Jahren in eine wohlhabende Londoner Weinhandelsfamilie hineingeboren und sein ganzes Leben lang eng mit dem Hochadel und Königshaus verbunden, führte Geoffrey Chaucer ein beachtetes und gut dokumentiertes Leben. Sein erfolgreicher beruflicher Weg zeugt von Welterfahrung, Takt und Fingerspitzengefühl im Umgang mit Menschen sowie diplomatischem Geschick. So wurde ihm die Teilnahme

an diplomatischen Missionen im In- und Ausland im Dienste der Könige Eduard III und Richard II anvertraut, und er arbeitete von 1374 bis 1368 zwölf Jahre lang in sehr hoher Position als Steuerinspektor (*comptroller of customs*), wobei er für eine äußerst wichtige Einnahmequelle des Hofes verantwortlich war. Von hoher Wertschätzung zeugen auch seine späteren Tätigkeiten als Friedensrichter, Mitglied des Parlaments, königlicher Bauinspektor und schließlich auch königlicher Forstverwalter. Neben all diesenfordernden Aufgaben gelang es Geoffrey Chaucer, nach einer Zeit der Vorherrschaft französischer Literatur in England ein schon zu seinen Lebzeiten hoch beachtetes literarisches Werk in der englischen Sprache (Mittelenglisch) zu schaffen.

So viel von Geoffrey Chaucers beruflichem Werdegang auch bekannt ist, entzieht sich doch die historische Person der genauen Charakterisierung. In einigen seiner Werke lässt der Autor eine „Chaucer“-Figur entstehen, wobei deren vielfältige Brechung in den berühmten *Canterbury Tales* aus seiner letzten Schaffensphase besonders hervorzuheben ist: Hier ist Geoffrey Chaucer gleichzeitig auf der einen Seite als Pilger der Erzähler der Rahmenhandlung und zwei höchst unterschiedlicher Geschichten sowie als Schreikundiger derjenige, der die Geschichten der anderen Pilger aufzeichnet, und auf der anderen Seite als Autor Vortragender seines Werkes bei Hofe.

Dabei dürfte er das Publikum mit einem literarischen Alter Ego amüsiert haben, wenn dieses etwa als völlig unwissend in Liebesdingen gezeichnet wird. Vor kurzem ist sogar ein über hundert Jahre alter Schatten des Zweifels an des berühmten Autors menschlicher Integrität beseitigt worden: Im Jahr 1380 sprach ihn die Bäckerstochter Cecily Chaumpaigne von der Anklage des *raptus* frei, was bislang als Entführung oder Vergewaltigung interpretiert wurde. Zwei Gerichtsdokumente, die erst im Jahr 2022 Beachtung erfuhrten, enthüllen dies jedoch als Fake News: Wir wissen nun, dass Chaucer angeklagt war, diese Frau illegal als Arbeitskraft abgeworben zu haben, und dies in Zeiten des Fachkräftemangels nach der Pest.

In des Autors Chaucer-Figur erahnen wir einen – nennen wir es – eher diplomatischen Umgang mit den biographischen Tatsachen für seine literarischen Ziele. Aber auch in seinem literarischen Werk selber, das fraglos beredtes Zeugnis von umfassender Bildung und Belesenheit gibt und den verbürgten Quellen (*auctores*) verpflichtet ist, scheint er gerade mit diesen Quellen doch hier und da zu spielen. So nennt er nicht Giovanni Boccaccios *Filostrato* als Hauptquelle für seinen großen Versroman *Troilus and Criseyde*, sondern einen „Lollius“ (Buch I, Vers 394), der bis heute nicht verifizierbar ist. Auch die kleinen manipulativen Eingriffe in die Überlieferung und neue Perspektivfindungen gehören hierzu: Im gleichen Werk lässt er den Erzähler etwa in Bezug auf das Verhältnis der untreuen Criseyde zu Diomedes sagen, dass er, anders als seine Quellen, nicht wisse, ob sie ihm ihr Herz gab („Men seyn – I not – that she yaf hym hire herte“; Buch V, Vers 1050).

Der Palast der Göttin Fama

Besonders wichtig im Kontext der Fake News ist aber das unvollständig gebliebene Werk *House of Fame*. Chaucer verfasste es in drei Teilen wahrscheinlich zwischen 1378 und 1380, in seiner italienischen Periode. Die Grundidee dieses Traumgedichts über den Palast der Göttin Fama und ihr Wirken in der Welt geht vor allem auf eine kurze Beschreibung der Göttin in Ovids *Metamorphosen* 12.39-63 (vgl. auch Vergils *Aeneis* 4.173ff.) zurück. Fama bedeutet im Lateinischen wie auch im Englischen sowohl Ruhm als auch Gerücht. Die Entstehung dieser beiden Arten von Nachrichten – und das ist bei Chaucer originell – werden in zwei unterschiedlichen Gebäuden verortet und tragen beide dazu bei, dass sowohl wahre Nachrichten als auch Fake News in die Welt kommen:

Das erste Gebäude ist der Palast der Fama selber, wohin der Träumer „Geffrey“ (Vers 729) von einem goldenen Adler als Lohn für seine Mühen auf Geheiß des Jupiter getragen wird, um alle Arten von Nachrichten (mittelenglisch „tydnges“; Vers 644 u.ö.) von Liebenden und anderen weltlichen Dingen zu erhalten. Als lebensfremder Schreibtischtäter am Tag und Bücherwurm in der Nacht (Verse 642-660) – anspielend auf des Autors Arbeit beim Zollamt am Tag und sein literarisches Schaffen am Feierabend – würde er angeblich nämlich nicht genügend dieser Nachrichten mitbekommen. Im Haus der Fama begegnen dem Träumer verschiedene Szenarien: Da gibt es etwa Pfeiler, auf denen berühmte Literaten wie Statius und Homer stehen (Verse 1419ff.; dies ist vielleicht vergleichbar mit heutigen seriösen Nachrichten, obwohl auch „Lollius“ im Vers 1468 hier seinen Platz findet); da sind Nischen mit berühmten Sängern und Geschichtenerzählerinnen, die von unbedeutenden Harfenspielern zu ihren Füßen nachgeäfft werden (Verse 1201-1213; man mag an heutige Influencer und ihre Follower denken) oder auch Herolde, die den Ruhm der Auftraggeber gegen Bezahlung in die Welt bringen möchten (Verse 1309-1319; wieder drängt sich eine Parallele zu bezahlten Influencern auf).

Verschiedene Gruppen von Menschen, die ehrlich von ihren guten und schlechten Taten erzählen und die Göttin Fama um Bekanntheit, Ruhm oder Verschwiegenheit ersuchen, erhalten von dieser ungeachtet ihrer Verdienste und Wünsche, und frei nach ihrer Laune, Ruhm oder einen schlechten Ruf, den der Windgott Äolus mit seinen beiden Trompeten jeweils in die Welt posaunt, oder eben nichts von beidem (Verse 1520ff.). Fake News mischen sich hier also unweigerlich mit wahren Nachrichten, und der „göttliche Algorithmus“ entscheidet, welche davon viral gehen.

Im Palast der Fama erfährt der Träumer allerdings dann doch nichts von den Themen, um die es ihm eigentlich geht, nämlich was etwa über Liebe erzählt wird, über Hass, Kriege, Freuden, Hochzeiten, Gesundheit, Krankheit, Vertrauen, Eifersucht, Torheit, Überfluss, Hunger, hohe Preise, Unfälle oder auch gute und schlechte Regierungen (Verse 1961-1976). Ihm

wird jedoch berichtet, dass diese aus dem Haus der Nachrichten stammen, das in der Literatur oft als „House of Rumours“ bezeichnet wird. Dies ist der Ort von Klatsch und Tratsch.

Ein Flechtwerk voll Wahrem und Falschem

Das Haus ist in einem Tal unterhalb des Palasts der Fama zu finden und dreht sich rasend schnell um die eigene Achse (Verse 1916ff.). Ist ein solches Haus durchaus als Motiv der mittelalterlichen Romanzen bekannt, so ist sein Baumaterial bei Chaucer neu: Es besteht aus einem Geflecht von gelben, roten, grünen und weißen Zweigen (Verse 1936f.) und besitzt Öffnungen und Löcher, durch die wahre und falsche Nachrichten eindringen. So ist es voller Lärm und quietschender und knarrender Geräusche („gigges“, „chirkinges“; Verse 1942, 1943). In einem Blogpost aus dem Jahr 2021 stellt Angela Fulk eine Parallelität dieser Beschreibung zur verzahnten Struktur des Internets, der rasanten Verbreitung von Nachrichten darin und zu Twitter (jetzt: X) und Tweets (jetzt: Posts) heraus.

Nachdem der Träumer auch hier Einlass mithilfe des „Adler-Helpdesks“ erhalten hat, beobachtet er eine Vielzahl von Figuren, die sich unaufhörlich Nachrichten von Mund zu Ohr weitergeben, wobei, und dies ist schon ein Motiv bei Ovid, immer etwas hinzugefügt wird. Manchmal verbinden sich eine

Wahrheit und eine Lüge auf dem Weg nach draußen zu einer gemischten Nachricht, die nie wieder in ihre Bestandteile zerlegbar sein wird (ebenfalls ähnlich bei Ovid). Durch beide Prozesse entstehen unweigerlich Fake News. All diese, und offenbar auch wahre Nachrichten, die nicht verändert wurden, fliegen durch die Ausgänge im Haus der Nachrichten hoch zum Palast der Fama, die entscheidet, welche davon in welchem Maße und für welchen Zeitraum viral gehen werden (Verse 2115-2117).

Das Gedicht bricht unvermittelt ab, als ein großer Tumult in der Ecke der Liebesnachrichten entsteht. Den Grund für diesen Aufruhr sieht der Träumer noch, kann ihn aber nicht benennen: Es ist das Erscheinen eines „man of gret auctorite“ (Vers 2158), eines Mannes von legitimierter großer Macht. Dieses offene Ende hat in der Forschung verschiedene Interpretationen erfahren. Für unsere Gegenwart würde man sich den Auftritt eines machtvollen Faktenchecks wünschen, der die Möglichkeit schafft, zwischen wahrheitsgemäßen Nachrichten und Fake News unterscheiden zu können. *Gabriele Knappe*

Prof. Dr. Gabriele Knappe lehrt an der Universität Bamberg am Institut für Anglistik/Amerikanistik. Ihr Spezialgebiet ist die englische Sprachgeschichte.



Büchlein? Ein Opus magnum des Mittelalters!

Der Bamberger Schullehrer Hugo von Trimberg (ca. 1235 bis nach 1313) schließt im Jahr 1300 sein umfangreiches Hauptwerk *Der Renner* in fast 25.000 mittelhochdeutschen Versen ab, in dem er umfassende Bildung für alle Laien in einer groß angelegten Sammlung präsentiert.

Wenn wir heute sagen, eine Sache ist ‚ein echter Renner‘ oder ‚der Renner‘, dann meinen wir landläufig damit, dass sich eine Sache gut verkauft oder überaus begehrte ist. Der Titel des mittelhochdeutschen Hauptwerkes des Franken Hugo von Trimberg (geboren nach 1230 wohl in Oberwerrn bei Schweinfurt, gestorben nach 1313 in Bamberg) war ursprünglich nicht in diesem Sinne gemeint, wurde aber schon im Mittelalter so aufgefasst: „Renner ist ditz buoch genant/ Wanne ez sol rennen durch die lant“ („Renner wird dieses Buch genannt, weil es durch die Lande rennen soll.“), heißt es zu Beginn der alten, heute in Erlangen aufbewahrten Handschrift aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Angemessen und durchaus passend ist das deswegen, weil sich Hugos Opus magnum gleich durch mehrere Superlative auszeichnet: Es ist mit annähernd 25.000 Reimpaarversen die umfangreichste mittelalterliche Lehrdichtung in der deutschen Volkssprache. Und der Text war offensichtlich auch von seiner mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Überlieferung her im Sinne der heutigen Redewendung ‚der Renner‘: Mit mehr als 70 erhaltenen vollständigen oder fragmentarischen Handschriften gehört er zu den am häufigsten tradierten mittelhochdeutschen Verstexten überhaupt.

Werk mit langem Titel – und langer Editionsgeschichte

Die erste moderne Ausgabe des Textes wurde 1833 und 1834 vom Historischen Verein Bamberg veranstaltet. Seitdem riss das Interesse der Forschung an dem eigenwilligen Text nie mehr ab. Und auch in der Zeit davor war das Interesse im Unterschied zu vielen anderen (und heute gewiss weit-aus bekannteren) deutschsprachigen Texten des Mittelalters nie ganz erloschen: Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) plante eine Ausgabe, die nicht zustande kam, Johann Gottfried Herder (1744–1803) ebenfalls. Johann Christoph Gottsched (1700–1766) und Christian Fürchtegott Gellert (1715–1769) erwähnen das Werk, das 1549 von Cyriakus Jakob zum Bock in Frankfurt am Main unter dem folgenden, etwas verschwirbelten Titel erstmals den Weg in den Buchdruck fand:

„Der Renner. Ein schoen vnd nuetzlich buch/ Darinnen anzeiget wirdt/ eynen Jeglichen welcher werden/ wesens/ oder Standts er sey/ so wol Geystliches/ als des vndersten des Weltlichen Regiments/ Darauf er sein leben zuobessern/ vnd seinem Amt nach gebuere desselben/ außzuowarten vnd nachzukommen zu erlernen hat/ Mit viel schoenen spruechen der Heyligen schrift/ Alter Phylosophen/ vnnd Poeten weisen



Linke Seite: Bamberg's älteste Kirche St. Gangolf, einst Wirkungsstätte Hugos von Trimberg.
Foto: Berthold Werner / Wikimedia Commons

Oben: Titelseite von und Illustration aus Trimbergs *Der Renner* in der Bearbeitung von Johannes Vorster (1543).
Quelle: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/digit/cpg471/0106> / Wikimedia Commons

Von Hochmut bis Neid – Todsünden als Strukturelemente

Gegliedert ist *Der Renner* nach den sieben Todsünden in sechs Großabschnitte (die als *Distinctiones* bezeichnet werden), also einem Strukturmuster, das sich ganz an die praktische Religiosität anlehnt: 1. *hôchvart / superbia* (Hochmut), 2. *gîteit / avaritia* (Habgier), 3. *frâz / gula* (Völlerei), 4. *unkiusche / luxuria* (Wollust) 5. *zorn / ira* gemeinsam mit *nît / invidia* (Neid) und schließlich 6. *lâzheit / acedia* (Trägheit).

Warum *Der Renner* seinen Titel trägt, ist nicht völlig klar: Er geht insofern auf Hugo selbst zurück, als das Bild des Rennens im Sinne eines assoziativ von einem Gegenstand zum nächsten und zum übernächsten Schreitens häufig im Text vor kommt. Im Selbstverständnis von Hugo führt zu umfassender Bildung demnach nicht der eine lineare Weg; ein recht umfassender Anspruch, den der Titel der heute Leidener Handschrift als sprechendes Buch zu suggerieren scheint: *Der Renner pin ich genant/ Der welt lauff ist mir bekant.*

So hatte Hugo seinen Text ursprünglich jedenfalls nicht angelegt und geplant. Es handelt sich, wie man in der jüngeren Forschung gesagt hat, vielmehr um eine intellektuelle Reise, auf die der Autor sich selbst begibt.

Im Prolog spricht Hugo – wohl kaum ein reiner Bescheidenheitstopos bei am Ende fast 25.000 Versen – im Diminutiv von seinem Text als einem *büchelín*, einem Büchlein, das er in fortgeschrittenem Alter schreibt, damit seine *guoten friunt* („guten Freunde“) ihn nach seinem Tod nicht vergessen und für sein Seelenheil beten sollen. *Der Renner* ist in diesem Sinne also eine Art Vermächtnis seines Autors, der im Übrigen mehrere lateinische Werken sowie ein mischsprachig lateinisch-deutsches Gedicht über die Jugend und das Alter verfasst hat.

Lehrer am Stift Sankt Gangolf in Bamberg's Vorstadt

Hugo scheint nicht mit so viel Lebenszeit für die Abfassung seines Großwerkes gerechnet zu haben, das ihm im Laufe der Jahre immer weiter aus dem Ruder gelaufen ist. Gewirkt hat Hugo, der selbst kein Geistlicher war und der nach allem, was wir sagen können, kein Universitätsstudium absolviert hat, fast sein gesamtes Leben lang als *rector scholarum* (d. h. als einfacher Lehrer) an der Stiftsschule St. Gangolf in der Bamberger Vorstadt, der Theuerstadt. Abgeschlossen hat er den *Renner* aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahr 1300, wie er am Ende in einem langen Epilog und über sich selbst in der dritten Person sprechend stoßseufzerartig festhält:

Der diz buoch getihtet hât/ Der pflic der schuol ze Tiurstat/
Wol vierzic jâr vor Babenberc/ Und hiez Hûc von Trimberg./
Ez wart vol tihtet, daz ist wâr, / Dô tûsent und driu hundert
jâr/ Von Cristes gebürte vergangen wâren, / Drithalp jâr gelich
von den jâren/ Dô die jüden in Franken wurden erslagen, / [...].
Dâ mit si der rede ein ende!

(„Der dieses Buch gedichtet hat, hat mehr als 40 Jahre für die Schule von Theuerstadt vor Bamberg gearbeitet und er hieß Hugo von Trimberg. Es wurde vollendet, das ist wahr, als 1300 Jahre seit der Geburt Christi vergangen waren, zweieinhalb Jahre nachdem die Juden in Franken ermordet worden waren [...]. Damit sei die Erzählung beendet!“). Und dieser Beitrag ebenfalls.

Norbert Kössinger

Dr. Norbert Kössinger ist Lehrstuhlinhaber für Deutsche Philologie des Mittelalters an der Universität Bamberg.



An der Universität Bamberg unterstützt die nach Hugo von Trimberg benannte Research Academy (TRAc) junge Wissenschaftler*innen.



1275

zwölfhundert-
fünfundsiebzig

Marco Polo auf einem Nürnberger Druckblatt aus dem Jahr 1477. Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Frontispice_%C3%A9dition_de_Nuremberg_1477.png?uselang=de

Am Hofe des Großkhan

Vor 750 Jahren erreichte ein junger venezianischer Kaufmann China: Marco Polo. Was ist wahr, was Dichtung an dem gut zwei Jahrzehnte später verfassten Berichte über seine Grand Tour, die Handels- und Entdeckungsreise war, politische Mission und Abenteuerfahrt.

Marco? Polo! Wir schreiben das Jahr 1271. Schauplatz? Venedig! Der Entdecker Marco Polo, aus einer Handelsfamilie stammend, bricht gerade mit seiner Familie zu einer weiten Reise auf. Ziel ist das mongolische Reich, das sich über weite Teile des asiatischen Kontinents erstreckt.

Polo war zwar keineswegs der erste Chinareisende, doch hat er es geschafft, mit seinen Reiseberichten einen bis heute bleibenden Eindruck zu hinterlassen. Seine Reiseberichte, die später unter dem Titel *Il Milione* bekannt wurden, erzählen von einer hochzivilisierten Gesellschaft mit faszinierenden Errungenschaften wie Papiergegeld.

Der Entdecker erreichte China 1275 – nach einer Reise, die rund drei Jahre gedauert hatte. Durch seine Reiseberichte eröffnete Polo Europa eine Tür in eine bisher weitgehend unbekannte Welt. Seine Niederschriften gelten bis heute als erste umfangreiche Dokumentationen über China im Mittelalter.

Entlang der Seidenstraße

Auf der langen und abenteuerlichen Reise nach China legte Marco Polo einen ersten Stopp im Heiligen Land, in Jerusalem, ein. Von Palästina ging es nach Persien und entlang der südlichen Seidenstraße quer über den asiatischen Kontinent.

Am Ziel angekommen diente Polo dem mongolischen Kublai Khan ganze 17 Jahre lang. Der Großkhan und damit Herrscher über das Mongolische Reich des dreizehnten Jahrhunderts ernannte Polo zum Präfekten. Als Beamter des Khans bereiste Polo Asien. Es gibt Überlieferungen, dass er bereits früher zurück nach Europa reisen wollte, doch der Khan ließ ihn sowie seinen Onkel und Bruder in unruhigen Zeiten nicht ziehen. 1291 bot sich eine günstige Gelegenheit für die Polos, sich auf den Weg zurück in die Heimat Venedig zu machen. Der mongolische Herrscher bestimmte eine Prinzessin zur Heirat in Persien. Die Händler Polo begleiteten die Prinzessin und traten so den rund vier Jahre dauernden und nicht weniger abenteuerlichen Heimweg zunächst auf dem Seeweg an. Im Gepäck waren wertvolle Kuriertafeln des Großkhans, die die Reise nach China bezeugen.

1298 befehligt Polo eine Galeere im Seekrieg Venedigs gegen den Erzrivalen Genua und wird dabei gefangen genommen. Im Gefängnis in Genua kommt es zu einer schicksalhaften Begegnung mit dem Schriftsteller Rustichello. Dieser hilft Polo bei der Niederschrift seiner Erfahrungen in China. So bleibt offen, wie viel Ghostwriting und wie viel Marco Polo wirklich in den Berichten steckt. Fest steht, dass Rustichello seinen Zellengenossen als äußerst klugen Mann präsentierte, der viel Wissen auf seinen Reisen angehäuft hatte.

Von Polos Reiseberichten, die ursprünglich „die Beschreibung der Welt“ benannt werden sollten, sind circa 150 Abschriften bekannt. Das italienische Original wurde mit jeder Abschrift verändert, indem der Text gekürzt und Passagen hinzufügt wurden. Unterschiedliche Fassungen fokussieren in ihrer Schilderung auf vielfältige Charaktereigenschaften Polos, doch der authentische Kern bleibt. Ebenfalls bleibt ein deskriptiver Text, der dem Festhalten der erstaunlichen Erlebnisse dienen soll.

In Historikerkreisen bestehen Zweifel am Wahrheitsgehalt von Polos Reiseberichten. Beispielsweise erwähnt er weder die Chinesische Mauer noch das in Asien äußerst populäre

Teetrinken. Doch hierfür gibt es eine Erklärung: Die Chinesische Mauer, die wir heute als markantes Steinkonstrukt kennen, war zurzeit Polos nicht mehr als eine Ruine aus vergangenen Zeiten und diente noch keinen militärischen Zwecken. Demnach machte es auch keinen Sinn, der heutigen Sehenswürdigkeit viel Aufmerksamkeit in den Berichten zu schenken. Zudem hielt sich Polo in Teilen des mongolischen Reichs auf, in denen Tee eher unüblich war. Und so konzentriert sich die heutige Forschung nicht auf die Lücken des Berichts, sondern auf das, was geschrieben wurde.

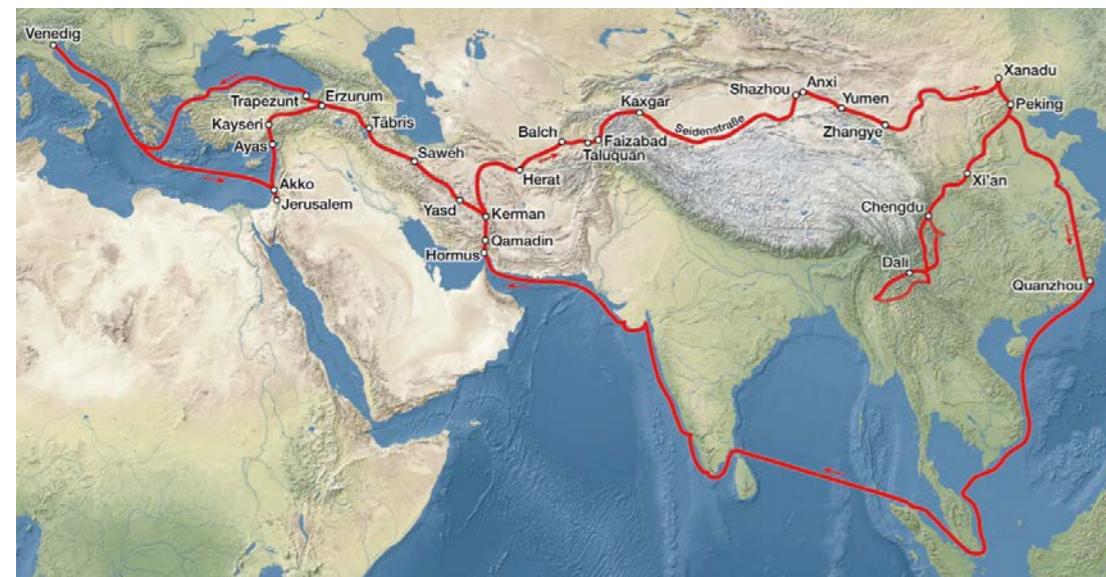
Marco Polos Reiseberichte als Film- und Serienvorlage

Marco Polos Schriften und deren Verbreitung beeinflussten die Wahrnehmung Chinas in Europa tiefgreifend. Sie wecken Neugier und Interesse, ja sogar Ehrfurcht vor den asiatischen Reichen. Die Geschichten über die Seidenstraße und das Reich des Kublai Khan führten dazu, dass sich viele Menschen im mittelalterlichen Europa überhaupt ein Bild von China machen.

Ein wesentlicher Aspekt der Wirkung von Marco Polos Berichten liegt in seiner Erzählweise. Rustichello und Polo verstanden es, in den Berichten Spannung aufzubauen. Und so ist die Geschichte Marco Polos eine viel genutzte Vorlage für heutige Filme und Serien. Anzuführen wären da die KiKa-Zeichentrickserie *Die Abenteuer des jungen Marco Polo* oder die US-Fernsehserie *Marco Polo*, die es in zwei Staffeln auf Netflix zu sehen gibt.

Die Ankunft Marco Polos in China und die Veröffentlichung seiner Reiseberichte waren Meilensteine. Nicht nur in der europäischen Geschichte, sondern auch in der Geschichte der Medien und der Kommunikation. Sie zeigen, wie kraftvoll das Erzählen sein kann und wie interkulturelle Kommunikation schon lange vor der Globalisierung existierte. *Antonia Rossa*

Studentin der Bamberger Kommunikationswissenschaft.



Reiseroute
Marco Polos.
Quelle:
Maximilian
Dörrbecker
(Chumwa) /
Wikimedia
Commons



Die deutsche Dichtung wird Kunst!

Was war vor 1000 Jahren? Viele Klischeebilder gibt es von edlen Rittern, Burgen, holden Maiden ... und viel Wissen bei den Experten. Eine Quelle der Erkenntnis sind Werke der Hochliteratur. Um 1200 erlebte sie eine frühe Blüte – Kulturerbe und Spiegel ferner Zeit.

*mich jämert wärlchen, / und hulfez iht, ich woldez clagen,
daz nû bî unsernen tagen / solch vreude niemer werden mac,
der man ze den zîten nfluß (Iwein vv. 49-53)¹*

Mit dieser *laudatio temporis acti*, dem Lobpreis der vergangenen Zeiten, leitet Hartmann von Aue das Ende seines *Iwein*-Prologs ein. Der Autor nennt sich zuvor selbst und bezeichnet sich als gelehrten Ritter im Stand eines Ministerialen zu Aue. Unmittelbar darauf schildert er den Beginn eines Festes am Artushof, das, wie immer in solchen Texten, das schönste und klügste und beste aller Zeiten ist.

So verwundert es dann auch nicht, dass dem Autor/Erzähler nichts anderes als die obige Zeitklage übrigbleibt: Er bedauert es sehr, dass ein solche *vreude* in seiner Zeit (*nû*) nicht mehr möglich sei. Würde es etwas helfen, dann würde er das beklagen! Doch in einmaliger und überraschender Wendung steht am Ende des Prologs Optimismus. Er, der Autor/Erzähler, wollte damals, zu Zeiten der Artusfeste, nicht gelebt haben.

denn dann lebte er ja jetzt nicht, wo es uns, also ihm sowie seinem Publikum von damals bis zu den heutigen Rezipierenden im Jahr 2026, noch mit den Geschichten (*maeren*) so richtig gut gehen soll. Damit bahnt sich das Bewusstsein der Überlegenheit der Fiktionalität über die Faktizität zumindest an; die deutsche Dichtung wird nach Helmut de Boor „zum ersten Mal Kunst“⁴²

- Erstaunlich erscheint dabei, dass die Zeit um 1200 von tiefgreifenden Umwälzungen, politischer und auch gesellschaftlicher Instabilität geprägt ist

Im Zentrum Europas tobt der Thronstreit zwischen Staufern und Welfen, der das Reich in konkurrierende Machtzentren spaltet. Walther von der Vogelweide beklagt die Folgen in seinem sogenannten Reichston³. Nach dem ikonischen Beginn *ich saz üf einem steine* überlegt sich ein Ich, wie man in diesen Zeiten leben kann, in denen *untriuwe ist in der sâze* (auf der Lauer), *gewalt vert üf der strâze, fride unde reht sint sêre wunt*. Prominentestes Opfer dieses Konfliktes ist sicherlich der

staufische König Philipp von Schwaben, der 1208 in Bamberg ermordet wurde.

Tugendcodes im Dienste des Feudalsystems

Inmitten dieser gesellschaftlichen Wirren entwickelte sich bereits ab der Mitte des 12. Jahrhunderts von der Romanica kommend eine gesellschaftlich-kulturelle Konstante, die über politische Grenzen hinweg Anerkennung fand: die höfische Kultur⁴. In den Zeiten des Umbruchs wurde der Hof, sei er königlich, fürstlich oder geistlich, zum Zentrum nicht nur der Herrschaftsausübung, sondern auch immer der öffentlich inszenierten kulturellen Selbstvergewisserung, zu der auch die Produktion und Aufführung von Literatur gehört. Höfisch bedeutet dabei immer ‚am Hofe‘, ‚dem Hofe zugehörig‘. Dies beansprucht zum einen stets Zugehörigkeit, markiert aber zum anderen auch immer sehr deutlich den Ausschluss derer, die nicht dazugehören.

Proklamiert wird dabei ein hochkomplexes System von ritualisierten Tugendcodes, zum Beispiel von *êre* und *mâze*, Ansehen und Maßhalten beziehungsweise Affektkontrolle. Systemstabilisierend wirkt dieses Modell, indem die Feudalgesellschaft mit ihrer scheinbar unverrückbaren, weil gottgegebenen Dichotomie von Freiheit und Unfreiheit, Herrschaft und Dienst eben nicht mit der eigenen adeligen Abstammung, sondern dem erfolgreichen Absolvieren eines höfischen Erziehungsprogramms (mhd. *zuht*) legitimiert wird. Im *Armen Heinrich* Hartmanns von Aue heißt es vom gleichnamigen Protagonisten, er sei *ein ganziu krône der zuht* (v. 64)⁵. Die eigene Gesinnung (mhd. *muot*) und das dafür zugesprochene Ansehen (mhd. *êre*) werden also wichtiger als die natürlich auch vorhandene adelige Abstammung, die im Falle Heinrichs gewiss den Fürsten gleicht.

Feste als Ausdruck adligen Selbstbewusstseins

Dieses sich selbst und auch der ganzen Welt immer wieder Vor-Augen-Halten der eigenen gesellschaftlichen Spitzenstellung zeigt sich exemplarisch im Ausnahmezustand der *hôchgezîten*, den großen Hoffesten, wie zum Beispiel dem legendären Mainzer Hoffest von 1184. Solche Feste sind Ausdruck der Ordnungsidee des adligen Selbstbewusstseins. Sie stellen die eigene Macht zur Schau, zelebrieren Gemeinschaft und sind Bühne für die Inszenierung eben dieser höfischen Kultur. In Hartmanns *Iwein* finden sich beim Hoffest von König Artus die schönsten, klügsten und allerbesten höfischen Menschen aller Zeiten ein.

Ein böser Mensch gilt dort nichts. Gleichzeitig wird ihnen all das geboten, was sie sich nur wünschen können. Der Ablauf dieses Hoffestes im *Iwein* ähnelt allen anderen in der höfischen Literatur aber auch denen in der zeitgenössischen Realität. Nach dem gemeinsamen Kirchgang und dem Frühstück startet das kulturelle Rahmenprogramm: neben Ritterspielen gibt es Gesang, Tanz und Musik, aber auch Erzählungen von *seneder*

arbeit und von grôzer manheit. Es zeigt sich also, dass die Literatur fester Bestandteil des höfisch-herrschaftlichen Spaß- und Enkulturationsprogrammes ist.

Höfische Romane als wirkmächtige Werkzeuge eines sozio-kulturellen Netzwerks

In dieser Selbstvergewisserung spielen die gattungsbegründenden höfischen Romane wie *Erec*, *Iwein* Hartmanns und der *Parzival* des fränkischen Autors Wolfram von Eschenbach eine zentrale Rolle. Sie entstehen nicht abseits des Hoflebens, sondern sind darin eingebettet: gefördert von fürstlichen Auftraggebern, verfasst von rhetorisch gebildeten Autoren, die die höfischen Spielregeln kennen, und rezipiert von einem Publikum, das sich in ihnen wiedererkennt – oder wiedererkennen soll. Diese Texte sind damit nicht realitätsferne Wunschbilder, wie sie uns heute erscheinen mögen, sondern wirkmächtige kulturelle Werkzeuge:

Sie zeigen modellhaft auf, wie man sich in der höfischen Welt zu bewegen hat, welche Normen gelten, welche Grenzüberschreitungen möglich oder gefährlich sind. Damit bieten sie jungen Adeligen nicht nur Unterhaltung, sondern ein regelrechtes Lernangebot, das zugleich die gesellschaftliche Ordnung stabilisiert.

Die Wirkung dieser Texte reicht weit über ihre Entstehungszeit hinaus. Als Teil eines ästhetisch verdichteten kulturellen Gedächtnisses haben sie Vorstellungen von Anstand, Ehre und Status bis heute mitgeprägt – in der Forschung ebenso wie in der populären Mittelalter-Rezeption. Ihre Sprache, Bilder und Erzählweisen erzählen uns bis heute etwas über eine Welt, die sich durch Form zusammenhielt – und gerade darin ihren Reiz entfaltet.

Literatur als kultureller Orientierungsrahmen

So lässt sich die höfische Kultur um 1200 vielleicht als kulturelles Netzwerk beschreiben, das durch Wiedererkennbarkeit, Ritualisierung und ästhetische Codierung funktioniert. In einer Welt ohne klare Zentralmacht, in der Legitimität umkämpft und Herrschaft fragmentiert war, schafft sie einen kulturellen Orientierungsrahmen, in dem die deutschsprachige Literatur eine erste Blütezeit erlebt. Wie der Autor/Erzähler des *Iwein* beklage auch ich es knapp 850 Jahre später nicht, dass ich damals nicht gelebt habe, denn jetzt geht es uns mit ihren Geschichten so richtig gut.

Und, gerade in diesen unseren Zeiten scheint der zeitgenössische Appell aus dem *Welschen Gast* des Thomasins von Zerklaere nicht mehr anachronistisch, sondern eher von „erschreckender Aktualität“ (Eva Willms)⁶:

Juncherren suln von Gâwein / hoeren, Clîes, Êrec, ïwein, / und suln rihten sîn jugent / gar nâch Gâweins reiner tugent. / volgt Artûs, dem kûnege hêr, / der treit iu vor vil guote lêr ... war-tâ, wartâ, wie si drungen, / die rîter von der tavelrunden, /

einr vûrn ander ze vrümkeit! / kint, lât iuch niht an trâkeit / und volget vrumer liute lêre, / des kommt ir ze grôzer êre. (vv. 1041- 1058)

(Junge Herren sollen von Gawein, Cliges, Erec, Iwein hören und ihr junges Leben ganz nach Gaweins makellosen Tugend ausrichten. Ahmt den edlen König Artus nach, der gibt euch vorzügliche Lehren, ... Seht doch, seht, wie die Ritter der Tafelrunde einer den andern an Tüchtigkeit zu übertreffen suchten! Ihr jungen Leute, verfallt nicht dem Müßiggang und befolgt die Lehren tüchtiger Menschen, dadurch gelangt ihr zu großem Ansehen.)

Detlef Goller

Anmerkungen

- 1) Zitiert nach: Hartmann von Aue: *Gregorius. Der Arme Heinrich. Iwein*. Herausgegeben und übersetzt von Volker Mertens. Herausgegeben und übersetzt von Volker Mertens. Frankfurt a. M. 2008 (Deutscher Klassiker Verlag im Taschenbuch 29).
- 2) Helmut de Boor: *Die höfische Literatur. Vorbereitung, Blüte, Ausklang. 1170-1250*. 11. Aufl., bearb. Von Ursula Hennig. München 1991, S. 1.
- 3) Vgl. zum Folgenden die immer noch grundlegende und leider nicht mehr gedruckte Einführung zum Thema von

Joachim Bumke: *Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter*. München 2005.

4) Zitiert nach: Walther von der Vogelweide. *Leich, Lieder, Sangsprüche*. 16., verbesserte und aktualisierte Auflage. Basierend auf der von Christoph Cormeau besorgten 14. Ausgabe Karl Lachmanns und der von Thomas Bein um Fassungssitionen, Erschließungshilfen und textkritische Kommentare erweiterten 15. Auflage. Hg. v. Thomas Bein. Edition der Melodien von Horst Brunner. Berlin/Boston 2023.

5) Zitiert nach: Hartmann von Aue: *Gregorius. Der Arme Heinrich. Iwein*. Herausgegeben und übersetzt von Volker Mertens. Herausgegeben und übersetzt von Volker Mertens. Frankfurt a. M. 2008 (Deutscher Klassiker Verlag im Taschenbuch 29).

6) Zitiert nach: Thomasin von Zerklaere: *Der Welsche Gast*. Ausgewählt, eingeleitet, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Eva Willms. Berlin/New York 2004, S. 15.

Dr. Detlef Goller ist Akademischer Direktor am Bamberger Lehrstuhl für Deutsche Philologie des Mittelalters.

„Mittelalter macht Schule“ ist der Titel eines Großprojekts, das er seit mehr als einem Jahrzehnt leitet, um Schülerinnen und Schüler die ferne Welt der Zeit zwischen 500 und 1500 n. Chr. nahezubringen.



Abbildungen:

S. 179 links: Autorminiatur Walther von der Vogelweide aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift (Codex Manesse) cpg 848 fol. 124r. Universitätsbibliothek Heidelberg, <https://doi.org/10.11588/diglit.2222#0243>

S. 179 rechts: Autorminiatur Hartmann von Aue aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift (Codex Manesse) cpg 848 fol. 184v. Universitätsbibliothek Heidelberg, <https://doi.org/10.11588/diglit.2222#0364>

Rechts: Autorminiatur Wolfram von Eschenbach aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift (Codex Manesse) cpg 848 fol. 124r. Universitätsbibliothek Heidelberg, <https://doi.org/10.11588/diglit.2222#0294>



Die Vinland-Sagas

Fast 500 Jahre vor Kolumbus, um das Jahr 1000, erreichen Wikinger erstmals die Küste Amerikas. Ihre Geschichte wird überliefert in Erzählungen, die erst Jahrhunderte später Eingang in die Schriftkultur finden.

Der Wind heult über das Nordmeer, das Segel flattert, ein Schiffsrumpf schneidet durch den Nebel. „Land!“, schreit einer der Männer, sein Ruf treibt die Ruderer zu neuer Kraft an. Nach mehreren Wochen auf offener See können die Seemänner endlich die lang ersehnten Zeichen des Festlands ausmachen: Möwen kreisen über ihren Köpfen, die Wellen brechen sich an der felsigen Küste. Vor ihnen liegt eine Welt, die ganz anders ist als ihre Heimat — sie ist grüner und freundlicher. Dichte, unbekannte Wälder erstrecken sich bis zum Horizont.

Es ist das Jahr 1000 nach Christus, als Leif Eriksson, Sohn Eriks des Roten, als erster Europäer amerikanischen Boden betritt. Den Ort, an dem die Nordmänner landen, nennen sie Vinland. Die Ankunft in Amerika ist der Höhepunkt einer langen Geschichte wikingerischer Expansion. Ihre Schiffe trugen sie nach Russland, Konstantinopel, Island und Grönland. Die Fahrt nach Amerika ist ihre längste und gefährlichste Route – ein eindrucksvoller Beweis ihrer Navigations- und seefahrerischen Fähigkeiten. Die Gründe für die Ausbreitung der Wikinger sind vielfältig. Anders als die heutige Filmindustrie vermuten lässt, sind es

nicht nur Raubzüge und kriegerische Motive, welche die Wikinger dazu bringen, ihre Heimat zu verlassen. Neben Handelsinteressen und Entdeckergeist ist es vor allem Ressourcenmangel, der die Nordmänner ins Unbekannte zieht.

Vermutlich kursierten bereits in Leif Erikssons Zeit mündliche Berichte über unbekannte Länder im Westen. Ein Name taucht dabei immer wieder auf: Bjarni Herjólfsson. Er soll bei einer Irrfahrt Land gesichtet haben. Vielleicht war es diese Erzählung, die Leif zur See zog.

Fest steht: Nicht nur die Reise war ein Erfolg, sondern auch die nachfolgende Besiedlung. Davon zeugen mehrere archäologische Funde, wie etwa das Wikingercamp bei L'Anse aux Meadows in Neufundland, das in den 1960er Jahren ausgegraben wurde.

Christian Krogh: „Leif Eirikson discovering America“ (1893). Quelle: National Museum of Art, Architecture and Design, Oslo / Wikimedia Commons

Wie Geschichten Jahrhunderte überleben

Zunächst mündlich überliefert, wurde die Geschichte von Leif Eriksson erst rund 200 Jahre nach den mutmaßlichen Ereignissen festgehalten. In zwei Texten, der Grönland-Saga und der Saga von Erik dem Roten, wurde die Geschichte von Mönchen oder Gelehrten schließlich verschriftlicht. Beide Sagas beschreiben mehrere Fahrten nordischer Seefahrer nach Vinland. In ihnen finden sich Hinweise auf die Natur des Landes, den Alltag der Siedler und sogar auf Begegnungen mit indigenen Völkern – die sogenannten Skrälinger.

Zwar enthalten die Sagas Elemente der Fiktion, trotzdem gelten sie als wertvolle historische Quellen mit hohem Wahrheitsgehalt. Sie wurden nicht für ein breites Publikum, sondern als exklusiver Wissensspeicher innerhalb der skandinavischen Tradition erstellt.

Die Texte überlebten in Handschriften wie der *Haukbók* und der *Flateyjarbók*, gerieten aber lange in Vergessenheit. Erst im 17. Jahrhundert wurden sie im Zuge dänischer

wissenschaftlicher Erkundung neu entdeckt. Bis dahin galt Columbus als großer Entdecker Amerikas. Im 19. Jahrhundert fanden sie besonderen Anklang bei skandinavischen Auswanderern in Nordamerika, die die Geschichte von Leif Eriksson als Teil ihrer kulturellen Identität aufgriffen. Auch über Skandinavien hinaus ist Leif Eriksson heute noch bekannt. Dazu tragen vor allem moderne Medien bei: TV-Serien wie *Vikings*, Kinderbücher, Romane und Filme erzählen das Vinland-Abenteuer in immer neuen Varianten weiter.

Die Vinland-Sagas sind ein frühes Zeugnis medialer Geschichtsschreibung – keine nüchternen Chroniken, sondern lebendige Erinnerungsträger menschlicher Errungenschaften. Vielleicht gelingt es ihnen gerade durch ihre Mischung aus Fakten und Mythos, die Reise des Leif Erikssons eindrücklicher festzuhalten als neutrale Dokumentationen es könnten.

Leonie Fränkle

Studentin der Bamberger Kommunikationswissenschaft.

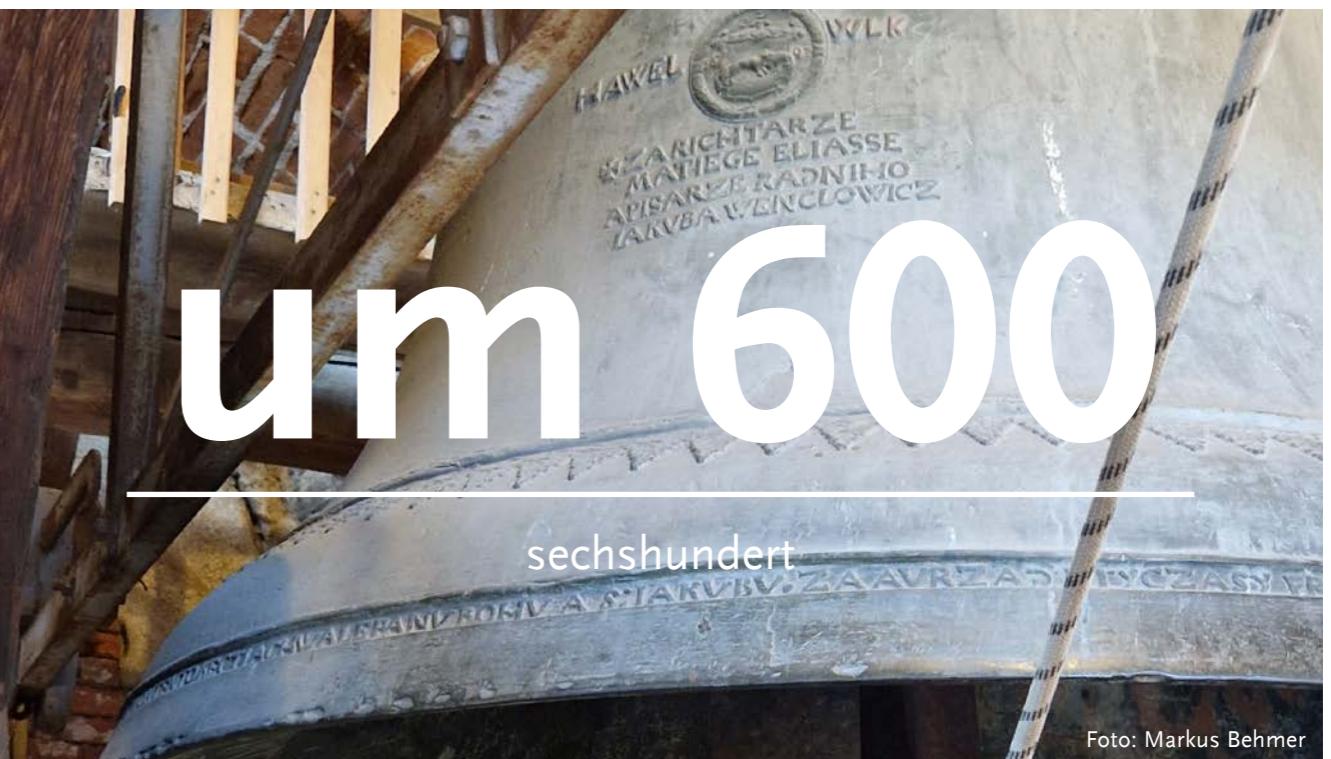


Foto: Markus Behmer

Hörst Du nicht die Glocken?

Sonnen-, Wasser- und Sanduhren haben eines gemein: Sie sind Zeitanzeiger – aber stumme. Dass die Zeit auch akustisch verrinnt, wissen wir spätestens seit dem 6. Jahrhundert: Vor etwa 1500 Jahren wurde der Glockenschlag zum Anzeigen der Stunden eingeführt.

Glocken und deren Vorgänger begleiten die Menschheit lange. In China werden vor fünf Jahrtausenden erste Exemplare geschaffen: Klangkörper aus Kupfer; noch ohne Klöppel und in Form eines Bienenkorbes. Der Anschlag erfolgt durch ein

Hämmern an die Außenseite. Im antiken Rom kommen ebenso „Verwandte“ der Glocken vor: Schellen werden geschlagen und Glöckchen hängen an einem der vielen Jupitertempel in der Ewigen Stadt.

Auch das Christentum wird hellhörig. Im 5. Jahrhundert erreicht die Glocke europaweit Popularität. So in Irland, wo nach der Missionierung eine eigene klösterliche Kultur entsteht – inklusive Handglocken aus Eisen oder Bronze. Sie sind ein perfekter Signalgeber für die Verkündigung der christlichen Botschaft im Gottesdienst. Bereits ein wenig früher wurde die Glocke im frühchristlichen Italien zum stationären Rufinstrument und kündigte die klösterliche Messe an. Auf wen dies zurückgeht, ist nicht gesichert, aber vielfach werden der Kirchenvater Hieronymus oder die Bischöfe Severus von Neapel und Paulinus von Nola genannt. Später verschmelzen die verschiedenen liturgischen Linien.

Der praktische Nutzen des Rufinstruments mündet alsbald in den Einsatz der Glocke als Uhr. Im Laufe des 6. Jahrhunderts wird das Geläut zum Anzeigen der Stunden in Klöstern eingeführt. Für die Ordensgemeinschaft eine bedeutende Neuerung: Die acht Gebetszeiten – von Benedikt von Nursia in Psalm 119 vorgeschrieben („Ich lobe dich des Tages siebenmal“ und „Zur Mitternacht stehe ich auf, dir zu danken“) – können so leicht eingehalten werden. Das weithin hörbare Glockengeläut bedeutet Tagesstruktur.

Bruder Jakobs Wecksignal

Sinnbildlich steht das Lied vom Frère Jacques. Im französischen Original ist er während der Nachtwache eingenickt und versäumt, der Klostergemeinschaft zum Nachtgebet zu läuten. In der deutschsprachigen Version kommt Jakob erst gar nicht aus den Federn: „Schläfst Du noch?“, ruft es ihn zum Tagwerk. Weil im Kloster weniger gepredigt, sondern vor allem gearbeitet wird, ist es aber kaum verwunderlich, dass Jakob an diesem Morgen so müde ist: „Ding, dang, dong.“

Die neuartige Zeitanzeige dehnt sich über die Jahrhunderte auf die gesamte christliche Gemeinde aus. Glocken werden an Giebeln, später an Dachreitern montiert. Ab dem 9. Jahrhundert wachsen erste Kirchtürme empor, die auch das Umland erreichen sollen. Zwar müssen Glocken in früheren Zeiten mit weniger Schallpegeln konkurrieren, dennoch ist der



Glocken in der Jesuitenkirche im tschechischen Weltkulturerbe-Städtchen Telč.
Foto: M. Behmer

Klangraum mittelalterlicher Städte und Dörfer mitnichten still. Es ist bedeutend, dass das Klingeln jedes Geräusch zu übertonen im Stande ist. Mit dieser Erreichbarkeit sorgen die Kirchen für eine Synchronisierung des städtischen wie ländlichen Lebens.

Aber nicht nur ganze, halbe oder Viertelstunde können Glocken anzeigen. Sie entwickeln sich zum Nachrichtenmedium für die breite Öffentlichkeit und kommunizieren allerhand Ereignisse: Der dumpfe, getragene Klang der Totenglocke macht klar, einem Mitglied der Gemeinde hat das letzte Stündlein geschlagen. Gemeinsam mit dem akustischen Frohlocken zu Taufe und Trauung begleitet das Glockenspiel den Rhythmus des Lebens. Glocken besitzen als auditives Zeichensystem eine immense Bedeutung und ein jeder versteht, welche Nachricht die Signale hoch über den Köpfen verbreiten.

Alles Alltägliche wird an die große Glocke gehängt: Eine Zinsglocke ermahnt zur Abgabe; das Marktläuten ruft den Kaufmann zum Markttreiben. Am wichtigsten ist die Funktion als Warnsystem: Rückt ein feindliches Heer an, zeigt eine Signalglocke die Gefahr an. Bei Seuchen, Feuer und Fluten ist das Glockengeläut existenziell. Und immer wenn sich der Allmächtige über die Glocke meldet, soll dies Gefahren abwehren. (Gespenster meiden Glockengeläut, daher kommen sie nur zur Geisterstunde heraus, ehe der Glockenschlag um ein Uhr den neuen Tag und damit den Schutz zurückbringt.) Glockengeläut sorgt für Vergemeinschaftung. Wer außerhalb der Hörweite lebt, bleibt wortwörtlich taub für Ereignisse des sozialen Miteinanders. Und wer den bekannten Klang nicht mehr vernimmt, hat sich wohl zu weit vom vertrauten Ort entfernt: Stundenläuten als Symbol für Sicherheit.

Die Sprache der Glocken ist heute vielen unbekannt; die Zahl derer, die diese Codes verstehen, sinkt. Die Klangkörper stehen für ein aussterbendes Kommunikationssystem. Das Anzeigen der Zeit durch Glocken ist seit der Taschenuhr praktisch bedeutungslos. Aber als akustisches Symbol im „wechselvollen Spiel des Lebens“ (Schillers *Glocke*) haben sie durchaus noch Gehalt. Bis sie einst verstummen? Matthias Kast



525

fünfhundertfünfundzwanzig

Boethius und die Philosophie

Im Jahr 525 lässt Theoderich der Große Boethius hinrichten. Philosophen können gefährlich leben und dramatisch sterben, dafür ist Boethius‘ Schicksal ein Beispiel. Es lehrt uns, wozu philosophisches Denken gleichwohl in der Lage ist.

Es war zu Zeiten des Kalten Krieges eine gängige Anekdote: „Ihr habt es gut: Wenn wir Fehler machen, sterben Leute. Bei euch besteht da keine Gefahr“, so sagt der Chirurg oder der Bauingenieur zum Philosophen, dessen umstrittene Antwort lautet: „Naja, wenn jemand von uns einen Fehler macht, verschwindet nur wenig später ein beträchtlicher Teil der Menschheit eingesperrt hinter einem eisernen Vorhang.“ Es ist für die Menschheit also durchaus gefährlich, wenn sich Philosophen politisch wirksam zeigen, übrigens auch dort, wo es nicht so scheint, als hätten die Philosophen das mit Erfolg getan: bei Voltaire und König Friedrich II. etwa und womöglich auch im Fall der „Sympathie a priori“, zu der sich Sartre der RAF gegenüber bekannte.

Nähe zur Politik – ein gefährliches Unterfangen

Umgekehrt ist es für die Philosophen nicht weniger gefährlich, wenn sie sich in die Nähe der Politik begeben. Platon bei Dionysius von Syrakus kann da als Menetkel dienen: Der

Philosoph wurde vom wütenden Tyrannen schließlich in die Sklaverei verkauft. An Seneca und Nero sieht man es ebenfalls, dem Stoiker blieb nur noch der Selbstmord, oder an Thomas Morus, dem Verfasser der *Utopia*, der als Lordkanzler von England auf Geheiß seines Souveräns entthauptet wurde. Zenon von Elea wurde als Dissident vom Tyrannen Nearchos umgebracht, Kallisthenes als „embedded journalist“ im makedonischen Heer auf Geheiß von Alexander dem Großen. Und der heidnische Kaiser Maximinus ließ der Legende nach an einem einzigen Tag 50 seiner Hofphilosophen exekutieren, weil sie es nicht vermochten, auf seinen Befehl hin die heilige Katharina in einer Podiumsdiskussion mit Argumenten zu widerlegen. Man könnte die Reihe der Erzählungen über Einkerkerungen, Misshandlungen und Hinrichtungen von Philosophen durch politische Machthaber noch lang fortsetzen, und es ist auch nicht vollkommen auszuschließen, dass diejenigen recht haben könnten, die hinter dem Prozess gegen Sokrates parteigebundene Ressentiments aus der Athener Zeitpolitik vermuten.

A propos Sokrates: Es gibt eine fast schon genrebildende Anzahl von Philosophen, die ihre Opferrolle im Angesicht des Todes noch im Gefängnis mit ungeheurem Erfolg propagandistisch zu nutzen verstanden. Sokrates, Antonio Gramsci und Boethius zum Beispiel.

Das Wildromantische bei eingekerkerten Philosophen ist dabei immer die Vorstellung, dass und wie sie im Angesicht der existenzbedrohenden Situation zeigen, was die Philosophie wirklich wert ist. Und dass sie ganz auf sich zurückgeworfen werden: Keine Bibliothek, keine Universität, keine Arbeitsmittel. Was da zu Papier gebracht wird, gilt als reiner, authentischer Gedankengang, als „echt philosophisch“, ohne jeden akademischen Ballast: Bertrand Russells *Einführung in die mathematische Philosophie*, 1918 in der Justizvollzugsanstalt Brixton entstanden, und Gramscis *Gefängnishefte* strahlen als Beispiele dieses idealisierenden Verdachts – und eben die *Consolatio Philosophiae*, das Buch vom Trost der Philosophie, das Boethius in Erwartung seines baldigen Todes schrieb. Warum er weggesperrt wurde, lässt sich heute kaum mehr rekonstruieren, er

war eben Leidtragender der großen Politik geworden. Im Jahr 525 wurde er auf Befehl seines Königs hingerichtet.

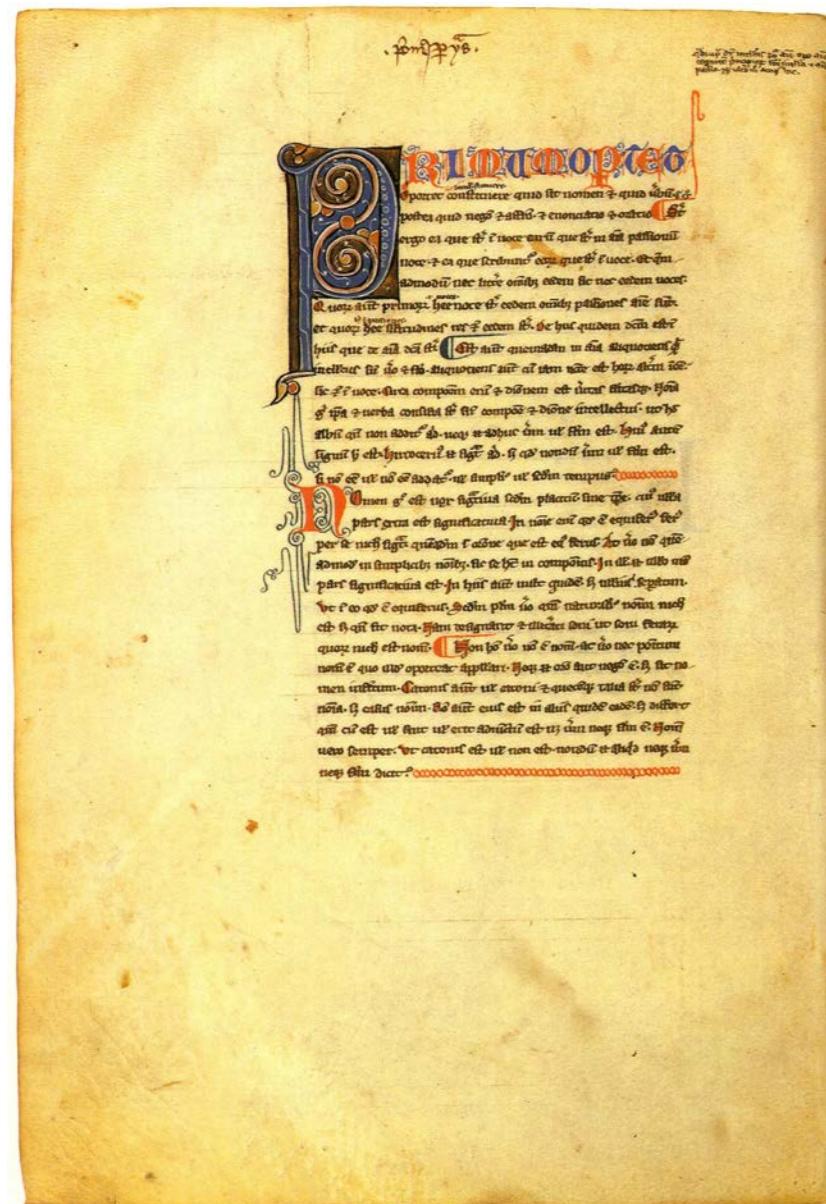
Die Crux mit den drei Wünschen

In seinem Buch beschreibt er die Vision eines leibhaften Besuchs der „hohen Dame Philosophie“, die ihn angesichts seiner schlimmen Lage aufzurichten versucht: Es gebe ein höchstes Gut, das alle anderen integriert und plausibel oder unplausibel macht. Und wie Schiller belehrt sie ihn: Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld. Ob das ein echter Trost ist, steht dahin. Doch eine Sache ist auffällig: Die Personifikation der Philosophie begegnet Boethius in der Art, wie im Märchen die gute Fee, die drei Wünsche gewährt, dem in Not geratenen Helden der Handlung.

Im Märchen ist es oft so, dass bereits einige andere, meist hochmütigere oder vermeintlich schlauere Charaktere durch die Erfüllung ihrer drei voreiligen oder ichzentrierten Wünsche ins Verderben gelaufen sind. Doch der Held des Märchens wünscht klug und findet sein Glück. Be careful what you

wish for, ist die Moral der Gute-Fee-Märchen.

Boethius ist beides in einem, so merkt man im Verlauf seines Buchs: Er ist ein Privilegiert, der sich seine hohe Stellung gewünscht hat und dadurch jetzt als Politiker ins Verderben gerät. Und er ist genauso der in Not geratene kluge Held, der sich von der Philosophie das Rechte zu wünschen vermochte für sein Leben. Das ist es, was am Ende in der Selbstbetrachtung des Boethius überwiegt. Vielleicht ist das der eigentliche Trost der Philosophie: Die Verheißung, dass man als Philosoph um sich selbst weiß und damit auch darum, was man sich wünschen und worauf man sein Augenmerk richten soll, um das Leben trotz aller Fährnisse glücken zu lassen. *Christian Schäfer*



Dr. Christian Schäfer ist Professor für Philosophie an der Universität Bamberg. Dass er bereits vor 25 Jahren mit einer Studie über „die Frage nach dem Woher des Bösen“ habilitiert wurde, ist sicher auch eine hervorragende Grundlage dafür, sich mit üblem Umgang der Mächtigen mit Philosophen zu beschäftigen.

Abbildungen:

S. 187: „Boethius lehrt seine Schüler.“ Vorseite eines Manuskripts von 1385. MS Hunter 374 (V.1.11), Glasgow University Library

Links: Der Anfang von Aristotes' *De interpretatione* in der latein. Übersetzung von Boethius. Bibl. Apostolica Vaticana, Vaticanus Palatinus lat. 988, fol. 21v. / Wikim.Commons



Schutz, Kunst und Medium

Die Geschichte des Bucheinbandes ist eine des Wandels und der Anpassung. Ab ca. 400 n. Chr. beginnt sich der Einband zu einem zentralen Bestandteil des Buches zu entwickeln. Er ist nicht nur Schutz, sondern auch Ausdruck von Kunst und Mittel der Kommunikation.

In der Antike ist Papyrus, meist in Form von Rollen, das dominierende Schreibmaterial. Dies ist jedoch unhandlich und aufgrund der fragilen Struktur anfällig für Beschädigungen. Mit der Etablierung des Kodex – einer Form mit gefalteten und gebundenen Seiten – beginnt sich die Art und Weise, wie Wissen aufgezeichnet und verbreitet wird, grundlegend zu verändern. Der Kodex ermöglicht das Schreiben auf beiden Seiten eines Blattes und erleichtert das Zusammentragen von mehr Informationen.

Die Einführung von Pergament, der speziell aufbereiteten Haut von Tieren, als Schreibmaterial, macht den Kodex langlebiger und praktischer als die fragilen Papyrusrollen. Besonders die katholische Kirche treibt diese Entwicklung voran, da sie den Kodex für die Verbreitung heiliger Schriften bevorzugt. Doch mit dem neuen Format kommt auch die Notwendigkeit eines stabilen Einbands, um die kostbaren Seiten zu schützen. Die ersten Bucheinbände bestehen aus Holzplatten, die mit Leder überzogen werden – eine robuste Konstruktion, die den Inhalt vor äußeren Einflüssen bewahrt. Schon früh beginnen Buchbinder, diese Einbände zu verzieren. Symbole wie Kreuze oder auch Tiermotive finden ihren Weg auf die Lederoberflächen und verleihen den Büchern eine besondere Bedeutung. Im Mittelalter erreicht die Gestaltung von Bucheinbänden ihren Höhepunkt: Klöster fertigten prächtige Einbände aus Gold, Silber oder Edelsteinen an, die nicht nur Schutz bieten, sondern auch den spirituellen Wert des Inhalts unterstreichen

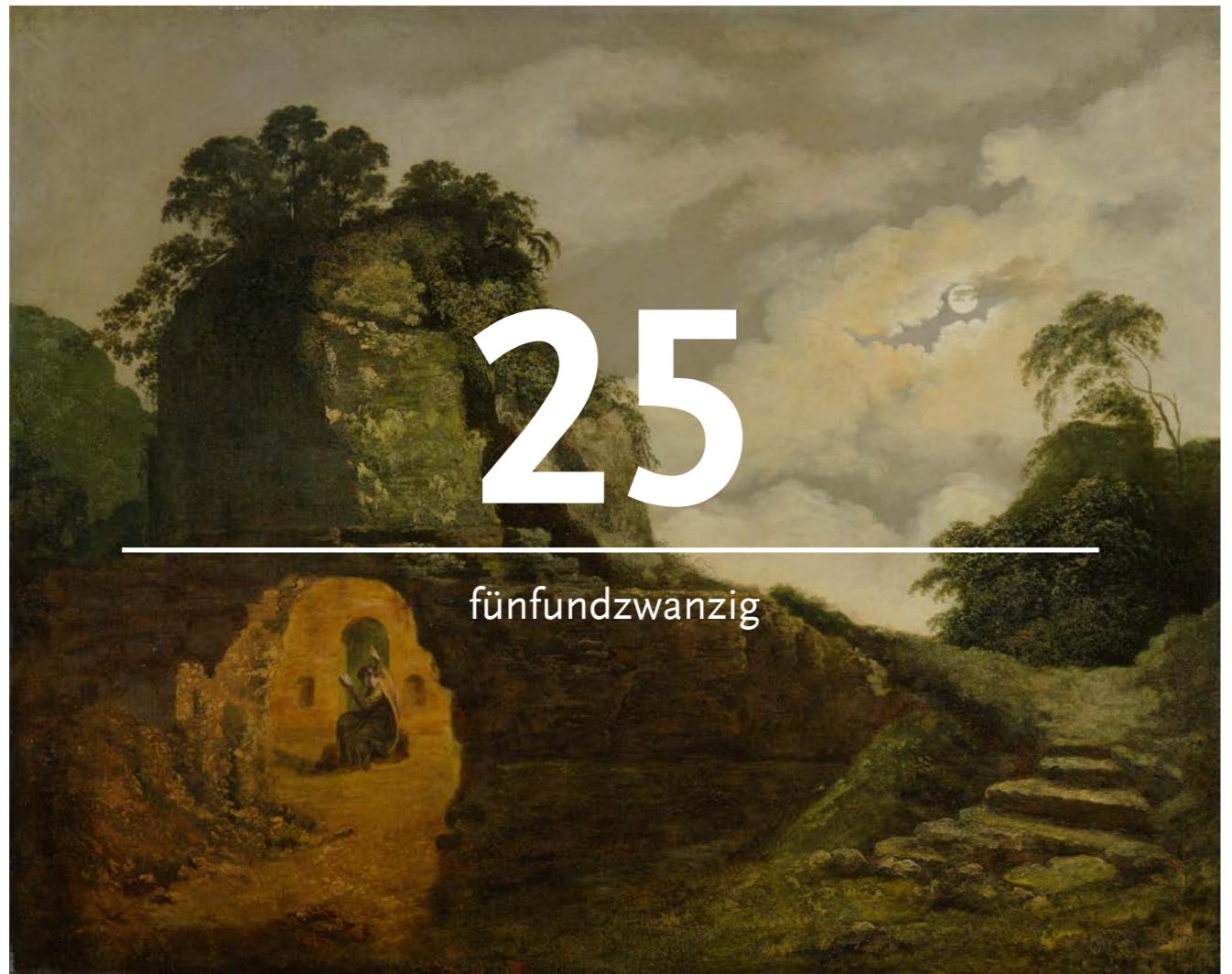
sollen. Der Bucheinband wird so zum Ausdruck von Prestige und kultureller Bedeutung.

Neben seiner schützenden Funktion entwickelt sich der Bucheinband zunehmend zu einem eigenen Medium der Kommunikation. Bereits im frühen Mittelalter signalisieren Verzierungen und Symbole den Inhalt oder den Besitzer eines Buches. Mit der Erfindung des Buchdrucks im 15. Jahrhundert wird der Einband zudem ein Marketinginstrument: Titel und Autorenname werden prominent platziert, um Leser anzusprechen. Die Gestaltung eines Einbands vermittelt auch Botschaften über den Wert des Buches: Schlichte Lederumschläge weisen auf Alltagsbücher hin, während kunstvolle Einbände exklusive Werke repräsentieren. Der Bucheinband wird so zu einem Medium, das nicht nur Wissen bewahrt, sondern auch dessen Bedeutung kommuniziert.

Die Entwicklung des Bucheinbandes zeigt, wie eng die materielle Gestaltung eines Mediums mit seiner Funktion und Bedeutung verknüpft ist. Vom schlichten Schutzmantel für Texte bis hin zum kunstvoll gestalteten Kommunikationsmedium spiegelt der Bucheinband die kulturellen Werte und technischen Fortschritte seiner Zeit wider. Er ist nicht nur ein funktionales Element, sondern auch ein Zeugnis dafür, wie sich die Form eines Mediums an die Bedürfnisse der Gesellschaft anpasst.

Luca Behr

Student der Bamberger Kommunikationswissenschaft.



25

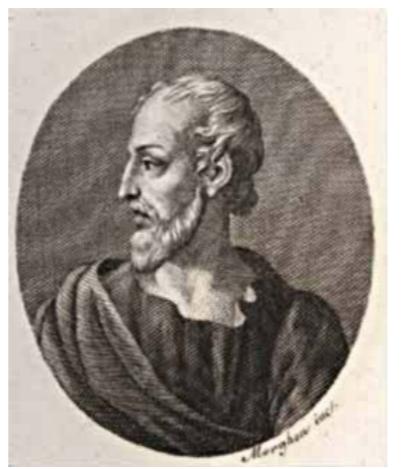
fünfundzwanzig

Innen blutig, doch überwürzt

Silius Italicus wurde vor 2000 Jahren geboren! Doch wer ist der Jubilar? Ein heute kaum bekannter Dichter, ein Epigone des Klassikers Vergil und Verfasser eines monumentalen Werks.

Beginnen wir mit einem kleinen Rätsel: Silius schrieb ein Epos, dessen Namen die meisten Menschen heute – wenn überhaupt – eher als Granatapfel kennen, vielleicht auch als Fruchtsaft. Die blutrote Farbe von Granatapfelsaft passt auch wirklich recht gut zum Inhalt ... Erraten, wie das Epos heißt? Die Namensgleichheit ist natürlich Zufall – oder doch beinahe. Immerhin steckt dieselbe Herkunftsbezeichnung dahinter. Das Epos des Silius heißt *Punica*, weil es von den Punischen Kriegen handelt, genauer gesagt von dem zweiten, dem Krieg gegen Hannibal. Der Granatapfel heißt so – *Punicum granatum* –, weil die Römer ihn als „punischen Apfel“ kannten. Beginnen wir noch einmal neu. Silius Italicus (der um 25 n. Chr. geboren wurde und rund 75 Jahre alt wurde – genaue Lebensdaten sind nicht überliefert) verfasste also ein Epos, und zwar mit seinen über 12.000 Versen in 17 Büchern das voluminöseste der lateinischen Antike, über den Krieg gegen

Hannibal, ein Epos, in dem sehr viel Blut fließt und in dem die römische Nation und der römische Heldenmut gefeiert werden – wenn auch nicht so sehr die römische Intelligenz, die Hannibals strategischem Geiste gegenüber eher alt aussah. Nebenbei feiert das Gedicht Italien, denn der Umstand, dass Hannibal kreuz und quer durch das Land zog, gibt Silius den Anlass, auf allerhand regionale Besonderheiten hinzuweisen, von landwirtschaftlichen Erzeugnissen bis



hin zu Lokalsagen. Und kaum bekannt – so ganz stimmt das nicht. Es hatte Fans in der Antike und dann wieder nach dem ersten Druck im 15. Jh. Und auch heute: In der Klassischen Philologie wird es gerade wiederentdeckt.

„Mehr Sorgfalt als Talent“

Seinen schlechten Ruf bzw. die daraus resultierende Unbekanntheit verdanken die *Punica* vor allem einem Mann: Plinius dem Jüngeren, Zeitgenosse des Silius und Verfasser eleganter Briefe über alles und jeden, der, die oder das um 100 n. Chr. interessant war.

Einer dieser Briefe gilt Silius Italicus: ein Nachruf, und der ist gespickt mit zweifelhaften und vergifteten Komplimenten (epist. III 7). Über die *Punica* schreibt Plinius, Silius dichtete „maiore diligentia quam ingenio“ – „mit mehr Sorgfalt als Talent“. Autsch! Die kleine Spitze wog am Ende mehr als 17 Bücher voller Schlachtgedröhnen. In dieselbe Kerbe schlägt Scaliger im 16. Jahrhundert: „Es fehlt Silius an Spannung, Rhythmus und Inspiration; und wo er einen Einfall hat, scheitert er.“ Doch steckt bei Plinius wahrscheinlich mehr dahinter als ein rein literarisches Urteil. Wie für alle Römer der Oberschicht stand für Silius zunächst die politische Karriere im Mittelpunkt. Jung zur Zeit des Kaisers Claudius, machte er Karriere unter Nero und bekam dabei einige hässliche Flecken auf seine weiße Toga, das heißt, einige mehr, als man als unumgänglich oder verzeihlich ansah. Später zog er sich zurück und „lebte ohne Macht und ohne Neid“. Plinius stichelt hinterlistig, Silius habe „den Makel seines früheren Fleißes durch lobenswerte Muße ausgeglichen“. Also: Das Beste an Silius' politischer Karriere war, dass er sie beendete. Nochmal Autsch!

Silius war tatsächlich eine recht bedeutende Persönlichkeit der römischen Gesellschaft. Der Epigrammdichter Martial lobt ihn für seine Leistung im Staatsdienst wie als Epiker (carm. VII 63). Das tut Martial natürlich auch aus Eigeninteresse, denn der notorisch unter Geldmangel leidende Epigrammatiker war auf

reiche und einflussreiche Gönner angewiesen. Einmal verkündet er stolz, dass der große Silius seine, Martials, Verse tatsächlich gelesen habe! (carm. IV 14)

Und es gibt noch eine Nachricht über Silius. Im blutigen Vierkaiserjahr, nach dem Sturz Neros, als vier Prätendenten um die Macht kämpften, war Silius Italicus einer der wenigen Vermitter, die für einen friedlichen Übergang von Vitellius zu Vespasian sorgten – eine wichtige Leistung und ein gewichtiges Lob, schon allein, weil es von dem großen Historiker Tacitus kommt (hist. III 65). Aber man muss das granatapfelsaftige Werk deshalb auch lesen? Nun, wie Plinius auch sagt: Das Leben ist kurz.

Silke Anzinger

Dr. Silke Anzinger ist Chefredakteurin Latein im Cornelsen Verlag München.



Links oben: Joseph Wright of Derby: „Virgil's Grab im Mondlicht mit Silius Italicus“ (1779)
Links unten: Silius Italicus, Illustration (19. Jh.)
Künstler unbek. Rechts: erste Seite von Silius' *Punica*, Venedig, Biblioteca Nazionale Marciana
Für alle: Wikimedia Commons

500 v. Chr.

fünfhundert vor christus

Blüte, Aufstand, Staub

Herodot, der „Urvater“ der Geschichtsschreibung, berichtet in seinen *Historien* (halb Mythenzählung, halb Literatur, doch teils auch Quellenbericht) von einem Aufstand der Ionier gegen die Perser an der kleinasiatischen Küste. Wohl im Jahr 500 begann er – und sechs Jahre später lag Milet, Zentrum und Ausgangspunkt der Aktionen, in Trümmern.

Geradezu lyrisch wird Milet 1848 in *Meyer's Universum*, dem wir unsere Illustration entnommen haben, beschrieben: „Unweit des vielbesungenen Mäander, in einer der anmutigsten Landschaften Ioniens, den Inseln Samos und Pathmos gegenüber, an der Küste des ägeischen Meeres und an der Grenze von Karien streckte das gefeierte Milet zwischen reizenden Höhenzügen seine prächtigen Glieder aus.“ Das „herrliche Milet, Kleinasiens Athen, die Stadt der Rührigkeit, der Tapferkeit, des Reichthums und der Lust“.

Wohl sieben Mal war der schon in vorgeschichtlicher Zeit besiedelte Ort verlassen oder zerstört und wiedererbaut worden,

im Neolithikum, von den Minoern, den Karern, den Mykenern ... , bevor er um 1000 v. Chr. von ionischen Siedlern neu errichtet und bald zum bedeutenden Handelsplatz wurde.

Im sechsten vorchristlichen Jahrhundert war der kleinasiatisch-ionische Siedlungsraum durch die Perser erobert worden; er war damit von Griechenland weithin isoliert, der Handel erschwert.

So kam es, ausgehend von Milet, zum Aufstand, der sich wie ein Flächenbrand ausgedehnt haben soll. Doch nicht lange. Die Perser eroberten Siedlung für Siedlung, Polis nach Polis zurück.



Als die von Athen unterstützten Verbände der Ionier im Jahr 494 v. Chr. in der Seeschlacht von Lades (einst eine Insel, heute verlandet) vernichtend geschlagen worden waren, fiel auch Milet – und wurde niedergebrannt. Oder mit dem Worten von *Meyer's Universum*: Die Stadt „verfiel dem Geschick alles Schönen und Großen auf der Erde: Sie wurde in den Staub getreten“.

Es war gleichsam das Fanal für die Perserkriege, die vier Jahre darauf mit dem Vorstoß der Heere von Dareios I. und Xerxes I. gegen Athen, dann der Abwehrschlacht von Marathon begannen. Nachzulesen, auch dies, bei Herodot.

Markus Behmer

Die Ruinen von Milet – Stahlstich von Johann Georg Martini aus *Meyer's Universum*, Bd. 13, Hildburghausen 1848

2000 v. Chr

zweitausend vor christus

4000 Jahre Palast von Knossos

Kreta, die südlichste und größte griechische Insel, ist kulturell einzigartig und verschieden von Festland-Griechenland: geprägt von anatolischen wie mykenischen Einflüssen, Vermittler zwischen Asien und Europa, mit eigener Sprache und Schrift, die noch nicht entziffert ist, einer Kultur mit eigenem Namen (minoisch) und eigener Chronologie. Und das Symbol dieser ersten Hochkultur Europas ist der Palast von Knossos.

Ab 10.000 v. Chr. wurden im „Fruchtbaren Halbmond“ des Vorderen Orients Wildpflanzen gezielt gezüchtet und Wildtiere domestiziert. Mit diesem „Ackerbaupaket“ wanderten neolithische Siedler u.a. nach Norden, nach Anatolien – langsam, aber stetig, denn Rad und Wagen waren noch nicht erfunden. Von Anatolien aus erreichten sie dann auch den Bosporus und den Balkan. Ein Zweig setzte von Südwestanatolien (oder evtl. von Zypern) aber auch über das Meer und erreichte Kreta, wo auf dem Hügel von Knossos im 7. Jahrtausend v. Chr. zuerst nur saisonal, für einige Jahrhunderte eine erste Kleinsiedlung entstand. Eine zweite neolithische Zuwanderung aus Anatolien, eintausend Jahre nach der ersten, führte dann im 6. Jahrtausend v. Chr. zu einer dauerhaften Besiedlung. Im dritten Jahrtausend v. Chr. waren erste indogermanische Stämme beiderseits der Ägäis nach Süden gewandert und wohl ebenfalls bis nach Kreta gelangt (Vorpalastzeit). In Anatolien entstanden daraus später die Luwier, in Griechenland die sog. ‚Pelasger‘. Als zwischen 2.100 und 1.800 v. Chr. an der Stelle – und über – der neolithischen Siedlung der erste Palast von Knossos entstand, waren also bereits mehrere ethnische Gruppen auf Kreta mit ihrer jeweils eigenen Sprache versammelt. Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. kamen noch die Mykener hinzu, danach um 1.000 v. Chr. die griechischen Dorer. Diese Völkerstaaten waren auch noch zu Homers Zeiten klar räumlich, ethnisch und sprachlich voneinander auf Kreta zu

unterschieden. Die „Eteokreter“ galten als „die wahren Kreter“, die später an die östliche Peripherie der Insel abgedrängt wurden. Die Mittlerrolle Kretas zwischen Ost und West hat in der griechischen Mythologie einen Nachhall, indem Zeus in Stierform Europa von Vorderasien her auf die Insel bringt, wo er ja in der Idäischen Höhle auch selbst geboren und aufgewachsen war.

Herrschaft und Herrlichkeit weit vor unserer Zeit

Der erste Palast von Knossos (ältere Palastzeit) wurde bereits 1.750 bis 1.700 v. Chr. durch ein Erdbeben zerstört, aber prächtiger und größer neu errichtet (jüngere Palastzeit, bis 1.450 v. Chr.).

In dieser Zeit entstand mit der Linear A auch die erste Schrift. Diese Schrift entzieht sich immer noch einer Entzifferung. Die zugrundeliegende Sprache wird die minoische genannt. Diese jüngere Palastzeit versuchte Arthur Evans, der Ausgräber von Knossos, durch phantasievolle (und höchst umstrittene) Teilrekonstruktionen wieder anschaulich zu machen. Knossos wurde in dieser Zeit zum führenden Stadtstaat der Insel und entwickelte sich zu einer Thalassokratie: Seine Flotte beherrschte den Mittelmeerhandel und den Verkehr mit den ägäischen Inseln, handelte aber auch mit dem Vorderen Orient und Ägypten: Der Name *Ku-nu-ša* (für mykenisches *Ko-no-so*) taucht auf einer ägyptischen Inschrift auf.

Innere wie äußere Feinde hatte Knossos in dieser Zeit nicht zu fürchten: den Palast umgaben nie Stadtmauern, ganz anders als bei den mykenischen Burgen von Mykene und Tiryns mit ihren Kyklopenmauern. Verwundbar war Knossos trotzdem: der Vulkanausbruch von Thera (ca. 1628 v. Chr. oder um 1528 v. Chr.) und die begleitende Tsunamiwelle zerstörten zwar nicht den Palast, aber mit Sicherheit alle Schiffe in den Häfen. Damit war die Vorherrschaft von Knossos auf dem ägäischen Meer empfindlich getroffen, und das Ausbleiben der Handels schiffe musste natürlich auch in Griechenland auffallen, besonders in Athen und Mykene, deren Burgen um die gleiche Zeit verstärkt wurden und deren Herrschaft sich zu ihrem Höhepunkt entwickelte. Die Mykener stießen in die sich bietende Lücke und machten sich unabhängig von der Vorherrschaft von Knossos auf dem Meer. Im griechischen Mythos ist die Geschichte von dem athenischen Tribut an Knossos und der Befreiung davon durch Theseus eine Erinnerung an diese Vorgänge.

Im 15. Jh. v. Chr. drangen mykenische Griechen nach Kreta selbst vor und übernahmen dort die Macht (Dritte Palastzeit, 1.450–1330 v. Chr.). Sie entwickelten für ihre Sprache aus den Symbolen der älteren Linear A die sog. Linear B-Schrift, die dann ja auch auf Festlandsgriechenland in Gebrauch kam. Mitte des 14. Jh. v. Chr. brannte der Palast von Knossos nieder und wurde aufgegeben. Kreta war jetzt Teil des mykenischen Kulturreiches.

Ein Haus als Labyrinth – hochgestapelt, mit hunderten Räumen

Die ältere Palastzeit, unter der noch die neolithischen Siedlungsreste liegen, und die jüngere Palastzeit ließen mit ihren Um- und Neubauten die Kulturschicht auf dem Hügel stark anwachsen, bis er schließlich sieben bis acht Meter erreichte. Während der Hügel also in die Höhe wuchs, dehnte sich das Palastareal gleichzeitig aus, was in der Folge zu einer teils mehrstöckigen, terrassierten, Anlage führte, die ca. 800 Räume umfasste. Neben den repräsentativen Räumen finden sich die berühmten Vorratslager mit den Pithoi (für Wein, Oliven und Getreide) ebenso wie Handwerkerräume. Wo die Geschosse wie übereinander gestapelt waren, wurden sie durch Treppen verbunden; Reste der älteren Anlagen waren nunmehr Kellergewölbe, die kein direktes Tageslicht mehr hatten.

Damit unterschied sich der Palast von Knossos (mindestens in der zweiten Palastzeit) deutlich von dem, was Theseus und seine Gefolgschaft aus Athen kannten: ein-, allenfalls mal zweigeschossige Einraum-Häuser mit begehbaren Dächern. Die Anlage in Knossos musste ihnen riesig, verwirrend und un durchschaubar erscheinen. So entstand in griechischem Mund aus dem vorgriechischen (bzw. altanatolischen) Wort *Labyrinthos*, das eigentlich nur *Ort der Doppelaxt* bedeutete, die weiterentwickelte Bedeutung vom *Labyrinth* in unserem heutigen Sinne.

Die Doppelaxt war das Symbol der Königsherrschaft in Knossos; sie wurde in vielerlei Abbildungen und Gestalten bei den Ausgrabungen gefunden. Mit dem Stierkult hatte Knossos zudem eine völlig andere Tradition als die mykenischen Griechen, bei denen Pferde die am höchsten verehrte Tiere waren. Die symbolisierten Stierhörner sind im Palast von Knossos ebenfalls prominent zu sehen. Anders als in den mykenischen Burgen hatten die kretischen Paläste stets einen großen zentralen Innenhof, um den herum sich die vielen Räumlichkeiten, nach Zweckbestimmung gruppiert, anschlossen. Dieser Innenhof liegt in Knossos auf der Hügelkuppe und über der ältesten neolithischen Siedlung. In den mykenischen Palastzentren hingegen dominierte das Megaron, die große (und gedeckte) Halle, die Palastanlage, mit Herd und anschließendem Thronsaal. Da Kreta bekanntlich ein noch heißeres Klima als das griechische Festland hat, arbeitete man in Knossos bei der Anlage des Palastes offenbar bewusst mit kleineren Räumen, viel Schatten und gezielter Beleuchtung sowie Belüftung unter Ausnutzung eines ‚Kamineffektes‘.

Da die beiden kretischen Schriften, Linear A und Linear B, nur für Verwaltungszwecke gebraucht wurden, sind ansonsten historische Zeugnisse spärlich. Von den Herrscherfamilien kennen wir, anders als von den Hethitern oder den Mykenern, im Grunde nur die Namen von Minos und seiner Familie, einschließlich des mythischen Minotauros, den Theseus mit Ariadnes Hilfe erfolgreich tötete. Diese Namen entstammen aber schon der mykenisch dominierten Spätzeit von Knossos, und sie sind indogermanischer Herkunft. Wenn die gesamte Kultur (mit Arthur Evans) nach diesem einen Herrscher „minoisch“ genannt wird, dann ist das also nur eine moderne Terminologie in Ermangelung einer überlieferten Selbst- oder Fremdbezeichnung. (Die mykenischen Griechen wurden ja nachweislich *Danaer* oder *Achäer* genannt, bevor später der Sammelname *Griechen* aufkam.) Übrigens hat man in Knossos nie Gräber der minoischen Herrscherfamilien gefunden, während in Mykene mit den Gräbern bekanntlich sehr großer Aufwand getrieben wurde.

Kreta und Knossos haben also Vieles zu bieten, was auch heute noch rätselhaft ist. Die Erforschung dieses Schmelzriegels zwischen Orient und Okzident ist deshalb noch lange nicht am Ende – von der Entzifferung des berühmten *Diskos von Phaistos* ganz zu schweigen.

Sebastian Kempgen

Der Autor war Inhaber des Lehrstuhles für Slavische Sprachwissenschaft an der Universität Bamberg. Sein neuestes Buch, *Ägäische Etymologien: Sprache, Geschichte, Archäologie*, erschien 2025 bei der University of Bamberg Press.

Abb. S. 194: Ruinen des Palastes von Knossos.
Foto: Sebastian Kempgen



Mesopotamiens Medienrevolution

Vor rund 5000 Jahren entstand in Mesopotamien nicht nur die erste Hochkultur der Menschheit, sondern auch das erste Schriftsystem. Diese bahnbrechende Erfindung legte den Grundstein für die Entwicklung von Medien und Kommunikation, wie wir sie heute kennen.

Von Piktogrammen zur Keilschrift

Im 4. Jahrtausend v. Chr. entwickelt sich im südlichen Mesopotamien, dem heutigen Irak, die sumerische Kultur. In den wachsenden Stadtstaaten wie Uruk entsteht ein komplexes Wirtschaftssystem, das eine effiziente Verwaltung erfordert. Als Antwort auf diesen Bedarf schaffen die Sumerer zunächst ein System aus Piktogrammen, das sich rasch zur Keilschrift weiterentwickelt. Diese Piktogramme – stilisierte Abbildungen von Objekten oder Konzepten – bilden die Grundlage für die spätere Abstraktion der Schrift.

Die Keilschrift, benannt nach den keilförmigen Eindrücken, die mit einem Schreibgriffel in weichen Ton geritzt werden, entwickelt sich zu einem komplexen System aus Silben- und Wortzeichen. Mit der Zeit wird die Keilschrift abstrakter und kann nicht nur konkrete Objekte, sondern auch abstrakte Konzepte und grammatischen Elementen darstellen.

Diese frühe Form der Schrift wird auf Tontafeln geritzt und dient anfangs hauptsächlich der Buchhaltung. Doch schon bald erkennen die Mesopotamier das Potenzial dieses neuen Mediums. Die Keilschrift ermöglicht es, Gedanken, Geschichten

und Wissen über Generationen hinweg zu bewahren und zu verbreiten.

Medien als Machtinstrument

Mit der Entwicklung der Schrift entstand auch eine neue Elite: die Schreiber. Sie waren die ersten „Medienexperten“ der Geschichte und genossen hohes Ansehen in der Gesellschaft. Die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben wird zu einem mächtigen Instrument, das von Herrschern und Priestern genutzt wird, um ihre Autorität zu festigen.

In den Tempeln und Palästen Mesopotamiens entstehen die ersten „Medienzentren“. Hier werden nicht nur Verwaltungsdokumente, sondern auch religiöse Texte, Gesetze und literarische Werke verfasst. Der berühmte *Codex Hammurabi*, eine der ältesten Gesetzesammlungen der Welt, ist ein eindrucksvolles Beispiel für die Macht des geschriebenen Wortes.

Keilschrift auf Ziegelsteinen in Tchogha Zambil (Iran).
Foto: dynamosquito / Wikimedia Commons

Das erste „Soziale Netzwerk“

Die Erfindung der Schrift revolutioniert nicht nur die Verwaltung und Machtstrukturen, sondern schafft auch neue Möglichkeiten der Kommunikation über große Entfernung. Tontafeln mit Nachrichten und Verträgen werden zwischen den Städten ausgetauscht, was als Vorläufer unserer heutigen Kommunikationsnetzwerke gesehen werden kann. Das Epos von *Gilgamesch*, eines der ältesten literarischen Werke der Menschheit, zeigt, wie schon vor Jahrtausenden die Schrift auch zur Unterhaltung und Weitergabe kultureller Werte genutzt wird. Diese frühen „Medieninhalte“ prägen das

kollektive Bewusstsein und schaffen eine gemeinsame kulturelle Identität. Die Entwicklung der Schrift in Mesopotamien markiert den Beginn einer Medienrevolution, die bis heute andauert. Von den Tontafeln der Sumerer bis zu den digitalen Plattformen unserer Zeit zieht sich eine direkte Linie der Informationsverarbeitung und -verbreitung. Das Erbe dieser frühen Medienpioniere prägt unsere Kommunikationskultur bis heute und erinnert uns daran, wie tiefgreifend Medien unsere Gesellschaft formen können.

Luca Behr

Student der Bamberger Kommunikationswissenschaft.

In memoriam Holger Böning

Nicht mit einem Jubiläum schließen wir diesmal Anno – sondern mit einem Nachruf. Am 5. Mai 2024 ist Holger Böning gestorben. Er war der wohl beste Kenner der deutschen Pressegeschichte im Zeitalter insbesondere der Aufklärung, war selbst ein Volksaufklärer im besten und tiefsten Sinne des Wortes, Forscher und Publizist, Verleger und Vernetzer im Dienste von Wissenschaft und Öffentlichkeit. Und er war einer der produktivsten Autoren auch unserer kleinen Zeitschrift.

Gleich zur ersten Ausgabe, *Anno 13*, trug er einen achtseitigen Aufsatz über Johann Mattheson und den in der deutschen wie europäischen Mediengeschichte so relevanten Zeitschriftentypus der Moralischen Wochenschriften bei; es ist der längste Text, der überhaupt in unserem Magazin der Medienjubiläen erschienen ist.

In fast jedem weiteren Heft war er mit mindestens einem Beitrag vertreten, teils auch mit mehreren; zuletzt, in *Anno 23*, schrieb er über Christoph Martin Wielands *Teutschen Merkur*. „Im Dienste ‚ächter‘ Aufklärung“ hatten wir den Beitrag überschrieben. Ein Dienst, dem sich auch Holger Böning selbst mit immensem Einsatz und großer Wirkung unterzog.

Beim Begräbnis am 28. Mai 2024 sprach Prof. Dr. Jürgen Wilke, Freund und Kollege von Holger Böning, einen Nachruf. Sehr gerne drucken wir ihn hier ab.

Werte Trauerversammlung,

wie manche von Ihnen vielleicht wissen, vergibt die Stadt Mainz alle zwei Jahre – abwechselnd mit Leipzig – den Gutenberg-Preis der Internationalen Gutenberg-Gesellschaft für „hervorragende künstlerische, technische und wissenschaftliche Leistungen auf dem Gebiete der Druckkunst.“ Zu den Preisträgern gehörten zum Beispiel Alberto Manguel, Elisabeth L. Eisenstein, Umberto Eco und Robert Darnton.

Im November 2021 habe ich mich an die Jury des Preises mit dem Vorschlag gewandt, den Preis 2022 an Holger Böning zu verleihen. Zur Begründung des Vorschlags habe ich Folgendes ausgeführt: Die Gutenberg-Preise der Stadt Mainz sind bisher noch nie an jemanden verliehen worden, der sich durch Forschung, Publikationen und andere Aktivitäten um die periodische Presse (insbesondere der Zeitung) hervorragend ausgewiesen hat, also einen großen Sektor des Druckwesens, der

auch auf die Erfindung Johannes Gutenbergs zurückgeht und ihm zu verdanken ist. Es scheint mir an der Zeit, dieses Manko zu beheben, indem der Preis an Prof. Dr. habil. Holger Böning verliehen wird.

Holger Böning, geboren am 16.12.1949 in Delmenhorst, besuchte die Volksschule und absolvierte eine Lehre als Starkstromelektriker. Er legte danach das Abitur am Oldenburg-Kolleg ab und studierte von 1972 bis 1978 Germanistik, Geschichte und Pädagogik an der Universität Bremen. Im Jahre 1982 wurde er dort promoviert, mit einer Arbeit über die Volksaufklärung in der Schweiz. 1987 wurde er Wissenschaftlicher Mitarbeiter und dann Sprecher der Deutschen Presseforschung, einer seit 1957 bei der Staatsbibliothek Bremen angesiedelten und später in die Universitätsbibliothek Bremen integrierten gesonderten Einrichtung. Seine Habilitation erfolgte 1991 mit

einer Arbeit über die Presse und Gebrauchsliteratur der deutschen Aufklärung. Böning war bis 2015 Professor für Neuere Deutsche Literatur und Geschichte der deutschen Presse und Leiter der Deutsche Presseforschung der Universität Bremen. Folgende Leistungen bzw. Verdienste des Vorgeschlagen sind anzuführen:

Leitung der Deutschen Presseforschung an der Universität Bremen

Holger Böning war fast 30 Jahre lang Leiter des Instituts Deutsche Presseforschung, der wichtigsten (und einzigen) deutschen Einrichtung zur Dokumentation und Erforschung der frühneuzeitlichen Presse im deutschsprachigen Raum. Er hat dieses Institut gewissermaßen aus seinem „Dornröschenschlaf“ erweckt und zu einem unentbehrlichen Träger und Hilfsmittel der Presseforschung gemacht – mit einem begrenzten Personal- und Finanzbudget. Die Aufgabe des Instituts bestand zudem vor allem in Serviceleistungen für Wissenschaftler verschiedener historischer Disziplinen. Böning hat die archivalische Sicherung der deutschen Presse des 17. Jahrhunderts vorangetrieben und insbesondere der Digitalisierung der Zeitungsbestände den Weg bereitet. Dieses Arbeitsprogramm wurde um eine Abteilung für die deutsch-jüdische Presse erweitert. Leider wurde die Einrichtung Deutsche Presseforschung nach seiner Pensionierung herabgestuft. Schon vorher war die ursprünglich selbständige Einrichtung in die Bibliotheks- und Fachbereichsstruktur der Universität Bremen eingefügt worden.

Wissenschaftliche Forschung

Holger Böning hat ein breites wissenschaftliches Oeuvre vorzuweisen, mit dem Schwerpunkt auf der Presse der frühen Neuzeit und der Aufklärung. Er hat sich um die **Grundlagenforschung** verdient gemacht, indem er mit bio-bibliographischen Handbüchern überhaupt den Bestand an Presseorganen in der frühen Neuzeit zu erfassen suchte. Mehrere dieser Handbücher zum Zeitungswesen in Hamburg und Norddeutschland sind erschienen. Auch an der systematischen Erschließung der Literatur zur Volksaufklärung war er (zusammen mit Reinhart Siegert) maßgeblich beteiligt.

Weiter hat er, basierend immer wieder auf Forschungsprojekten, eine **Vielzahl von Untersuchungen und Beiträgen zur Pressegeschichte** verfasst (<https://deutsche-presseforschung.net/herr-prof-dr-boening/>). Schwerpunkte darin bilden das Zeitungswesen in Hamburg, das Intelligenzwesen (Anzeigenblätter), die Presse im Dreißigjährigen Krieg und in der Aufklärung. Auch Fragen der Produktion (biographisch) und Rezeption (Leserschaft) interessierten ihn. Seine Arbeiten haben die Kenntnis des frühen Pressewesens in Deutschland (und auch in der Schweiz) maßgeblich erweitert. Weitere Arbeiten befassten sich mit Musik und Presse. Biographien hat er den Musikern und Musikpublizisten Johann Mattheson und Georg

Philipp Telemann gewidmet. Ferner hat er ein Buch zum politischen Lied in Deutschland geschrieben. Entscheidend für ihn war stets eine quellennahe wissenschaftliche Arbeit. Holger Böning ist ferner durch eine **Reihe von Editionen** vorgetreten, beispielsweise von periodischen Schriften der Volksaufklärung, von Schriften einzelner Publizisten (z.B. Jus- tins Möser) und von **Sammelbänden** zu bestimmten historischen Anlässen (z. B. der Französischen Revolution) und von **wissenschaftlichen Tagungen**. Holger Böning gehörte 1999 zu den Gründern und zu den Herausgebern des *Jahrbuchs für Kommunikationsgeschichte*, von dem inzwischen mehr als 20 Jahrgänge vorliegen. Es handelt sich dabei um das wichtigste wissenschaftliche Periodikum zur Medien- und Kommunikationsgeschichte in Deutschland, das endlich diesem Gegenstand eine fortlaufende Publikationsmöglichkeit verschafft hat, welche es in den allgemeinen kommunikationswissenschaftlichen und historischen Fachzeitschriften schwer hat.

Lehre, Tagungen, Symposien, Ausstellungen

Als Dokumentations- und Forschungszentrum ist die Deutsche Presseforschung aus dem Lehrbetrieb der Universität Bremen ausgenommen. Daher hat Holger Böning ganz überwiegend als Forscher, Experte für Auskünfte und Organisator gearbeitet und arbeiten können. Dennoch hat er immer wieder auch Lehrveranstaltungen zur Pressegeschichte angeboten und Vorträge zu diesem Themenbereich gehalten.

Unter Holger Bönings Leitung sind bei der Deutschen Presseforschung in Bremen immer wieder Tagungen und Symposien veranstaltet worden, von ihm selbst, aber auch anderen Mitgliedern dieser Einrichtung. Beispielsweise zum Thema „Französische Revolution und deutsche Öffentlichkeit“ (1989) und zum 50jährigen Jubiläum „Presse und Geschichte. Leistungen und Perspektiven der historischen Presseforschung“ (2007). An zahlreichen anderen Tagungen in Bremen und anderswo war die Deutsche Presseforschung als Mitorganisatorin beteiligt.

Holger Böning hat mehrere Ausstellungen in Bremen und anderen Orten zum Pressewesen (mit) organisiert, so u.a. über die Anfänge der Pressemetropole Hamburg, zum 400. Geburtstag der Zeitung und zur Presse in Bremen im Ersten Weltkrieg.

Buchverlag

Holger Böning hat sich nicht nur als Organisator und Forscher um die gedruckte Presse in Deutschland gekümmert. Er ist auch als Verleger von Büchern aktiv geworden. Er hat 1998 (zusammen mit seiner Frau Elke Ehlers) in Bremen den Verlag *edition lumière* gegründet und damit die Publikation zahlreicher Titel zur Geschichte der Presse und der deutschen Aufklärung ermöglicht. Das ist umso verdienstvoller, weil es keinen Verlag mit gleichem Schwerpunkt in Deutschland gibt und viele der Titel woanders nicht hätten erscheinen können – oder



Holger Böning (1949 - 2024).
Foto: Michael Wögerbauer

nur mit großen, immer schwerer zu beschaffenden Druckkostenzuschüssen. Bei der *edition lumière* handelt es sich eher um einen low budget-Verlag, ohne jedoch auf buchgestalterische Qualität zu verzichten. Im Gegenteil: es erscheinen dort häufig ausgesprochen schöne Bücher, nicht zuletzt durch die Eigenarbeit des Verlegers selbst. Aber auch die kaufmännische Seite muss dazugehören. Mehrere Buchreihen werden in der *edition lumière* geführt. In der Reihe „Presse und Geschichte. Neue Beiträge“ sind inzwischen 150 Titel erschienen (<http://www.editionlumiere.de/>)

Die Vielzahl der vorgenannten Leistungen und Verdienste machen Holger Böning meines Erachtens zu einem höchst würdigen Träger des Gutenberg-Preises. Er stand mit diesen Leistungen bisher nicht im Zentrum öffentlicher Aufmerksamkeit, doch wäre es höchst angebracht, sie mit dem Preis ins Licht der Öffentlichkeit zu heben. Und damit auch ein Druckmedium in den Blickpunkt zu rücken, das Johannes Gutenberg seine Existenz verdankt, dessen Zukunft in seiner jahrhundertelangen Form allerdings heute durch neue Technologien gefährdet erscheint.

Ein wahrlich preiswürdiges Wirken

Das ist der Wortlaut meiner Begründung für den Vorschlag, den Gutenberg-Preis 2022 an Holger Böning zu vergeben. Ich habe ihn selbst damals weder gefragt noch von meiner Initiative informiert. Ich wollte vermeiden, dass er enttäuscht wäre, wenn er den Preis nicht zugesprochen bekäme, was dann leider auch der Fall war.

Leider hat sich die Jury, die über die Vergabe des Gutenberg-Preises befindet, nicht für meinen Vorschlag entschieden. Er wurde vor zwei Jahren zum ersten Mal geteilt und an den Buchforscher Jeffrey F. Hamburger und den Drucker und Verleger Eckhard Schumacher Gebler verliehen.

Ich habe meinen Vorschlag dann nach zwei Jahren für 2024 erneuert, unter Beteiligung von Kai-Michael Sprenger, dem Direktor der Stiftung deutsche Orte der Demokratie. Doch hat die Kommission leider auch diesmal den Vorschlag nicht aufgegriffen, sondern den Preis an Frau Dr. Valentyna Bochkovska, die Direktorin des Museums für Buch und Druck der Ukraine in Kiew vergeben. Offensichtlich haben diesmal aktuelle politische Motive eine Rolle gespielt. Das ist nachvollziehbar, hat aber andere stärker inhaltlich motivierte Vorschläge chancenlos gemacht.

Eine Vergabe an Holger Böning wäre, wie wir jetzt leider wissen, auch tragisch gewesen, weil er sie zwar nach der Bekanntgabe am 1. Mai noch hätte erfahren, den Preis aber selbst am 22. Juni 2024 in Mainz nicht mehr hätte entgegennehmen können. Und sein plötzlicher Tod hat jetzt auch die Möglichkeit vereitelt, den Vorschlag in zwei Jahren noch einmal zu wiederholen. Wie schade!

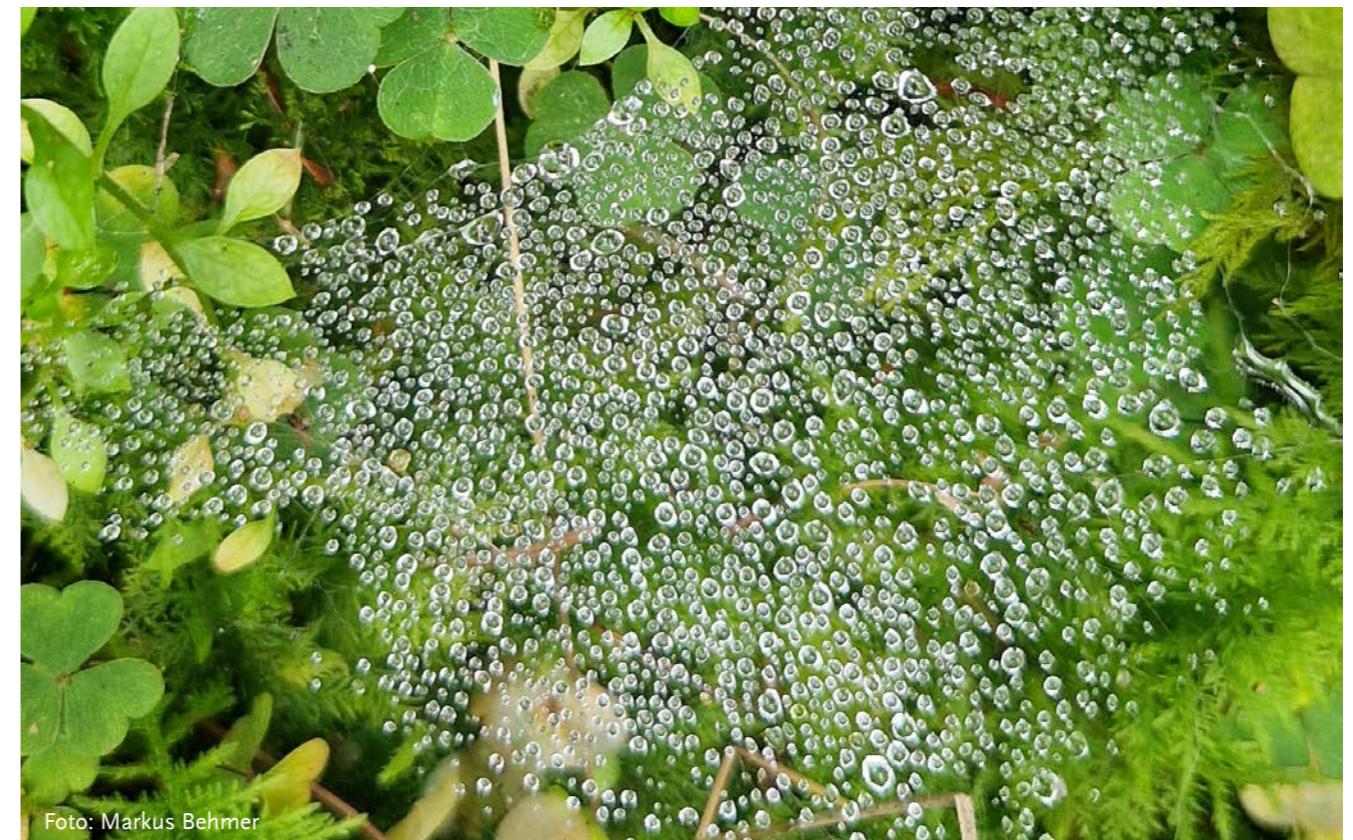
Mir liegt sehr daran, diese Initiative heute hier öffentlich zu machen. Als ich vor gut zwei Jahren die verlesene Begründung schrieb, dachte ich daran, dass sie vielleicht die Grundlage für eine Laudatio bei der Preisvergabe sein könnte. Eine unendliche Trauer erfüllt mich, lieber Holger, dass ich sie Dir heute nur noch als Nachruf widmen kann.

Jürgen Wilke

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

60 Personen haben die insgesamt 125 Textbeiträge für diese elfte Ausgabe von *Anno* geschrieben. Alle Autor*innen sind erreichbar über markus.behmer@uni-bamberg.de.

- Anzinger, Silke, Dr.**, Chefredakteurin Latein im Cornelsen Verlag München – S. 190f.
- Banita, Georgiana, PD Dr.**, Privatdozentin im Fach Nordamerikanische Literatur und Kultur, Universität Bamberg – S. 52
- Behmer, Markus, Prof. Dr.**, Professor für Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg; Herausgeber und Alleinredakteur von *Anno* – S. 3, 5, 6-13, 14f., 42, 53, 53f., 58, 59, 64f., 75, 79, 88-90, 95, 102f., 105f., 108-110, 126f., 150f., 161, 168f., 173, 192f., 202
- Behr, Luca**, Student der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 189, 196f.
- Birkner, Thomas, Prof. Dr.**, Leiter des Fachbereichs Journalistik, Universität Salzburg – S. 26
- Braunreuther, Luisa, B.A.**, Absolventin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 44, 106f.
- Brehm, Alina**, Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 38, 78f.
- Fränkle, Leonie**, Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 184f.
- Franzetti, Annika, M.A.**, Lehrkraft für besondere Aufgaben im Studiengang Journalistik, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt – S. 18f., 118f.
- Goldmayer, Lola**, Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 45f., 72f.
- Goller, Detlef, Dr.**, Akademischer Direktor am Lehrstuhl für Deutsche Philologie des Mittelalters, Universität Bamberg – S. 181-183
- Grett, Anastasia**, Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 97f., 124f.
- Grotzky, Johannes, Prof. Dr.**, Hörfunkdirektor (i.R.) des Bayerischen Rundfunks, Honorarprofessor für Slavistik, Universität Bamberg – S. 74f., 81, 157f.
- Guidetti, Simone, M.A.**, wiss. Mitarbeiter am Institut für Slavistik, Universität Bamberg – S. 49f.
- Hagelgans, Xenia**, Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 24f., 29f., 166f., 169
- Halank, Susen, M.A.**, wiss. Mitarbeiterin am Institut für Romanistik, Universität Bamberg – S. 82f., 133
- Hegeler, Viktoria**, Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 30, 80f.
- Hellwig, Melanie, Dr.**, wiss. Mitarbeiterin, Jade-Hochschule am Standort Wilhelmshaven – S. 65f.
- Hömberg, Walter, Prof. Dr.**, Professor (em.) für Kommunikationswissenschaft, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt – S. 76f., 111-113
- Hofmann, Florian**, Student der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 16f., 84
- Hruschka, Lea, M.A.**, Absolventin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg; Schülerin der Deutschen Journalistenschule – S. 48
- Jürgensen, Christoph, Prof. Dr.**, Professor für Neuere Deutsche Literatur und Literaturvermittlung, Universität Bamberg – S. 31f., 60f.
- Jungwirth, Laura, B.A.**, Absolventin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 147f., 155f.
- Kast, Matthias, M.A.**, wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Kommunikationswissenschaft – Rezeption und Wirkung, Universität Augsburg – S. 86f., 122f., 185f.
- Katzenberger, Vera, Prof. Dr.**, Juniorprofessorin für Digitalen Journalismus, Universität Leipzig – S. 22f.
- Kempgen, Sebastian, Prof. Dr.**, Professor (em.) für Slavische Sprachwissenschaft, Universität Bamberg – S. 56f., 194f.
- Knappe, Gabriele, Prof. Dr.**, apl. Professorin am Institut für Anglistik/Amerikanistik, Universität Bamberg – S. 174-176
- Kössinger, Norbert, Prof. Dr.**, apl. Professor Deutsche Philologie des Mittelalters, Universität Bamberg – S. 177f.
- Laier, Diana**, Studentin und Tutorin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 28, 152
- Lamberti, Tabea, M.A.**, Kollegiatin im DFG-Graduiertenkolleg „Modell Romantik“, Universität Jena, S. 50f.
- Lange, Sarah Alice, B.A.**, Masterstudentin an der Universität Erfurt – S. 149
- Laubach (Weißen), Thomas, Prof. Dr.**, Professor für Katholische Ethik, Universität Bamberg – S. 172f.
- Lützelberger, Florian, Dr.**, wiss. Mitarbeiter am Institut für Romanistik, Universität Bamberg – S. 43, 138f., 140f.
- Marek, Laura, B.A.**, Bachelorabsolventin der Kommunikationswissenschaft und Masterstudentin der Informatik, Universität Bamberg, S. 85
- Martorell Nassl, Sophie**, Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 73f.
- Marx, Friedhelm, Prof. Dr.**, Professor für Neuere Deutsche Literatur, Universität Bamberg – S. 113-117
- Meer, Ulrich**, Journalist, Recklinghausen/Hausham – S. 94
- Mehling, Gabriele, PD Dr.**, wiss. Mitarbeiterin am Institut für Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 55f.
- Möbius, Katharina, M.A.**, Journalistin, Mitarbeiterin am Herder-Institut für historische Ostmitteleuropastudien Marburg – S. 69
- Möckel, Katharina**, Absolventin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 108-110, 145
- Müller, Holger, Dipl. Journ.**, wiss. Mitarbeiter am Inst. für Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 26f., 35f., 37
- Münsterlein, Kerstin-Anja, Dr.**, wiss. Mitarbeiterin am Institut für Anglistik/Amerikanistik, Universität Bamberg – S. 68
- Niederée, Mike**, Student der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 20f., 136f.
- Prezemeck, Luise**, Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 21, 104f.
- Enrique Rodrigues-Moura, Pof. Dr.**, Professor am Institut für Romanistik – S. 170f.
- Rössler, Patrick, Prof. Dr. Dr.**, Professor für Kommunikationswissenschaft, Universität Erfurt – S. 62f., 100-102
- Roppelt, Tanja, Dr.**, Leiterin des Museums Geburtshaus Levi Strauss, Buttenheim – S. 66f.
- Rossa, Antonia**, Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 40f., 179f.
- Schäfer, Christian, Prof. Dr.**, Professor für Philosophie, Universität Bamberg – S. 164f., 187f.
- Schlieder, Chrostoph, Prof. Dr.**, Professor für Angewandte Informatik in den Kultur-, Geschichts- und Geowissenschaften, Universität Bamberg – S. 39f.
- Schmidt, Stefanie**, Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 123f., 159f.
- Schnitker, Amelie**, Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 144, 158
- Schüller, Joachim, M.A.**, Politologe – S. 128f., 142f., 153f., 154f.
- Sommermann, Viktoria, M.A.**, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Departement für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung, Université Fribourg (CH) – S. 33-35, 134f.
- Stanoschek, Isabel, Dr.**, Assistentin der Studiendekane der Fakultät für Geistes- und Kulturwissenschaften, Universität Bamberg – S. 46f.
- Stark, Lukas**, Student der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 96, 146,
- Starkulla, Heinz jr., PD Dr.**, Privatdozent am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung, Universität München – S. 70f., 120f., 162f.
- Wagner, Hans-Ulrich, Dr.**, Leiter des Forschungsprogramms „Wissen für die Mediengesellschaft“ am Hamburger Leibniz-Institut für Medienforschung/Hans-Bredow-Institut, S. 98f.
- Wilke, Jürgen, Prof. Dr.**, Professor (em.) für Kommunikationswissenschaft, Universität Mainz – S. 130-132, 197-199
- Zehnder, Christian, Prof. Dr.**, Professor für Slavische Literatur, Universität Bamberg – S. 91-93





Was fehlt?

Auch auf gut 200 Seiten lässt sich längst nicht alles unterbringen, was in unser Jubiläumsjahr 2025 passen würde. So fehlen viele Jubilare, etwas der 125. Geburtstag der großen Schriftstellerin Ann Seghers, geboren am 19. November 1900, oder der 275. Todestag von Johann Sebastian Bach, gestorben am 28. Juli 1750. Und auch der Gründung der Wiener *Neuen Kronen Zeitung* im Jahr 1900 haben wir hier nicht gedacht.

Historiker*innen und/oder Theolog*innen werden unter anderem zwei weltbewegende Jahrestage vermissen – nämlich das 1700. Jubiläum des Konzils von Nicäa, durch das das Christentum zur Weltreligion wurde, und die Krönung von Karl dem Großen am 25. Dezember 800 zum Kaiser im Aachener Dom. An sie sei wenigstens mit einem Bild gedacht: einem Gedächtnispokal mit Szenen aus Karls Leben, hergestellt in Böhmen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Burgmuseum Český Krumlov).

Text und Foto: Markus Behmer



Und wieder sehen wir betroffen
das Journal zu und viele Jubiläen offen.



www.uni-bamberg.de